Aus der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Universitätsklinikum Eppendorf
Abteilung für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters
Direktor: Prof. Dr. Riedesser

„Afrikanische Familien im Exil-

Narrative von Belastung und Trauma sowie deren Bewältigung nach Erfahrungen mit organisierter Gewalt und gesellschaftlichen Umbruchsituationen“

Dissertation
Zur Erlangung des Grades eines Doktors der Medizin

dem Fachbereich Medizin der Universität Hamburg vorgelegt von
Alexandra Kaie
aus Hamburg
Hamburg, 2000

Angenommen von dem Fachbereich Medizin der Universität Hamburg am: 27.02.2001

Gedruckt mit Genehmigung des Fachbereiches Medizin der Universität Hamburg.

Dekan: Prof. Dr. H.-P. Leichtweiß

Referent: Prof. Dr. P. Riedesser

Koreferent:

1. EINLEITUNG ... 5

1.1. PROBLEMSTELLUNG ... 5
1.2. LITERATURÜBERBLICK ... 6
1.3. STAND DER FORSCHUNG ... 6
1.3.1. Belastung und Trauma ... 6
1.3.1.1. Geschichtlicher Rückblick ... 7
1.3.1.2. Traumakonzepte ... 9
1.3.1.3. Das Trauma des Flüchtlings ... 16
1.3.2. Verarbeitung belastender Erfahrungen ... 20
1.3.2.1. Modelle von kognitiver Wahrnehmung (cognitive appraisal) und Bewältigung (Coping) ... 20
1.3.2.2. Widerstandskraft (Resilience) vs. Coping ... 22
1.3.3. Familie im interkulturellen Kontext ... 23
1.3.3.1. Definition des Begriffs Familie ... 23
1.3.3.2. Die Organisationsebenen der Familie ... 24
1.3.3.3. Familiäre Lebenszyklen und deren Bedeutung für die Familiendiagnostik ... 26
1.3.3.4. Die Variablen der Verwandtschafts- und Familienstrukturen ... 32
1.3.3.5. Die afrikanische Familie im Wechsel von Tradition zu Moderne ... 35
1.3.3.6. Flüchtlingsfamilien in der Bundesrepublik ... 36
1.4. SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR UNSERE FRAGESTELLUNG UND ZIEL DER ARBEIT ... 39

2. METHODIK ... 42

2.1. WAHL DES UNTERSUCHUNGSPLANES ... 42
2.2. WAHL DER BEFRAGTEN ... 43
2.3. WAHL DES ERHEBUNGSVERFAHRENS ... 44
2.4. WAHL DES AUFBEREITUNGSVERFAHRENS ... 46
2.5. AUSWERTUNGSVERFAHREN ... 48

3. ETHIK DER UNTERSUCHUNG ... 50

4. ERGEBNISSE ... 51

4.1. INTERVIEWS MIT FAMILIEN AUS TOGO ... 51
4.1.1. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 1: Familie Adjovi ... 51
4.1.1.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 51
4.1.1.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 51
4.1.1.3. Gesprächsdokumentation ... 53
4.1.2. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 2: Familie Adiwanou ... 63
4.1.2.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 63
4.1.2.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 63
4.1.2.3. Gesprächsdokumentation ... 64
4.1.3. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 3: Familie Kodjo ... 75
4.1.3.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 75
4.1.3.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 75
4.1.3.3. Gesprächsdokumentation ... 77
4.1.4. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 4: Familie Komlan ... 90
4.1.4.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 90
4.1.4.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 90
4.1.4.3. Gesprächsdokumentation ... 92
4.1.5. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 5: Familie Olabode ... 102
4.1.5.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 102
4.1.5.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 102
4.1.5.3. Gesprächsdokumentation ... 103
4.1.6. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 6: Familie Masseme ... 116
4.1.6.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 116
4.1.6.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 116

4.1.6.3. GESPRÄCHSDOKUMENTATION 117

4.1.6.4. Das Bild von der Zukunft ... 122
4.2. VERDICHTUNGSPROTOKOLL VON INTERVIEW NR. 7 MIT FAMILIE YAHYA AUS DEM SUDAN ... 124
4.2.1.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 124
4.2.1.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches ... 124
4.2.1.3. Gesprächsdokumentation ... 125
4.3. VERDICHTUNGSPROTOKOLL VON INTERVIEW NR. 8 MIT FAMILIE DOS SANTOS AUS ANGOLA ... 131
4.3.1.1. Vorstellen der Gesprächspartner ... 131
4.3.1.2. Rahmen und Verlauf des Gesprächs ... 131
4.3.1.3. Gesprächsdokumentation ... 132

4.4. VERDICHTUNGSPROTOKOLL VON INTERVIEW NR. 9 MIT FAMILIE RUGEMANIZI AUS DER DEM. REP. KONGO 137
4.4.1.1. Vorstellen der Gesprächspartner 137
4.4.1.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches 137
4.4.1.3. Gesprächsdokumentation 140

5. DISKUSSION: 146

5.1. WIE NAHMEN DIE FAMILIEN IHRE SOZIALE UND POLITISCHE LEBENSSITUATION IN IHRER HEIMAT WAHR UND WIE BEWERTETEN SIE DIESE? 146
5.2. WIE GINGEN DIE FAMILIEN MIT DIESER SITUATION UM? 151
5.3. WIE NAHMEN DIE FAMILIEN IHRE SOZIALE UND POLITISCHE LEBENSSITUATION IM EXIL WAHR UND WIE BEWERTETEN SIE DIESE? 156
5.4. WIE GINGEN DIE FAMILIEN MIT DIESER SITUATION UM? 162
5.5. IN WELCHEM KONTEXT STAND DIE AKTUELLE LEBENSSITUATION DER FAMILIE BEZOGEN AUF FRÜHERE FAMILIÄRE ERFAHRUNGEN? 172
5.6. WELCHE FUNKTION / ROLLE HATTEN DABEI DIE EINZELNEN FAMILIENMITGLIEDER? 179
5.7. KONNTEN DIE ERLEBNISSE DER EINZELNEN FAMILIENMITGLIEDER ZU EINER GEMEINSAMEN GESCHICHTE INTEGRIERT WERDEN? 188
5.8. KONNTEN EIGENE GEFÜHLE GENANNT ODER GEZEIGT WERDEN UND PASSTEN DIESE ZU DEM ERZÄHLTEN? KONNTEN KONKRETE BEISPIELE GENANNT WERDEN? WIE DETAILLIERT, BILDERREICH WAR DIE SCHILDERUNG EINZELNER SITUATIONEN? WO TRATEN BRÜCHE ODER WIDERSPRÜCHE IM NARRATIV AUF? 191
5.9. WELCHE ZUKUNFTSVORSTELLUNGEN UND –PLÄNE ENTWICKELTEN DIE FAMILIEN VOR DEM HINTERGRUND IHRER JEWEILIGEN LEBENSGESCHICHTE? 206
5.10. SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR ZUKÜNFTIGE FORSCHUNGSARBEITEN 209

6. ZUSAMMENFASSUNG 213

7. LITERATUR 214

8. ANHANG 220

8.1. HERKUNFTSLÄNDER DER VON UNS INTERVIEWTEN FAMILIEN - WICHTIGSTE GESELLSCHAFTSPOLITISCHE GRUNDLAGEN: 220
8.1.1. Togo 220
8.1.2. Sudan 221
8.1.3. Demokratische Republik Kongo/ ehem. Zaire 222
8.1.4. Angola 223
8.2. INTERVIEWLEITFADEN 225

9. DANKSAGUNG 228

10. LEBENSLAUF 229

11. ERKLÄRUNG 230

1. Einleitung

1.1. Problemstellung

Längst ist es zur Normalität geworden, dass Flüchtlinge Zuflucht in der Bundesrepublik suchen. Auch Flüchtlinge aus Afrika sind längst keine Seltenheit mehr. Viele bleiben jahrelang oder für immer. Die meisten von ihnen haben tiefgreifende gesellschaftliche Umbrüche und Entwurzelungen, Verluste von Besitz und Angehörigen, jahrelange Bürgerkriege oder direkte Verfolgung erleben müssen, bevor sie in der ihnen fremden Gesellschaft der Bundesrepublik angekommen sind, wo viele die oft jahrelange Ungewissheit des Asylverfahrens und die dauernd drohende Angst vor der Abschiebung erwartet. Wir wissen heute aus der Traumaforschung, dass äußere, schwer bedrohliche Ereignisse einen Menschen nachhaltig in seiner physischen und psychischen Gesundheit beeinträchtigen können. Ein Großteil dieses Wissens stammt aus der Forschung über die Auswirkungen des 2. Weltkrieges und des Holocaust sowie des Vietnamkrieges auf die Betroffenen. Auch wenn sich die Verhältnisse in Afrika hiervon deutlich unterscheiden, gibt es hierzu bisher so gut wie keine Forschung. Weder zu den Auswirkungen der direkten gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse dort, noch zu jenen der Flucht ins ferne Europa. Es muss davon ausgegangen werden, dass viele Flüchtlinge jahrelang unter diesen zu leiden haben und dass dadurch deren Bewältigungsfähigkeit in bezug auf die Anforderungen des täglichen Lebens eingeschränkt wird. Diesen Menschen in ihrem Leid zu helfen, sollte daher nicht nur unsere moralische und humanitäre Pflicht sein, sondern auch in unserem gesellschaftlichen Interesse liegen.

Wir wissen heute, dass Menschen sehr unterschiedlich auf die äußeren Umstände reagieren. So scheinen viele Flüchtlinge über Widerstandskräfte und Bewältigungsfähigkeiten zu verfügen, die es ihnen ermöglichen, selbst schwierigste Situationen noch bewältigen zu können, ohne an diesen zu zerbrechen. In einem besseren Verständnis von dieser Widerstandskraft und Bewältigungsfähigkeit sehe ich ein großes prognostisches wie therapeutisches Potential. D.h. die Frage meiner Forschungsarbeit soll nicht sein: Was traumatisiert den Menschen? Sondern: Was schützt ihn vor Traumatisierung?

Obwohl viele der Flüchtlinge nicht alleine kommen, sondern zumindest mit einem Teil ihrer Familie, bezieht sich die diesbezügliche Forschung zu Trauma und Bewältigung fast ausschließlich auf Individuen. Die Bedeutung der Familie als Potential erfolgreicher Bewältigung wurde dabei meiner Einschätzung nach bisher unterschätzt.

In dieser Arbeit will ich deshalb einzelne Flüchtlingsfamilien aus Schwarzafrika zu ihren ganz persönlichen Erlebnissen befragen, um von ihnen zu erfahren, wie sie diese erlebt und verarbeitet haben und welche Rolle ihre eigene Familie dabei gespielt hat und spielt. Es geht mir dabei zunächst um die Beschäftigung mit Einzelschicksalen, denn die Geschichte jeder der Flüchtlingsfamilien ist

dabei so stark beeinflusst von einer Vielzahl unterschiedlicher soziokultureller, historischer, familiärer und individueller Variablen, dass sie sich vorerst nur schwer mit einigen wenigen, statistisch erfüllbaren Variablen darstellen ließe. Ziel der Arbeit ist es, hinter diesen Einzelschicksalen, verallgemeinerbare Muster familiärer Bewältigung zu identifizieren und darzustellen.

1.2. Literaturüberblick

Der überwiegende Teil der Literatur, auf den sich diese Arbeit bezieht, stammt aus der Datenbank und Bibliothek der Flüchtlingsambulanz der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Hamburg.
Zusätzlich wurde über die Datenbanken MEDLINE (MEDical Literature Analysis and Retrieval System OnLINE), PSYCINFO (PsycINFO Database) und PSYNDEX nach aktueller Literatur gesucht. Hierfür wurde die Suche zu den jeweiligen Begriffen „Trauma“, sowie „Coping“ bzw. „Resilience“ eingeschränkt durch eine Verknüpfung mit den Begriffen „Familie“ oder „Flüchtlinge“ oder „Afrika“ oder „transkulturell“. Sämtliche Begriffe wurden, soweit als solche existent sowohl im Singular wie Plural und auf Englisch wie Deutsch abgefragt.
Des weiteren wurden in den jeweiligen Artikeln aufgeführte Referenzen, soweit sie für mein Forschungsfeld interessant schienen, mit herangezogen.
Ethnologische Literatur über afrikanische Familien entstammt aus den Bibliotheken des Deutschen-Übersee-Instituts und dem Institut für Afrika-Kunde (Neuer Jungfernstieg 21, 20354 Hamburg); ebenso wie die Literatur über die jeweilige gesellschaftspolitische Situation der Länder, aus denen unsere Interviewpartner geflohen sind. Zusätzlich wurden über http://www.amnesty.de/ Informationen zu aktuellen politischen Veränderungen, sowie zur jeweiligen Menschenrechtssituation gewonnen.

1.3. Stand der Forschung

1.3.1. Belastung und Trauma

Die Familien, mit deren Lebensgeschichte ich mich im Rahmen dieser Arbeit näher befassen will, sind -bedingt durch die Umstände in der Heimat, die schließlich Auslöser für die Flucht waren, durch die Ereignisse während der Flucht wie durch das gegenwärtige Leben im Exil- einer Reihe von belastenden, potentiell traumatisierenden Situationen ausgesetzt gewesen bzw. immer noch ausgesetzt. Dennoch führen diese nicht bei allen Familien auch tatsächlich zur Traumatisierung. Die

Lebenszeitprävalenz für PTSD liegt für Personen, die ein Kriterium A Erlebnis durchlebt haben (vgl. hierzu S. 11) bei ca. 25%. Dabei schwanken die Ergebnisse, je nach individuellen Vorerfahrungen, Risikofaktoren und Lebensumständen sowie je nach Wahl der Methodik und Stichprobe in den verschiedenen Studien zwischen 3-58% (DSM-IV, 1994; Green, 1994).

Im folgenden Abschnitt soll die Entwicklung wichtiger Traumakonzepte im Hinblick auf Flüchtlinge und deren Familien näher dargestellt werden.

1.3.1.1. Geschichtlicher Rückblick

Berichte über psychologische wie physiologische Auswirkungen von kriegerischen Handlungen, Naturkatastrophen oder anderen bedrohlichen Ereignissen finden sich in der medizinischen Literatur seit mehr als 200 Jahren, wenn auch die Fragen nach deren Ursachen und den möglicherweise daraus resultierenden Konsequenzen lange Zeit über sehr kontrovers diskutiert wurden und zum Teil immer noch werden.

Die Antworten, die die Wissenschaft darauf zu geben versucht hat, sind dabei nie frei gewesen von dem Einfluss politischer und gesellschaftlicher Kräfte. Eine Anerkennung der Horror von Folter, politischer Verfolgung und Unterdrückung als Ursache der Leiden des Individuums stellt eine Herausforderung für eine Gesellschaft dar, die diese Mittel aus ideologischen Gründen oder zum eigenen Machterhalt bewusst einsetzt. Sie wird daher geneigt sein, die Leiden des einzelnen auf dessen eigene Persönlichkeitsstruktur zurückzuführen, diese als krankhaft oder unreif zu bezeichnen (vgl. McFarlane, 1995).

Am Größten war das Interesse an den Auswirkungen bedrohlicher Situationen in der Regel während bzw. kurz nach Kriegen. Jedoch taten viele Wissenschaftler die von Soldaten während des 1. Weltkrieges entwickelten Symptome zunächst noch als Simulation ab (Riedesser & Verderber, 1996; Domnik, 1996), als "zweckbedingte, tendenziöse, rentenneurotische Reaktionen (Strümpel, 1895; Bonhoeffer, 1922), mit auf sekundären Krankheitsgewinn erpichten, selbstsüchtigen Ich-Motiven (Freud, 1977, 1922)" (vgl. Keilson, S. 52, 1979). Dieses änderte sich erst mit dem neuerlichen Anstieg der Auseinandersetzung mit kriegsbedingten Belastungsreaktionen durch den 2. Weltkrieg (Grinkler & Spiegel, 1945; Lewis, 1942, Raines & Kolb, 1943; vgl. Domnik, 1996). Allmählich begann sich die Auffassung durchzusetzen, "dass jeder Soldat zusammenbrechen konnte und dass Heftigkeit und Dauer der Kämpfe in direkter Beziehung zu der Entwicklung von schwerwiegenden Symptomen standen" (Domnik, S. 10; 1996).

Über die Auswirkungen des Naziterrors auf die vielen Verfolgten und Opfer gibt es inzwischen ebenfalls eine große Anzahl von Veröffentlichungen. Dazu zählen Studien und Beschreibungen von Ärzten und Psychologen, die selbst ehemals KZ Häftlinge gewesen sind (z.B. Federn, 1946/47; Bettelheim, 1977), sowie eine Reihe systematisch durchgeführter Studien (Eitinger, 1962/63; vgl. Walter 1991).

Bettelheim prägte in diesem Zusammenhang 1943 den Begriff der *Extremsituation*. Diese ist definiert durch ihre Unvermeidbarkeit, ihre unsichere und unabsehbare Dauer, ihre beständige Lebensgefahr und die totale Ohnmacht der Betroffenen (vgl. hierzu Walter, 1993). Mittlerweile hat sich im Zusammenhang mit politischer Verfolgung und Folter der Begriff *Extremtraumatisierung* durchgesetzt (vgl. Grubrich-Simitis, 1984).

Während der 70er und 80er Jahre wurden eine Reihe von Übersichtsarbeiten über die Kindergeneration der Überlebenden des Holocaust veröffentlicht (u.a. Epstein, 1979; Bergman & Jucovy, 1982; Herzka, 1989; vgl. Walter, 1991). Dabei zeigte sich, dass Kinder auch durch *indirekte Traumatisierung* leiden, z.B. indem sie Zeuge an Gewalttaten gegenüber Angehörigen werden, durch das Schweigen über bestimmte "Tabuthemen", durch "unbewusst erteilte Aufträge an die Kinder". Es kommt zur *transgenerationalen Traumatisierung*, zur Weitergabe des Traumas an die nachfolgenden Generationen (Walter, 1991).

Die Häufigkeit kriegsbedingter psychiatrischer Störungen führte dazu, dass die American Psychiatric Association (APA) im Jahr 1952 die *"Schwere Belastungsreaktion"* (gross stress reaction) als psychiatrische Kategorie in ihr "Diagnostisches und statistisches Manual psychiatrischer Störungen (DSM-I) aufnahm, die, im Gegensatz zur sonst üblichen psychiatrischen Klassifizierung einen äußeren Faktor als Ursache der Symptome beschreibt. Die Diagnose bezieht sich somit "auf mehr oder weniger normale Personen", "die unerträglichen Belastungen ausgesetzt gewesen sind" (DSM-I, S. 40; zitiert nach Saigh, S. 14; 1995).

Obwohl die Einführung der Kategorie der "schweren Belastungsreaktion" international auf positives Echo stieß, tauchte sie in der 2. Version des Manuals (DSM-II, 1968) nicht mehr auf (Saigh, 1995). Hierin zeigt sich ein neuerlicher Versuch, die unbequemen Wahrheiten der Folgen von Krieg und Verfolgung baldmöglichst wieder zu verdrängen.

Durch die Rückkehr der Vietnamveteranen, von denen viele unter massiven Symptomen litten, begann erneut eine verstärkte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Thema. Studien hierzu wurden u.a. durchgeführt von Horowitz & Solomon (1975); Panzarella, Mantell & Bridenbaugh (1978); Shatan (1978) und Strayer & Ellenhorn (1975; vgl. Domnik, 1996).

Durch die Frauenbewegung der 70er Jahre wird dann schließlich auch sexuelle Gewalt gegenüber Frauen und Kindern in die Kategorie Trauma aufgenommen (vgl. Domnik, 1996).

1980 nahm die APA in die dritte Version ihres Manuals (DSM-III) das erste Mal den Begriff *"Posttraumatische Belastungsstörung"* (post traumatic stress disorder / PTSD) auf; hier werden das erste Mal operrationalisierte Kriterien für die Diagnose vergeben. So wird die Fülle der in vorangegangenen Studien beschriebenen Symptome (z.B. Alpträume, Schreckhaftigkeit, Konzentrationsstörungen), die sich z.T. überschnitten, z.T. ergänzten, hier systematisch nach Gruppen geordnet zusammengefasst. Auch wird wieder die zentrale Rolle eines "Stressoren" als ätiologischem Faktor anerkannt, der verantwortlich für das Auftreten eines bestimmten Symptommusters ist (McFarlane, 1995). Das Konzept der *Posttraumatischen Belastungsstörung* (PTSD) ist in erweiterter Form auch

in den beiden Folgemanualen DSM-III-R, wie DSM-IV erhalten und seit 1991 auch in die Internationale Klassifikation psychischer Störungen (ICD-10) der WHO aufgenommen worden.
Das Konzept des PTSD ist mittlerweile so populär geworden, dass es weltweit die Traumadebatte dominiert (Figley et al., 1995).

1.3.1.2. Traumakonzepte

Auch wenn mittlerweile kaum noch daran gezweifelt wird, dass ein externes belastendes Ereignis primäre ätiologische Ursache der Traumatisierung einer Person ist, welches bestimmte Reaktionen in dieser Person hervorruft, so ist damit der "Zusammenhang zwischen traumatischem Ereignis, Traumaerlebnis und Traumareaktion" (Keilson, S. 51; 1979) noch nicht hinreichend dargestellt. Anders ausgedrückt fehlt es bis heute an einem vollständigen theoretischen Verständnis der komplexen Interaktionen zwischen dem traumatischen Ereignis und dem betroffenen Individuum mit seinen Bewältigungsstrategien vor dessen kulturellem Hintergrund.
Jene Erklärungsmodelle, die für die Entwicklung unseres heutigen Verständnisses von zentraler Bedeutung waren, sollen im Folgenden kurz dargestellt werden.

1.3.1.2.1. Psychoanalytische Ansätze

Der Begriff des Traumas wurde 1920 von Freud eingeführt und beschreibt ein "Ereignis im Leben des Subjektes, das definiert wird durch seine Intensität, die Unfähigkeit des Subjektes adäquat darauf zu antworten, die Erschütterung und die dauerhaften pathogenen Wirkungen, die es in der psychischen Organisation hervorruft. Ökonomisch ausgedrückt: Das Trauma ist gekennzeichnet durch ein Anfluten von Reizen, die im Vergleich mit der Toleranz des Subjektes und seiner Fähigkeit, diese Reize psychisch zu bemeistern und zu bearbeiten, exzessiv sind (...)" Dabei kann es sich entweder um ein "einziges, sehr heftiges Ereignis" handeln oder um "eine Anhäufung von Reizen, von denen jeder isoliert erträglich wäre" (Laplanche / Pontalis, 1972; zitiert nach Becker, S. 129; 1992).
Die "psychische Organisation eines Subjektes" wird dabei durch von außen einwirkende Ereignisse "außer Kraft" gesetzt (vgl. Becker, S. 129; 1992). Walter (1995) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass bei Freud bereits eine Unterscheidung zwischen quantitativen (der Stärke der einwirkenden Reize) und qualitativen Aspekten (eines individuell beschaffenen "Reizschutzschildes") gemacht wird.

Der bei Freud formulierte Gedanke, dass ein Trauma auch durch eine "Anhäufung" von "isoliert erträglichen" Reizen ausgelöst werden kann, wird von Kahn weiterentwickelt.
Kahn (1977) schlug vor, den Begriff des *"kumulativen Traumas"* in Fällen zu benutzen, in denen es einer Mutter nicht gelingt, ihre "Rolle als Reizschutz im Laufe der Entwicklung des Kindes vom Säuglings- bis zum Jugendalter" adäquat wahrzunehmen (Kahn, 1977; zitiert nach Becker, 1992; S.

129). Dabei ist nicht jede Durchlässigkeit des Reizschutzes gleich traumatisierend. Wird das Kind aber in sämtlichen Bereichen von äußeren Reizen überschwemmt, in denen es der Mutter noch als "Hilfs-Ich zur Unterstützung seiner unreifen und instabilen Ichfunktionen" bedurft hätte, so gewinnen diese nichttraumatisierenden Einzelerfahrungen durch ihr Akkumulieren im nachhinein schließlich traumatische Qualität (vgl.Becker, S. 129; 1992). Oder anders formuliert: "eine Vielzahl von Erlebnissen, von denen jedes einzelne nicht unbedingt Bedeutung erlangt hätte", können "in ihrer Häufung ebenfalls zu einer seelischen Verletzung führen " (Walter, S. 47; 1995).
Diese Gedanken sind laut Becker insofern von Bedeutung, weil sie -wenn auch zunächst konzipiert für die Mutter-Kind-Beziehung- fortführen vom Trauma hin zur *"traumatischen Situation"*.

Keilson, der den Einfluss traumatischer Erfahrungen auf die Entwicklung jüdischer Kriegswaisen verschiedener Altersstufen in den Niederlanden untersuchte, betonte, dass diese einem *kumulativen Trauma* ausgesetzt waren, welches bestimmte Sequenzen umfasste. Er benutzte den Begriff der *"extremen Belastungssituation"* für die Situation, der die Kinder ausgesetzt waren, stellt aber in Anlehnung an Bayer, Häfner und Kisker (1964) heraus, dass diese "als Ganzes jedoch nicht völlig durch die Begriffe "generelle Bedrohlichkeit" und "Verfolgung" zu erfassen ist" (Keilson, S. 56; 1979), da die Belastung der Verfolgten auch oft dann noch weitergeht, wenn die unmittelbare Verfolgung bereits beendet ist, beispielsweise in den Auffanglagern. Vor diesem Hintergrund führte er den Begriff der *sequentiellen Traumatisierung* ein und unterschied dabei die folgenden drei Sequenzen:

1. Den Zeitraum der Besetzung der Niederlande durch die Nazis und der beginnenden öffentlichen Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Minderheit;
2. Die Periode direkter Verfolgung, welche zur Deportation, und damit entweder zur Trennung von Mutter und Kind und dem Verstecken der Kinder in Pflegefamilien oder dem Aufenthalt im Konzentrationslager führte;
3. Die Nachkriegszeit, während der es galt, ein neues Zuhause für die Kinder zu finden; entweder in ihren holländischen Pflegefamilien oder durch eine Rückführung in ihre ursprüngliche jüdische Umgebung.

Nur die Analyse aller drei Sequenzen erlaubt ein angemessenes Verständnis der psychologischen Probleme der Kinder. Gerade der dritten Sequenz kommt dabei eine entscheidende Bedeutung zu. Probleme während dieser Phase können, trotz eines relativ "günstigen" Verlaufes in den beiden vorangegangenen Sequenzen, eine schlechtere Langzeitprognose mit sich bringen als schwerwiegende Belastungen während der Zeit der direkten Verfolgung, wenn diese in der dritten Sequenz gut aufgefangen werden können. Daneben kommt dem altersbedingten Entwicklungsgrad des Kindes eine entscheidende Rolle zu (vgl. Keilson, 1979).
Benyakar, Kutz und Mitarbeiter, Psychiater in Israel, beschreiben Trauma als einen Zusammenbruch der inneren Struktur des betroffenen Menschen: "Wir definieren das psychische Trauma beim Erwachsenen als Zusammenbruch der Struktur des Selbst auf allen wichtigen Ebenen (*referential*

planes), die aus dem Zusammentreffen einer katastrophalen Bedrohung mit einer chaotischen Reaktion resultiert. Dies geschieht in einem deutlich abgegrenzten zeitlichen Moment und hat eine Erfahrung des Autonomieverlustes zur Folge. Diese Erfahrung des Verlustes der Autonomie ist mit früher gültigen Beziehungen, die das Selbstgefühl bestimmen, unvereinbar" (Benyakar, Kutz et al., 1987; zitiert nach Becker, S. 137; 1992).

„Die Antwort auf die Bedrohung liegt dann entweder in Reorganisation oder Chaos.“ (Benyakar, Kutz et al., 1987; zitiert nach Becker, S. 138; 1992). Wobei die traumatische Erfahrung immer unstrukturierbar bleiben und der Versuch der Reorganisation nur zu deren Unterdrückung und „Verkapselung“ führen wird. Da eine Traumatisierung zur Strukturzerstörung führt, ist die Erstellung einer Strukturanalyse der für die Diagnostik entscheidende Schritt, und nicht das Feststellen von Symptomen (Becker, 1992).

1.3.1.2.2. PTSD

Das die gegenwärtige Traumadebatte weltweit dominierende Konzept des PTSD (Post Traumatic Stress Disorder) beschreibt „die Entwicklung charakteristischer Symptome nach der Konfrontation mit einem extrem traumatischen Ereignis" (DSM-IV, S. 487; 1994). Als traumatische Erlebnisse gelten u.a. kriegerische Auseinandersetzungen, gewalttätige Angriffe und andere Gewalttaten, körperlicher oder sexueller Missbrauch von Kindern, Folterungen, Kriegsgefangenschaft, Gefangenschaft in einem Konzentrationslager, Natur- oder durch Menschen verursachte Katastrophen, schwere Unfälle oder die Diagnose einer lebensbedrohlichen Krankheit (DSM-IV, 1994). Nicht in diese Kategorie fallen belastende Ereignisse wie z.B. Ehekrisen, berufliche Schwierigkeiten oder schwere Krankheiten.

Das seiner Qualität nach stets lebensbedrohliche Ereignis betrifft dabei die Person direkt, indirekt (z.B. als Zeuge) oder ihr nahestehende Personen (Kriterium A1). Sie reagiert darauf mit intensiver Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen (Kriterium A2; DSM-IV, 1994).

Das Symptommuster wird aufgeteilt in drei Gruppen:

1. Es kommt zu einem oder mehreren Symptomen des ***Wiedererlebens/der Intrusion*** (Kriterion B). Diese umfassen u.a. wiederkehrende Alpträume, Erinnerungen, Flash-backs oder körperliche Reaktionen, die im Zusammenhang mit dem Ereignis stehen. Bei Kindern kommt es dabei oft zum repetetiven Spiel, bei dem "wiederholt Themen oder Aspekte des Traumas ausgedrückt werden"(DSM-IV, 1994; Scheeringa et al., 1995).
2. Es kommt zu mindestens drei Symptomen von ***Meidungs- bzw. Rückzugsverhaltens*** (Kriterium C), wie z.b. einem bewussten Vermeiden von Gedanken, Aktivitäten, Orten oder Menschen, die mit dem Erlebnis in Zusammenhang gebracht werden; einer eingeschränkten Bandbreite des Affektes (numbing), einer psychogenen Amnesie bezüglich wichtiger Aspekte des Traumas; dem „Gefühl einer eingeschränkten Zukunft“; dem Gefühl, von anderen Menschen isoliert zu sein; einem verminderten Interesse an wichtigen Aktivitäten des Alltags teilzunehmen. Kinder

reagieren oft mit eingeschränktem Spiel; sie können gleichzeitig extrem anhänglich sein und sich von anderen Menschen zurückziehen (DSM-IV, 1994; Scheeringa et al., 1995; Pynoos, 1995).

3. Es kommt zu mindestens zwei Symptomen eines ***erhöhten Erregungsniveaus/Arousals*** (Kriterium D). Diese umfassen Einschlaf- und Durchschlafschwierigkeiten; erhöhte Reizbarkeit und Wutausbrüche; Konzentrationsschwäche; übermäßige Wachsamkeit (Hypervigilanz) und übertriebene Schreckreaktionen. Bei Kindern können zusätzlich neue Ängste auftreten, beispielsweise vor dem Alleinsein oder der Dunkelheit (DSM-IV, 1994; Scheeringa et al., 1995).

In das ICD-10 ist die Posttraumatische Belastungsstörung im Jahr 1991 ebenfalls als Diagnose aufgenommen worden. Das Bild entspricht im wesentlichen dem im DSM-IV dargestellten. Es wird hier allerdings unterschieden zwischen:

1. Einer *Akuten Belastungsstörung (*F 43.0), welche nur wenige Tage andauert.
2. Der *Posttraumatische Belastungsstörung* (F 43.1), bei der es zu Symptomen "mit einer Latenzzeit von einigen Wochen bis zu 6 Monaten" kommt.
3. Einer *andauernden Persönlichkeitsstörung nach Extrembelastung* (F 62.0), von welcher man spricht, wenn eine Persönlichkeitsänderung mehr als zwei Jahre andauert und die dann als "irreversibel" gilt (ICD-10, 1991)

Im ICD-10 wird mehr Gewicht auf die jeweiligen Abwehrmechanismen der betroffenen Individuen gelegt. Beschrieben wird außerdem eine Zusammenhang zu anderen zusätzlichen Beschwerden wie Depressionen, Angststörungen, psychosomatische Erkrankungen, Suizidgedanken, Drogen- oder Alkoholmissbrauch (ICD-10, 1991) So ließ sich mittlerweile anhand von Studien mit Vietnamveteranen belegen, dass bei weit über der Hälfte von ihnen neben den charakteristischen Beschwerden des PTSD zusätzliche Symptome auftraten (Green, Lindy, Grace und Gleser, 1989; vgl. Mc. Farlane, 1995).

Kritisiert wird an dem Konzept des PTSD zum einen, dass es nur auf äußerlich sichtbaren und beschreibbaren Symptomen basiert, ohne sich mit dem inneren Zustand der betroffenen Person hinreichend auseinander zusetzen (Becker, 1992). Zum anderen wird bezweifelt, dass gegenwärtige diagnostische Kriterien des PTSD, welches hauptsächlich mit Blick auf Opfer eines zeitlich begrenzten Ereignisses entwickelt wurde, ausreichen, die komplexe, vielgestaltige Symptomatik von Opfern eines langandauernden, wiederholten Traumas zu erfassen (Peltzer, 1995). Begrüßt werden die Leistungen des PTSD-Konzeptes, bezüglich einer einheitlichen diagnostischen Nomenklatur und einer methodischen Herangehensweise für die Forschung (vgl. Becker, 1992).

1.3.1.2.3. Lerntheoretische Modelle

Mit diesem Modell lassen sich die in dem PTSD-Konzept beschriebenen *Arousal*- wie die *Meidungssymptome* erklären.

Während eines traumatischen Ereignisses reagieren Menschen in der Regel mit negativen Emotionen (wie starker Angst, Hilflosigkeit, Ohnmacht, Verzweiflung) und damit verbundenen physiologischen Reaktionen (z.B. Herzklopfen).
Durch assoziatives Lernen können zusätzliche neutrale Reize mit dieser Situation verknüpft werden; sie werden somit zu erlernten bzw. konditionierten Reizen.
Falls einer dieser Reize in einer neuen Situation auftritt, kommt es zur schmerzlichen Erinnerung an das traumatische Ereignis; die selben negativen Emotionen und andere Unlustgefühle zusammen mit den physiologischen Reaktionen werden erneut erlebt.
Folglich wird eine traumatisierte Person mit gesteigerter Wachsamkeit versuchen, jegliches Wiedererleben, jegliche Erinnerung an das traumatische Ereignis, sämtliche mit diesem assoziierten Reize zu vermeiden (Van der Trommel, 1995; Freedy, Donkervoet, 1995; Van der Veer, 1995).

1.3.1.2.4. Kognitive Modelle

Diese liefern v.a. Erklärungsmuster für die in der PTSD Diagnostik beschriebenen *Wiedererlebens/ Intrusionssymptome*:
Der Mensch erlebt und bewertet neue Situationen mittels vorbestehender, geistiger Schemata über diese Welt (Creamer, 1995), die seine bisherigen Erfahrungen widerspiegeln. Neue Erfahrungen werden mit bekannten anhand dieser Schemata verglichen und in diese integriert. Der Vergleichsprozess verläuft um so optimaler, je offener die neue Erfahrung getestet werden kann (Van der Trommel; 1995. Die Integration traumatischer Erfahrungen, die in ihrer Absurdität und Willkür unvereinbar mit allen bisherigen Erfahrungen und Bildern über diese Welt sind, stellt dabei eine ungeheure, nahezu unmögliche Herausforderung an den menschlichen Verstand dar; er wird konfrontiert mit der Verletzbarkeit und möglichen Auslöschbarkeit seiner eigenen Existenz (Horowitz, 1986; vgl. Creamer, 1995; Koch, 1995), die die Sicherheit seines bisherigen Denkens und Fühlens bedroht. Um genesen zu können, muss die traumatische Erfahrung so lange weiterverarbeitet werden, bis sie ins innere Modell passt; bis ein akzeptables Bild vom Selbst und der Welt wieder hergestellt wurde (Horowitz, 1986; vgl. Creamer, 1995). Bis dahin kehren die traumatischen Erlebnisse in Form intrusiver Gedanken und Bilder immer wieder ins aktive Gedächtnis zurück (Horowitz, 1986; vgl. Creamer, 1995).
Diese ständig wiederkehrenden schrecklichen Erinnerungen führen zu beachtlichen Unlustgefühlen (Horowitz, 1986; Creamer, 1995). Die betroffene Person versucht nun, diese Unlustgefühle zu verleugnen durch ein bewusstes Vermeiden all dessen, was an das Ereignis erinnern könnte; zusätzlich kommt es zu einer emotionalen Starre/ numbing (Peltzer, 1995).
Auch wenn in akut bedrohlichen Situationen Verleugnung oft einen lebenswichtigen Mechanismus darstellt, kommt es langfristig zu einem *dysfunktionalem Erinnerungsprozess* (Van der Trommel, 1995), wenn Phasen der Intrusion und Erinnerung stets *vor* einer erfolgreichen Bearbeitung und Integration der traumatischen Erlebnisse durch Phasen der Verleugnung abgebrochen werden, da

die mit dem Erinnern verbundenen negativen Gefühle unerträglich wurden (Horowitz, 1986; Kleber und Brom, 1992; vgl. Figley und Kleber, 1995). Der Prozess kann nicht mehr zum Abschluss gebracht werden und erstreckt sich über Jahre hinweg (Creamer, 1995).

Frühere Bewältigungsstrategien, die wieder herum zu einem Teil kulturell geprägt sind, haben dabei ebenso einen Einfluss darauf wie stark das Vermeidungsverhalten ist, wie das traumatische Erlebnis selbst (Creamer, 1995).

Die vorbestehenden geistigen Schemata und Weltbilder des Einzelnen, die immer auch Spiegel der sozialen, kulturellen, zeitgeschichtlichen und politischen Gegebenheiten sind, in denen dieser sich bewegt, haben Auswirkungen auf die Bedeutung, die er den äußeren Ereignissen beimisst, und folglich auch darauf, wie leicht oder schwer sich diese integrieren lassen, wie traumatisierend sie auf ihn wirken (vgl. Summerfield, 1995).

So weiß man heute, dass die in den Konzentrationslagern der Nazis internierten Kommunisten -im Gegensatz zu den Juden- Kraft aus ihren politischen Idealen schöpften, die ihnen halfen, den dortigen grausamen Erlebnissen besser zu widerstehen (z.B. Bettelheim, 1977). Auch andere vergleichbare Situationen sprechen dafür, dass politisches Engagement und somit die Fähigkeit, sich die Geschehnisse mittels verständlicher Schemata zu erklären, einen psychologischen Schutz in Gewaltsituationen darstellen kann. Die traumatische Situation wird zur bewusst in Kauf genommenen Konsequenz, mit der politischen Aktivität ein erhöhtes Verfolgungsrisiko einzugehen und ist somit nicht vollkommen unvorhersehbares Schicksal. Allerdings macht die Kraft, die Menschen aus ihren Einstellungen ziehen können, sie unter anderen Umständen eventuell doppelt verletzlich. So führte die Erkenntnis, dass die Nachkriegsgesellschaft nach ´45 beileibe nicht jene politisch und sozial bessere und gerechtere Welt war, von der die Verfolgten geträumt, für die sie gekämpft hatten, zu bitterer Enttäuschung und dem Gefühl, umsonst gelitten zu haben (vgl. Summerfield, 1995).

1.3.1.2.5. Biologische Modelle

Aktuelle Studien haben sich mit den möglichen biologischen Faktoren beschäftigt, die Einfluss auf die Entstehung und den Verlauf von PTSD haben. Mehrheitlich handelt es sich hierbei um tierexperimentelle Studien, in denen Tiere unausweichlichem Schock ausgesetzt werden (Van der Kolk et al. 1997). Darüber hinaus wurden biologische Aspekte menschlicher Reaktionen auf traumatische Ereignisse untersucht (Blanchard et al. 1982, 1986; vgl. Freedy & Donkervoet, 1995).

Tiere, die unausweichlichem Schock ausgesetzt wurden, zeigen eine vorübergehende Reduktion der Neurotransmitter Adrenalin, Noradrenalin, Serotonin und Dopamin. In Folge dessen kommt es zur Ausbildung von Symptomen, die mit einigen der bekannten PTSD-Symptome, wie jenen einer Konstriktion des Affektes, sozialem Rückzug und einer Verminderung zielorientierten Verhaltens, identisch zu sein scheinen (Van der Kolk et al., 1985; vgl. Freedy & Donkervoet, 1995; Schepker, 1997).

Zudem wurde eine erhöhte Freisetzung endogener Opiate gemessen, welche einen Zustand der Analgesie bewirkt. Es kann sich eine Abhängigkeit entwickeln, mit Ausbildung typischer Entzugssymptome bei fallenden Opiatspiegeln. Symptome von Ängstlichkeit und Schreckhaftigkeit, Schlafschwierigkeiten, gesteigerte Wachsamkeit und Impulsivität versucht man hierdurch zu erklären; ebenso wie die hohe Inzidenz von Opiatabhängigkeit unter Kriegsveteranen (Charney et al., 1993; vgl. Freedy & Donkervoet, 1995).

Als weiteres aus Tierversuchen gewonnenes Modell hat Kolb (1988) ein "conditioned emotional response" (CER) Modell entwickelt, welches davon ausgeht, dass eine länger anhaltende Konfrontation mit unausweichlicher Bedrohung und Schmerzen zu einer Veränderung in der neurologischen Struktur des Hirns führen kann. Es kommt hierbei zu einer exzessiven Stimulation bestimmter Areale des limbischen Systems, v.a. des in der Pons lokalisierten Locus coeruleus, welchem eine zentrale Bedeutung für die Pathophysiologie der PTSD beigemessen wird (vgl. hierzuauch Schepker, 1997) Dessen Stimulation ruft im Organismus Verhalten hervor, welches typisch für Angst und Alarmreaktionen ist (Freedy & Donkervoet, 1995).

Van der Kolk et al. (1997) beschreiben in einem zusammenfassenden Artikel als bedeutsame neurophysiologische Aspekte von Traumatisierung die durch verschiedene Untersuchungsverfahren gemessene Reduktion der Integrationsfähigkeit traumatischer Reize in denjenigen basalen und rechtshirnigen und präfrontalen Hirnzentren, denen die Funktion der sprachlichen Bedeutungsverarbeitung, der übergeordneten Integration körperlicher Reize und der Affekte zugeordnet wird.

Untersuchungen über die Rolle des autonomen Nervensystems bei posttraumatischen Stressreaktionen haben ergeben, dass betroffene Kriegsveteranen signifikant höhere Blutdruck- und Herzfrequenzwerte haben als die Normalbevölkerung und nicht betroffene Veteranen (Blanchard et al. 1982, 1986; vgl. Freedy & Donkervoet, 1995). Zudem reagieren sie -im Gegensatz zu Vergleichsgruppen- auf mit der traumatischen Situation assoziierte Stimuli, wie z.B. Kriegsfilme, mit einem Anstieg von Blutdruck, Herzfrequenz und elektrischer Leitfähigkeit (Pallmeyer et al., 1986; Pitman et al. 1990; vgl. Freedy & Donkervoet, 1995). Es kommt zu einer erhöhten autonomen Erregbarkeit (Schepker, 1997).

1.3.1.2.6. Integrative Modelle

Pynoos (1995) hat ein Entwicklungsmodell für traumatische Belastungen während der Kindheit entwickelt. Neben der *traumatischen Situation* selbst sind stets auch der *Kontext,* in welchem sie steht, zusätzliche erschwerende *Begleitfaktoren*, sowie die *Vorerfahrungen* und *Ressourcen* des betroffenen Kindes bzw. der Familie und deren aktueller *Entwicklungsstand* entscheidend. Diese führen zur primären Einschätzung der Situation, sowie zur sekundären Einschätzung der zur Verfügung stehenden Ressourcen, welche wiederum Einfluss auf die Art der Bewältigung haben. Die fortwährenden Anstrengungen der Bewältigung wirken wiederum rückwirkend auf das Trauma ein und prägen so den posttraumatischen Verlauf (Pynoos, 1995). Dabei korrelieren Ausmaß und

Schwere eines Traumas positiv mit der Entwicklung von PTSD. Zusätzliche Begleitfaktoren wie „trauma reminders“ und „secondary stresses“ beeinträchtigen den Bewältigungsprozess zusätzlich. Zu den „trauma reminders“ können bestimmte Situationen, Gegenstände, Orte, Stimmungen etc. zählen, die mit dem Trauma assoziiert sind (vgl. auch S. 13) und zu den typischen *Arousal*- bzw. *Meidungssymptomen* führen. Die „secondary stresses“ entstehen meist als Folge des Traumas, zu ihnen zählen beispielsweise der Verlust von Angehörigen oder Eigentum, finanzielle Not, Hunger, Krankheiten (Pynoos, 1995), aber auch die migrations-/ fluchtbedingten Erlebnisse und Anpassungsschwierigkeiten.

Fischer und Riedesser (1994) definieren das psychische und psychosomatische Trauma als "ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einher geht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt" (Fischer und Riedesser, 1994).
Sie haben ein *"Verlaufsmodell der psychischen Traumatisierung"* entwickelt, welches aus drei Phasen besteht:

1. *Der traumatischen Situation,* die ihre Bedeutung immer erst "vor dem Hintergrund der individuellen Lebensgeschichte" (Fischer und Riedesser, S. 545; 1994) gewinnt und die durch ihre zeitliche Dimension, die Quelle der Verursachung, die Art der Betroffenheit (direkt oder indirekt) und spezielle traumatogene Situationsfaktoren (wie z.B. Lebensbedrohung) weiter differenziert werden kann (Fischer und Riedesser, 1994).
2. *Der traumatischen Reaktion***,** der individuellen Abwehr- und Bewältigungsversuche, welche ein psychophysiologisches Geschehen (ibd.) darstellen**.**
3. *Dem traumatischen Prozess,* dem "lebensgeschichtlichen Bewältigungsversuch der traumatisierten Persönlichkeit", wodurch ein "subjektiv optimales Gleichgewicht (ibd.) hergestellt werden soll.

1.3.1.3. Das Trauma des Flüchtlings

Bezüglich der vor Krieg und Greueltaten geflohenen Überlebenden lassen sich vereinfacht zwei Gruppen unterscheiden: Die erste, bei weitem größere Gruppe, umfasst die Millionen von Flüchtlingen, die in den betroffenen Gebieten oder deren unmittelbarer Nachbarschaft geblieben sind. Zur zweiten Gruppe zählen jene Flüchtlinge, denen es gelang, die sogenannten westlichen Länder zu erreichen. Die Mehrzahl der bisher veröffentlichten Literatur, die sich mit der Traumatisierung von Flüchtlingen beschäftigt, bezieht sich auf letztere (Summerfield, 1995).

Eine Trennung der traumatischen Erfahrungen *vor* der Flucht, wie dem Erleben von Gewalt und Greueltaten, von jenen *nach* der Flucht, wie den desorientierenden und oft ebenfalls bedrückenden

Erfahrungen im fremden Exil, ist oft nicht einfach. Dabei hat sich die bisherige Forschungsliteratur oft zu einseitig mit dem Erleben von direkter, extremer Gewalt als zentralem Auslöser des Traumas beschäftigt (ibd.).

Für die meisten Flüchtlinge ist Trauma kein einmaliges, abgeschlossenes Ereignis, sondern ein kumulativer Prozess, der sich bis in das Erleben der Gegenwart im Exil fortsetzt.

Van der Veer (1995) beschreibt für die traumatischen Erfahrungen von Flüchtlingen drei unterschiedliche Phasen, analog zu der Beschreibung Keilsons über die *sequentielle Traumatisierung* der jüdischen Kriegswaisen:

1. Eine Phase erhöhter politischer Repression und Destabilität.
2. Eine Phase direkter traumatischer Ereignisse, die z.B. Kampfhandlungen, Terror, Folter, das Verschwinden von Angehörigen, Verfolgung, Erlebnisse auf der Flucht oder im Flüchtlingslager umfasst.
3. Die Phase im Exil, die eine Anpassung an die fremde Kultur verlangt; bei einer oft als bedrohlich oder lähmend erlebten Unsicherheit über die Zukunft (Van der Veer, 1995).

Auch hier ist eine Analyse aller drei Sequenzen entscheidend für das Verständnis des Befindens des Flüchtlings.

Für viele Flüchtlinge ist besonders schmerzvoll, dass das Leiden in der Regel mit der Ankunft im Exil nicht beendet ist: anstatt dem erhofften Erleben von Frieden, Gerechtigkeit und Wiedergutmachung werden sie nun mit der Sinnlosigkeit ihrer Leiden und der "Vergeblichkeit" der Flucht konfrontiert (ibd.).

Zudem halten die aktuellen, von vielen als belastend erlebten Ereignisse, wie z.B. ein Ablehnungsbescheid im Asylverfahren, die Verweigerung einer Arbeitserlaubnis, durch beengte Wohnverhältnisse bedingte zwischenmenschliche Spannungen, rassistische Übergriffe oder schlimme Nachrichten aus der Heimat, für viele die Erinnerungen an frühere traumatische Ereignisse wach (ibd.).

Das Missverhältnis zwischen den eigenen Kompetenzen und den Anforderungen der fremden, oft ablehnend eingestellten Umwelt führt schließlich zu einem Verlust des eigenen Selbstwertgefühls und zu Resignation. Es kommt zu einem depressiven Rückzug in die eigene Opferposition (Koch, 1995).

Dieses wird durch die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik verstärkt. Familiäre und kulturelle Bande werden bei der Verteilung auf Lager nicht berücksichtigt, die Aufnahme von Arbeit und Ausbildung wird verhindert, die Bewegungsfreiheit ist eingeschränkt, der eigene Handlungs- und Entscheidungsspielraum klein. Dabei ist bereits seit dem 2. Weltkrieg bekannt, dass "ein langer Verbleib in Lagern mit passiver Auslieferung an andere Passivität und Regression fördert und <u>aktive</u> Anpassungsmechanismen, die in den meisten Studien als wesentlicher protektiver Faktor beschrieben werden, behindern." (Walter, S. 63; 1995).

Bei vielen Flüchtlingen kommt es zu einem Gefühl der Entwurzelung und damit verbundenen Identitätskonflikten. Diese beinhalten u.a. die folgenden drei Aspekte von Verlust:

1. Der Verlust von Geborgenheit, Zuneigung oder Liebe durch die Trennung von Familienangehörigen, Freunden oder Bekannten.
2. Den Verlust des sozialen Status durch eine Nichtanerkennung von in der Heimat erworbenen Qualifikationen, durch sprachliche Schwierigkeiten und allgemeine Formen von Diskriminierung, die dazu führen, dass sich die meisten Flüchtlinge im Exil oft ganz am Fuße der Gesellschaft befinden.
3. Den Verlust der vertrauten Umgebung, in welcher der Einzelne in der Regel in einem Geflecht zwischenmenschlicher, alltäglicher Kontakte eingebunden war. Dem steht oft eine Ignoranz und Interesselosigkeit der Menschen des Exillandes bezüglich der Lebenssituation des Flüchtlings gegenüber (Van der Veer, 1995). Der Verlust des vertrauten sozialen Netzwerkes führt dazu, dass auch alte soziale Bewältigungsmodelle wie Trauer- und Reintegrationsrituale nicht mehr funktionieren (Walter, 1997). Gerade in der Anfangsphase könnte die Bildung von Flüchtlingsgruppen und Subkulturen hier hilfreich sein, da sie das Knüpfen von Kontakten und den Austausch über den Umgang mit dem Gastland ermöglichen. Doch dieses wird durch die Verteilungspolitik der BRD verhindert (Walter, 1995).

Es kommt zu einem „double bind zwischen Anpassungsdruck und Abstoßung durch die aufnehmende Gesellschaft“ (Walter, 1997).

Folge davon sind z.T. lang anhaltende Anpassungsschwierigkeiten wie Sprachprobleme oder starkes Heimweh (Van der Veer, 1995). Viele Flüchtlinge erleben jahrelang das äußerst quälende Gefühl "zwischen allen Stühlen zu sitzen". Sie sind gefangen in ihren Gedanken an die Vergangenheit und nicht in der Lage, sich produktiv mit der neuen Gesellschaft auseinanderzusetzen (Koch, 1995).

Für viele Flüchtlinge ebenfalls quälend ist das Gefühl durch die zurückliegenden traumatischen Ereignisse tief in Schuld verstrickt zu sein. "Es gibt niemanden, der aus einem Krieg flieht oder die Folter überlebt ohne das Gefühl von Schuld. Entscheidet sich ein Mensch dafür, aktiv einzugreifen und zu kämpfen, so muss er Verantwortung dafür tragen, dass Menschen getötet werden. Flieht er jedoch oder sieht er den Verbrechen am eigenen Volk, an Freunden oder gar Verwandten tatenlos zu, so übernimmt er die Schuld, nicht versucht zu haben, ihr Leid zu verhindern. Dies kann zu einem quälenden Lebenskonflikt werden. Wurden Angehörige getötet, beispielsweise Kinder in Zusammenhang mit der politischen Tätigkeit oder wurde anderen wirklicher (oder nur vermuteter) Schaden zugefügt, etwa dadurch, dass jemand unter der Folter die Namen politischer Genossen preisgegeben hat, so verbleibt eine wirkliche Schuld, deren Ausgleich oft nicht mehr möglich ist. Die Thematik wirklicher oder angemaßter Schuld ist in Gesprächen mit nahezu allen Menschen, die direkt oder indirekt Opfer von Folter, Misshandlungen oder Krieg wurden bedeutsam. Haben Flüchtlinge Familienangehörige im Heimatland zurückgelassen, für die sie die Verpflichtung zur Fürsorge verspüren (...), so neigen sie oft dazu durch Verharren im eigenen Unglück und Leid, ihre

vermeintliche Schuld zu sühnen." (Koch, S. 138; 1995). Auch das Gefühl, den Verpflichtungen gegenüber Verstorbenen nicht nachgekommen zu sein, beispielsweise dadurch, dass die üblichen traditionellen Begräbnisrituale nicht durchgeführt werden konnten, kann bei Flüchtlingen zu fortgesetzten Schuldgefühlen und Verfolgung durch die Geister der gestorbenen Angehörigen führen (Harrell-Bond & Wilson, 1990; Eisenbruch, 1991; vgl. Summerfield, 1995).

Flüchtlinge, die Opfer organisierter Gewalt oder anderer Greueltaten wurden, mussten erleben, dass Menschen ihnen und anderen gegenüber zu Taten fähig waren, die ihr ganzes bisheriges Menschenbild in Frage stellen. Folge davon ist oft ein unterschiedsloses Misstrauen anderen Menschen gegenüber. Eine Haltung, die zwar angesichts der gemachten Erfahrungen verständlich ist, die aber langfristig dem Aufbau bzw. Erhalt befriedigender zwischenmenschlicher Beziehungen im Weg steht. Es kommt zum Verlust des Urvertrauens, jener erlernten Grundhaltung, dass man mit Hilfe und Unterstützung rechnen kann, wenn man in Not ist (Koch, 1995; Van der Veer, 1995).

Schwieriger noch als die Integration erlebter oder beobachteter gewalttätiger Ereignisse ins bisherige Weltbild können die eigenen Reaktionen darauf sein, die oft als passiv, hilflos, schwächlich oder moralisch verwerflich wahrgenommen und als grundlegende Züge der eigenen Persönlichkeit angesehen werden (Van der Veer; 1995). Diesen werden die Attribute aktiv, autonom, stark und gut auf Seite der Täter gegenüberstellt (Koch, 1995).
Die traumatische Situation ist durch ein "radikales Macht-/Ohnmachtgefälle" gekennzeichnet. "...es ist der Widerspruch zwischen den (Selbst-)Beschreibungen des menschlichen Individuums als Täter, der autonom, eigenverantwortlich und schuldfähig ist oder als Opfer, dessen Glaube sein Leben selbst bestimmen zu können, sich als Wahn entpuppt, da das Schicksal anders und ohne Barmherzigkeit entschieden hat" (Simon 1990, S. 274; zitiert nach Koch, 1995).
Die bei Folteropfern erzeugte Abhängigkeit vom vermeintlich allmächtigen Täter, ruft in ihm eine "Reaktivierung infantiler Ängste" hervor. Die Täter werden unbewusst mit den "guten und beschützenden Elternimages der frühesten Kindheit" in Verbindung gebracht. Ein sich daraus entwickelndes, unbewusstes "Liebesbedürfnis" erzeugt bei vielen Folteropfern ein "merkwürdiges Gefühl von Mitschuld an den traumatischen Geschehnissen" (Peltzer, S. 25f; 1995).
Das Erleben der eigenen Person als ohnmächtiges Opfer ist "als unmittelbare Reaktion auf überwältigende äußere Gewalt absolut adäquat und natürlich. Normalerweise korrigieren sich solche Selbst- und Welteinschätzungen ganz von selbst wieder" (Koch, S. 134; 1995), wenn es nicht durch das Trauma zur tiefgreifenden Zerstörung der inneren Struktur und der jedem Menschen innewohnenden natürlichen Selbstheilungskräfte kommt. Allerdings wird gerade dieses beispielsweise in der Folter durch immer gekonntere Formen psychischer Traumatisierung bewusst versucht: Ziel ist, "die Identität des Opfers zu zerstören, es in unlösbare Loyalitäts- und Schuldkonflikte zu bringen" und "eine tiefe Regression zu erzeugen" (Walter, S.51; 1995).

1.3.2. Verarbeitung belastender Erfahrungen

Im letzten Abschnitt wurde die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen bereits an mehreren Stellen erwähnt. In diesem Abschnitt will ich mich dieser Verarbeitung noch einmal systematisch nähern, und die in diesem Zusammenhang wichtigen Begriffe der kognitiven Wahrnehmung (cognitive appraisal), der Bewältigung (Coping) und der Widerstandskraft (Resilience) erklären. Diese beschränken sich jedoch nicht allein auf den Umgang mit traumatisierenden Erfahrungen, sondern auf jedwede an den Einzelnen gerichtete Anforderung. Wichtige Impulse für unser Verständnis von Bewältigung kamen dabei v.a. aus der kognitiven Forschung.

1.3.2.1. Modelle von kognitiver Wahrnehmung (cognitive appraisal) und Bewältigung (Coping)

Der Begriff *Bewältigung (Coping),* auf den ich mich auch in dieser Arbeit beziehe, wird dabei von Lazarus & Launier (S. 244; 1981) wie folgt definiert:
„Bewältigung besteht sowohl aus verhaltensorientierten als auch intrapsychischen Anstrengungen, mit umweltbedingten und internen Anforderungen sowie den zwischen ihnen bestehenden Konflikten fertig zu werden (d.h. sie zu meistern, zu tolerieren, zu reduzieren, zu minimieren), die die Fähigkeiten einer Person beanspruchen oder übersteigen.“

Man nimmt heute an, dass entscheidender als Ausmaß und Dauer einer Stresssituation die Art und Weise ist, wie Menschen dieser begegnen, so dass dieser im günstigen Falle sogar ein entwicklungsförderndes Potential innewohnen kann (Aldwin, 1994).
Wie eine Person eine Situation zu bewältigen versucht, hängt zunächst davon ab, ob sie die Auswirkungen, die diese auf ihr eigenes Wohlbefinden ausüben könnte, als günstig, irrelevant oder als stressend *bewertet ("cognitive appraisal")*, wobei bei letzterem weiter unterschieden wird zwischen Schädigung/ Verlust, Bedrohung (antizipierter Schaden) oder Herausforderung (antizipierte Meisterung) (Lazarus & Launier, 1981). Hier spielen Fragen nach der Art und dem Ausmaß einer potentiellen Schädigung, ihrer Bedeutsamkeit für die betroffene Person, der Wahrscheinlichkeit dessen tatsächlichen Eintretens sowie der Mehrdeutigkeit einer Situation eine Rolle (Lazarus, 1966; vgl. Lazarus & Launier, 1981; Aldwin, 1994). Dieser *primären Bewertung* wird die Beurteilung der eigenen Bewältigungsfähigkeiten und –möglichkeiten (*sekundäre Bewertung)* gegenübergestellt. Diese hat Bedeutung sowohl für die Gestaltung der Bewältigungsmaßnahmen wie auch für die Ausformung des primären Bewältigungsprozesses. Eine Person, die sich zutraut, eine Situation meistern zu können, wird diese nicht länger als bedrohlich empfinden (Lazarus & Launier, S.238; 1981).
In diesem Zusammenhang spielen Selbstbild und Kontrollüberzeugungen eine wichtige Rolle (Aldwin, 1994). Dieses gilt um so stärker, je geringer die Veränderungsmöglichkeiten sind, die eine Situation bietet. Hierbei wird zwischen interner und externer Kontrolle unterschieden. Von externer

Kontrolle spricht man dann, wenn eine Person glaubt, dass nicht ihr eigenes Verhalten, sondern äußere Faktoren wie Zufall oder Schicksal den Gang der Ereignisse bestimmen. Sie führen eher zu einem passiven, vermeidenden Bewältigungsstil. Unter interner Kontrolle ist die Auffassung einer Person zu verstehen, dass sie mittels eigener Fähigkeiten, Eigenschaften und Handlungen Einfluss auf die Entwicklung der Ereignisse nehmen kann. Sie bieten eine günstige Voraussetzung für aktive Bewältigungsformen (vgl. z.b. Moos & Billings 1982; vgl. hierzu Aldwin, 1994). Diese Bewertungsprozesse können sowohl bewusst wie auch unbewusst ablaufen (Lazarus & Launier, 1981).
Dabei sind Bewertung und Bewältigung nicht als Konstanten aufzufassen, sondern diese unterliegen einem sich den verändernden Gegebenheiten immer neu anpassenden Wandlungsprozess, in welchem jeweils unterschiedliche Handlungen, Gedanken oder Gefühle im Vordergrund stehen, je nach den Erfordernissen der aktuellen Situation (Lazarus & Launier, 1981; Aldwin, 1994).

Bewältigungsprozesse lassen sich vereinfacht in zwei Kategorien einteilen, nämlich in verhaltensorientierte und intrapsychische (Lazarus & Launier, 1981).
Zur ersten Kategorie zählen Informationssuche sowie direkte Aktion/ Rückzug. Die Informationssuche stellt die Grundlage für jede weitere Handlung dar. Sie steht meist am Anfang eines Bewältigungsprozesses, bzw. ist dann vorherrschender Bewältigungsmodus, wenn der Grad an Ungewissheit noch besonders hoch ist (ibd.).
Bei intrapsychischen Bewältigungsmechanismen lassen sich bewusste, adaptative Copingstile wie Tolerieren, Sinnsuche, Mitteilen von Gefühlen, Selbstkontrolle über die eigenen Gefühle, unterscheiden von unbewussten Abwehrmechanismen wie Vermeidung, Verleugnung, Intrusion oder Regression (Aldwin, 1994). Abwehrmechanismen bilden sich in ihrer Struktur weitestgehend in der frühen Kindheit heraus, sie prägen Verhalten, Gefühle und Kognitionen. Sie erfüllen die wichtige Funktion, das Individuum davor zu schützen, dass es von seinen Emotionen überwältigt wird, was zur Folge hätte, dass es seine Freiheit und Flexibilität in der notwendigen Auseinandersetzung mit der Umwelt verlöre (White, 1974; vgl. Aldwin, 1994).

Die Wahl eines bestimmten Copingstils hängt von verschiedenen Variablen ab. Einige liegen eindeutig im situativen Kontext. Gewisse Umweltanforderungen bestimmen z.B. nachhaltig, was jemand tun muss, um einer bestimmten Gefahr zu entkommen oder sozialen Erfordernissen gerecht zu werden (Lazarus & Launier, 1981).
Zu solchen *situationsbezogenen Faktoren* zählen auch die Unterstützung durch das soziale Umfeld und die Erwünschtheit dieser Unterstützung seitens des Betroffenen (*substantive Einflüsse)* (Lazarus & Launier, 1981; Aldwin, 1994). Soziale Beziehungen und die Erfahrung, von anderen Menschen unterstützt zu werden, können von unschätzbarem Wert für die psychische Stabilität in Stresssituationen sein. Dabei ist spontane Hilfe durch andere in vielen Fällen effektiver als aktiv gesuchte, welche selbst mit großen psychischen Kosten verbunden sein kann (Eckenrode, 1991). Thoits (1986) schreibt der sozialen Unterstützung eine zentrale Funktion als ´coping assistance´ zu.

Intrapsychische Bewältigungsformen sind entscheidend für die Bewältigung von Konfliktsituationen. Da im Konflikt jedes Handeln auf ein Ziel hin die Vereitelung anderer erforderlich macht, ist durch direkte Aktion allein ein Konflikt nicht lösbar (Lazarus & Launier, 1981).
Bei einem hohen Grad an Ungewissheit - Informationen sind nicht ausreichend verfügbar- bei gleichzeitig vermutetem hohem Grad an Bedrohlichkeit lässt sich oft Leugnung als intrapsychische Form des Coping beobachten (Monat, Averill & Lazarus, 1972; Monat, 1976; vgl. Lazarus & Launier, 1981).
Bei extremen Formen der Belastung wird zunehmend auf "primitivere" Reaktionsformen zurückgegriffen wie Wut, Panik, Persönlichkeitszerfall, verwirrtes Denken (Menninger, 1954 & 1963; Haan, 1969; Folkins, 1970; vgl. Lazarus & Launier, 1981).
Je größer das Ausmaß an Hilflosigkeit, desto mehr wird eine Person mit Resignation, Lähmung oder Depression reagieren (Lazarus & Launier, 1981).

Für die Beurteilung, wie effektiv letztendlich die eine Situation bewältigt wurde, ist stets eine Erfassung sämtlicher Bewältigungsfunktionen im zeitlichen Verlauf notwendig, die auf den verschiedensten Ebenen (physisch, psychisch, sozial, kulturell) ansetzen (ibd.). Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass Strategien auf einer Ebene nützlich sein können, auf der anderen aber untragbare Kosten verursachen (Aldwin, 1994).

1.3.2.2. Widerstandskraft (Resilience) vs. Coping

Unter Widerstandskraft (in folgenden: „Resilience“) versteht man einen zukunftsbezogenen Prozess, in welchen sämtliche Bewältigungsstrategien, Beziehungs- und Vorerfahrungen mit einfließen und welcher, im Gegensatz zum Konzept des Coping, immer auch ergebnisorientiert ist (Pynoos, 1995; DFG-Antrag, 1997). Fonagy definiert Resilience als „normale Entwicklung unter schwierigen Bedingungen“ (Fonagy, S. 233, 1992). Von wesentlicher Bedeutung für Resilience sind neben affektiven und reflexiven Fähigkeiten vor allem stabile, nicht-intrusive Beziehungserfahrungen. Resiliente Kinder hatten nahe Bezugspersonen, die ihnen bedingungslos zur Verfügung standen, die in der Lage waren, auf ihre Probleme einzugehen und ihnen als Modell zu dienen (Anthony, 1987; Pynoos, 1995). Hier sind neben der Persönlichkeitsstruktur wichtiger Bezugspersonen, v.a. auch deren eigene Vorerfahrungen und evtl. eigene Traumatisierungen sowie deren Unterstützung durch das soziale Umfeld von Bedeutung (Pynoos, 1995).
Während auf der einen Seite reflexive Fähigkeiten von entscheidender Bedeutung für Resilience sind, werden gerade diese durch traumatische Erlebnisse häufig mit beeinträchtigt (Fonagy et al. 1996). Der bedrohliche, oft irrationale und chaotische Charakter traumatischer Erfahrungen stellt eine große Herausforderung dar, diese intrapsychisch oder intrafamiliär in bestehende Weltbilder integrieren zu können (vgl. hierzu DFG-Antrag, 1997). Selbst-reflexive Fähigkeiten sind eine wichtige Voraussetzung dafür, hinter eigenen und fremden Handlungen Motive und Emotionen erkennen

zu können, die diese verstehbar und vorhersagbar erscheinen lassen und damit kalkulierbar machen. Sie ermöglichen erst, die Auswirkungen von Erlebnissen der Vergangenheit auf die Wahrnehmung der Gegenwart sowie die Auswirkungen des eigenen Handelns auf andere Menschen nachvollziehbar zu machen, welches wesentliche Voraussetzungen für einen angemessenen Umgang mit den an eine Person gestellten Anforderungen sind (Fonagy et al. 1996).
Der Begriff „family resilience“ wurde von Walsh (1997) sowie Hawley & De Haan (1996) geprägt und umfasst neben einem offenen Kommunikationssystem, welches einen Erfahrungsaustausch und die Entwicklung gemeinsamer Bedeutungszuschreibungen, Glaubenssysteme und Interpretationsmuster erlaubt, v.a. die adäquate Reorganisation des Familiensystems und die Neuaufnahme von Beziehungen.

1.3.3. Familie im interkulturellen Kontext

1.3.3.1. Definition des Begriffs Familie

Im Rahmen dieser Forschungsarbeit geht es mir in Bezug auf Familien schwerpunktmäßig um eine Auseinandersetzung mit den Bewältigungsmechanismen, die den Mitgliedern einer Familie für ihre gegenseitige Unterstützung in Krisen- und Konfliktsituationen zur Verfügung stehen sowie mit jenen Faktoren, die einer erfolgreichen Bewältigung hemmend im Wege stehen.

Dabei stellt sich zunächst die Frage, was das Besondere der Beziehung zwischen den einzelnen Mitgliedern einer Familie ausmacht im Gegensatz zu sonstigen zwischenmenschlichen Beziehungen; was eigentlich zu verstehen ist unter dem Begriff "Familie".
In dieser Forschungsarbeit habe ich mit Menschen aus anderen Kulturkreisen zu tun, die ihre ganz eigenen Bilder und Definitionen von Familie haben. Ein wichtiger Teil meiner Arbeit wird deshalb darin liegen, den Familien die Möglichkeit zu geben, diese zu in den Interviews darzustellen.

Verschieden wissenschaftliche Disziplinen haben unterschiedliche Schwerpunkte bei der Definition des Begriffs Familie gelegt. So legen beispielsweise die *Familiären Soziologen* ihr Hauptaugenmerk auf den Sozialisationsprozess und die psychische Entwicklung der Kinder; die meisten *Psychologen* interessiert v.a. die Art der verschiedenen Beziehungssysteme zwischen einzelnen Familienmitgliedern, in der *Genealogie* werden v.a. Verwandtschaftsverhältnisse untersucht, letztere spielen in den meisten afrikanischen Kulturen bis auf den heutigen Tag bei der Definition von Familie die entscheidende Rolle (Cierpka, 1996; Rwezaura et al., 1995).
Die *klinische Familiendiagnostik* stellt das Zusammenleben von Menschen in Form der sogenannten Familie in den Mittelpunkt ihrer Definition. Im Rahmen dieser Arbeit wollen wir Familie

als Netzwerk genetisch und/ oder gesetzlich verbundener Individuen aus mindestens zwei Generationen verstehen und uns im Folgenden Cierpkas Charakterisierung von Familie anschließen: „Das Zusammenleben in der Familie ist charakterisiert durch gemeinsame Aufgabenstellungen, durch die Suche nach Intimität und Privatheit und durch die Utopie der Familie. Bei der Familiengründung bringt jeder Partner seine persönliche Utopie von Familie ein, die sich in der Auseinandersetzung mit den Vorstellungen des Partners und der sozialen Wirklichkeit als Lebensform realisiert. Dadurch wird ein Rahmen für das geschaffen, was die Familie oder eine andere Lebensform an Lebens- und Entwicklungsaufgaben erfüllt.“ (Cierpka, S. 3f; 1996)

1.3.3.2. Die Organisationsebenen der Familie

Eine Familie setzt sich wie oben beschrieben aus verschiedenen Individuen sowie aus verschiedenen Subsystemen zusammen, die die einzelnen Individuen miteinander eingehen (z.B. Eltern-Subsystem, Geschwister-Subsysteme, Geschlechter-Subsysteme) und denen sie im Sinne eines hierarchischen Systems übergeordnet ist. Auf der anderen Seite ist die Familie in größere Systeme der sie umgebenden Umwelt (Kulturkreis, Gesellschaft) eingebettet. Hieraus ergibt sich ein komplexes System möglicher Interaktionen. Schwerpunkt familientherapeutischer Forschung ist die Untersuchung dieser Interaktionen (Cierpka, 1996). „Die redundant ablaufenden Interaktionsmuster zwischen den Familienmitgliedern werden als Struktur bezeichnet. Aus der Wiederkehr bestimmter Interaktionsmuster ergeben sich Regeln, die dieser Struktur innewohnen“ (Cierpka, S.10; 1996). Aus den Interaktionen der Familienmitglieder ergeben sich charakteristische Netzwerke von Beziehungen, die sich in sog. Strukturbildern der Familien querschnittartig darstellen lassen. Die Familienstruktur ergibt sich aus den individuellen, persönlichen Bedürfnissen einerseits und den Anforderungen der Familie andererseits (Cierpka, 1996).

Familien sind jedoch nicht nur querschnittartig durch ihre aktuellen Beziehungen zu erfassen. Familien haben eine Vergangenheit, die mehrere Generationen zurück reicht, ihre sog. Tradition. In manchen afrikanischen Familien gehören die Verstorbenen selbstverständlich mit zur Familie und sie gelten so lange als „lebendig“, wie sie in den Erinnerungen ihrer Nachfahren weiterleben. Sie sind das „mystische Band, das die Familie zusammenhält“, wirken weiter auf den Alltag der Familie ein und bringen Unglück über diese, wenn ihrer nicht mehr genügend gedacht wird (Ocholla-Ayayo, 1997). Auch die noch ungeborenen Kinder werden in Afrika schon zur Familie gezählt, sie sind die „Hoffnungsträger“ der Familie, die sicherstellen sollen, dass diese nicht ausstirbt (ibd.).
Die Untersuchungen der Hintergründe der Familiengeschichten und der Lebensentwürfe für die Zukunft finden im Längsschnitt statt, der sogenannten Mehrgenerationenfamilienperspektive. Diese Schnittstelle zwischen überdauernder Familiengeschichte einerseits und aktueller Beziehungsausgestaltung andererseits kennzeichnet die aktuelle Familiendynamik (Cierpka, 1996).

Neben der Betrachtung der jeweiligen Längs- und Querschnitte der Familienstruktur ist es notwendig, die Familiendiagnostik auf mindestens drei Ebenen durchzuführen: Auf der Ebene der Individuen, der Ebene der Dyaden bzw. Triaden und der Ebene des familiären Gesamtsystems (ibd.).

Die individuelle Ebene umfasst Kategorien der körperlichen und psychischen Gegebenheiten. Dazu gehören körperliche Stabilität und Gesundheit, Persönlichkeitsentwicklung, Intelligenz, Begabungen, emotionale Belastbarkeit, Zukunftsvorstellungen, Werteinstellungen u.a. (ibd.).

Die interpersonelle Ebene der Dyaden und Triaden umfasst die folgenden sieben Kategorien (vgl. Cierpka, S. 14ff; 1996):

1.) Die *Aufgabenerfüllung*: Hierzu zählen die Erfüllung basaler, existentieller Aufgaben, wie die materielle Versorgung der einzelnen Familienmitglieder oder die Zeugung von Nachkommen zum Erhalt der Lineage, Entwicklungsaufgaben sowie "Bewältigungsaufgaben in Krisensituationen“ (Cierpka, S. 14; 1996; Bauer, 1979). Auch gilt es in Afrika traditionellerweise als Aufgabe der Familie, ihre Kinder in die notwendigen Techniken zur Beschaffung von Nahrung und Alltagsgütern und in die Zusammenhänge der Fortpflanzung und der Kinderaufzucht, sowie der Geschichte und Religion des Stammes einzuweisen (Bauer, 1979).

2.) Die *Definition und Zuschreibung bestimmter Rollen:* Viele afrikanische Gesellschaften sind hierarchisch organisiert, d.h. es bestehen alters- und geschlechtsabhängige Macht- und Autoritätsgefälle zwischen den jeweiligen Rollen. In den meisten traditionellen Kulturen sind Frauen von ihren Männern und deren Familie sozial und ökonomisch abhängig (Adepoju und Mbugua, 1997). Von Kindern wird erwartet, dass sie sehr früh, nämlich schon bald nach dem sie entwöhnt wurden, in die Rolle von Erwachsenen hereinzuwachsen beginnen, in dem sie durch aktive Teilhabe am Leben der Erwachsenen und durch direkte Imitation Aufgaben der Erwachsenen zu übernehmen beginnen (Bauer, 1979). Wobei von Mädchen erwartet wird, dass sie im Haushalt mitarbeiten und sich um die Erziehung ihrer jüngeren Geschwister kümmern und von Jungen, dass sie in der Landwirtschaft mithelfen (ibd.). Anders ist die Situation in der Stadt, wo Kinder ihre Familien viel weniger ökonomisch unterstützen können als auf dem Lande und daher zunehmend als Belastung empfunden werden (Ocholla-Ayayo, 1997).

3.) Die *Kontrolle*, im Hinblick auf die Aufrechterhaltung der einzelnen Rollen und der Funktionen der Familie. In vielen traditionellen Gesellschaften Afrikas lassen sich stark ritualisierte und formalisierte Verhaltensweisen zwischen den einzelnen Verwandten beobachten, die zur Konfliktvermeidung beitragen sollen. Hierzu zählen das Meidungsverhalten, welches in der Regel zwischen zwei nicht blutsverwandten, aber verschwägerten Menschen verschiedenen Geschlechtes und Alters besteht und vom Berührungsverbot bis zu dem Verbot einander direkt zu begegnen oder miteinander zu sprechen reichen kann und das Respektverhalten, z.B. der Frau dem Mann gegenüber oder dem Kind seinen Eltern gegenüber (Stephens, 1963; vgl. Bauer, 1979). Daneben gibt es in den Familien klar abgegrenzte Autoritätsbereiche des jeweiligen

Geschlechtes (ibd.). Zu Konfliken kommt es nur dann, wenn einer der Partner versucht, Entscheidungen durchzusetzen, die in den Autoritätsbereich des anderen fallen (ibd.). Allgemein lässt sich beobachten, dass je ausgeprägter das geforderte Autoritätsverhalten und der Zwang zu Gehorsam, desto unspontaner und formalisierter das Verhalten (ibd.).

4.) *Kommunikation* im Sinne eines Informationsaustausches (Cierpka, 1996).

5.) *Emotionalität*, d.h. das Ausmaß und die Qualität des gegenseitigen "Interesses der Familienmitglieder für einander" (Cierpka, S. 16;1996). Traditionellerweise ist in Afrika das Verhältnis zwischen der Mutter und ihren jüngeren Kindern ein sehr intimes und emotionales; hingegen ist das Verhältnis zwischen dem Vater und seinen Kindern deutlich distanzierter (Bauer, 1979).

6.) Ein *affektives Aufeinanderbezogensein* im "Spannungsverhältnis zwischen der Aufrechterhaltung der Gesamtfamilie und der Autonomie" der Individuen (Cierpka, S. 16; 1996).

7.) Die *Werte und Normen* der Familie: bis heute haben Gehorsam und Respekt den Älteren gegenüber, soziale Angepasstheit, Unterordnung der Bedürfnisse des Einzelnen unter die der Gemeinschaft und Verantwortlichkeit in Afrika einen höheren Stellenwert als in anderen Gesellschaften (Doob, 1965; vgl. Bauer, 1979); sie sind tief im moralischen Gewissen der Gesellschaft verwurzelt und führen dazu, dass es auch finanziell unabhängigen, nach Individualität und Autonomie strebenden jungen Menschen schwer fällt, sich gegen die Autorität der Alten zu stellen (Rwezaura et al., 1995). Den Kindern wird beigebracht, dass respektvolles, angepasstes Verhalten von den Ahnen belohnt, unangemessenes Verhalten hingegen von diesen bestraft wird (ibd.).

Die Ebene des Gesamtsystems beschreibt auf abstraktem Niveau den „Gesamtwirkungsmechanismus“ der Familie über mehrere Generationen (Cierpka, 1996).

Darüber hinaus ist es wichtig, stets auch den soziokulturellen Hintergrund der Familie, ihre soziale Eingebundenheit und ökonomischen Rahmenbedingungen in den Gesamteindruck mit einzubeziehen (ibd.).

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass vieles von dem, was über traditionelle Rollen- und Aufgabenverteilungen, Verhaltensweisen und Wertvorstellungen in sehr verallgemeinerter Form beschrieben wurde, für die meisten afrikanischen Gesellschaften heutzutage so nicht mehr zutrifft, da diese Gesellschaften starken kulturellen Wandlungsprozessen unterliegen. Dennoch ist die Auswirkung alter Traditionen bis auf den heutigen Tag spürbar, wie wir auch in unseren Interviews immer wieder erfahren konnten und soll deshalb hier auch dargestellt werden.

1.3.3.3. Familiäre Lebenszyklen und deren Bedeutung für die Familiendiagnostik

Eine Familie durchläuft im Laufe ihrer Geschichte von ihrer Gründung bis zu ihrer Auflösung bestimmte entwicklungsbedingte Phasen, in denen bestimmte Aufgaben zu bewältigen sind. Lebenszyklusmodelle dienen einer Annäherung an die Entwicklungsaufgaben und Konfliktpotentiale einzelner Phasen, in dem sie diese näher beschreiben und Zeitpunkte familiärer Stabilität von solchen

mit hohem Konfliktpotential trennen (Bowen 1978; Haley 1980; Hoffmann 1981; Minuchin 1977; Minuchin u. Fichmann 1983; Selvini-Palazzoli 1986; Watzlawik et al. 1974; vgl. hierzu Frevert et al., 1996). Sie dienen somit einer differenzierteren Betrachtungsweise der Familie, indem sie die bisher statische Sichtweise um eine entwicklungspsychologische ergänzen. Mit Hilfe dieser Modelle lassen sich bestimmte „Knotenpunkte“ identifizieren, in denen Familien besonders anfällig für die Entwicklung psychischer Störungen sind, da hier besondere Anpassungsleistungen an sie gestellt werden. Hierbei lassen sich auf einer horizontalen Zeitachse aktuelle familiäre Stressoren darstellen, die einmal aus jenen Anforderungen bestehen, die durch Übergänge im Lebenszyklus entstehen und zum anderen aus unvorhergesehenen, umweltbedingten Lebensereignissen wie Arbeitslosigkeit, schwere Krankheit oder plötzlicher Tod eines Familienmitgliedes. Diese lassen sich auf einer vertikalen Achse von solchen familiäre Stressoren abgrenzen, die innerhalb eines generationenübergreifenden Kontextes stehen wie beispielsweise familiäre Werte und Mythen oder ungelöste Konflikte aus der Herkunftsfamilie (Carter und Mc. Goldrick, 1988; vgl. hierzu Frevert et al., 1996).

Die Beschreibung einzelner Lebenszyklen orientiert sich an Ereignissen, „die durch das Kommen und Gehen von Familienmitgliedern charakterisiert werden“ (Frevert et al., S. 165; 1996). Vor allem den individuellen Reifungsschritten des ältesten Kindes wird dabei eine entscheidende Rolle für Veränderungen der Familienstruktur zugeschrieben (Duvall, 1971; Hill, 1964; vgl. hierzu Frevert et al., 1996).
Problematisch an diesen Modellen ist, dass sie von einer dem Bilde europäisch-westlicher Gesellschaft nach idealtypischen Familienentwicklung ausgeht. Als Beispiel hierfür gilt auch der hohe Stellenwert, der der Ausbildung von Autonomie in unserer Gesellschaft als Entwicklungsziel beigemessen wird, wohingegen die Fähigkeit Bindungen einzugehen in diesem Kulturkreis lange Zeit vernachlässigt wurde.
Die folgende Einteilung beschreibt einen Familienlebenszyklus von sieben Phasen, wie er von Duvall (1971) und Aldous (1978) beschrieben wurden und in der soziologischen Literatur allgemein üblich ist (vgl. hierzu Frevert et al., 1996).

1.3.3.3.1. Das Zusammenleben ohne Kinder

In dieser Phase geht es um die Aushandlung eines flexiblen, aber doch verbindlichen Rahmens, mit dem Ziel, ein dauerhaftes, tragfähiges Zusammenleben beider Partner zu ermöglichen (Frevert et al., 1996). Je gravierender die innersten Überzeugungen und Wertvorstellungen beider Partner dabei voneinander abweichen, desto konfliktreicher verläuft dieser Prozess (ibd).
Wichtig ist dabei, wie weit es dem Paar gelingt, sich von seinen Herkunftsfamilien abzugrenzen, welche sowohl in Form verinnerlichter Konstrukte internalisierter Regeln wie auch durch die realen Personen einen Einfluss auf das Paar ausüben. Gelingt dieses nicht, können daraus Loyalitätskon-

flikte erwachsen (Boszormenyi-Nagy und Spark, 1981; vgl. hiezu Frevert et al., 1996). Auch frühere Beziehungserfahrungen haben einen entscheidenden Einfluss auf die Qualität der Partnerschaft (Massing et al. 1994; vgl. hierzu Frevert et al., 1996).

1.3.3.3.2. Der Übergang zur Elternschaft

Die Geburt eines Kindes und die Übernahme der Elternschaft verändern die partnerschaftliche Beziehung oft massiv (Belsky et al, 1989; Cowan et al. 1985; Engfer et al. 1988; vgl. hierzu Frevert et al., 1996). Das Paar muss sich mit der Bedeutung der Elternschaft auseinander setzen, Aufgaben und Verantwortungen müssen neu verteilt werden. Die dyadische Beziehung wird zur Dreiergemeischaft erweitert (Frevert et al., 1996). "Auf die Partnerschaft wirkt das Kind verbindend und trennend zugleich. Verbindend durch die gemeinsame Aufgabe des Umsorgens und Beschützens. Trennend, indem sich die Partner in ihren persönlichen Bedürfnissen zurücknehmen und die Liebe und Aufmerksamkeit des anderen mit dem Kind teilen müssen." (Frevert et al., S.171; 1996). Hierbei können unbewusste Abhängigkeitswünsche oder -ängste von erheblichem Einfluss auf die triadische Beziehungsgestaltung sein (Frevert et al., 1996).
Bereits während der Schwangerschaft wird eine Beziehung zu dem Kind aufgenommen, von dem man sich ein erstes Bild macht, in welches die eigenen Wunschvorstellungen und -phantasien eingehen. In der Auseinandersetzung mit dem sogenannten "phantasierten Kind" ist ein erstes Einlassen auf die Beziehung zu dem Kind zu sehen. Der Wechsel der inneren Beziehung vom phantasierten Kind zum realen Kind ist eine notwendige Entwicklungsaufgabe nach der Geburt (Walter et al., 1994).
In vielen Gesellschaften ist erst mit der Übernahme der Elternschaft eine Anerkennung als reifes und vollwertiges Mitglied möglich; indem man zeigt, dass man in der Lage ist, selbst Verantwortung zu übernehmen.
Der Kinderpsychiater und Psychoanalytiker Dieter Bürgin beschreibt die verschiedenen positiven Erfahrungen, die mit der Geburt von Kindern in Verbindung gebracht werden und die zum Kinderwunsch -selbst unter widrigsten Lebensumständen- beitragen. Kinder können sinnstiftend und bereichernd für das Leben ihrer Eltern sein, deren Alltag beleben und Gefühle von Intimität und Nähe erfahrbar machen; zudem sind Kinder für eine gesicherte Altersversorgung notwendig (Bürgin, 1993).

1.3.3.3.3. Das Zusammenleben mit Säuglingen/ Kleinkindern

Von entscheidender Bedeutung während dieser Phase ist, ob es Eltern und Kind gelingt eine stabile, befriedigende Beziehung zueinander aufzubauen, die den Bedürfnissen des noch schutzlosen Kindes gerecht wird. Nur wenn die Eltern oder andere konstante Bezugspersonen in der Lage sind, die innere Befindlichkeit des Säuglings zu erfassen und ihm dieses widerzuspiegeln, mit ihm in einen

stimulierenden Dialog zu treten, kann das Kind lernen, dass Gefühle mitteilbar sind und in Beziehungen mit anderen Menschen geteilt werden können (Walter et al., 1994).

„Für die Fähigkeit des Kindes, affektive Beziehungen zu entwickeln ist ´1 (das) Ausmaß, mit dem die Eltern als sichere Basis für das Kind verfügbar waren und es 2. ermutigt haben, von dieser Basis aus selbstständig zu erkunden´ (Bowlby 1979; S. 167), von entscheidender Bedeutung. Die Sicherheit der Bindung und ein nichtintrusives Verhalten der Eltern, sowie Offenheit und Interesse für die individuellen, psychischen Entwicklungen des Kindes bilden eine sichere Basis für das Entstehen von Eigenaktivität und Selbstvertrauen.“ (Frevert et al., S. 175f; 1996).

Dabei weiß man heute aus der Attachment- oder Bindungsforschung, dass der Säugling nicht nur passiv auf die Stimuli der Eltern reagiert, sondern bereits in der Lage ist, aktiv Einfluss auf seine Umwelt zu nehmen; wenn auch während des ersten Lebensjahres ausschließlich als Teil einer nahezu symbiotischen, allumfassenden Eltern-Kind-Beziehung. Die psychischen Charakteristika des Kindes sind dabei für die Qualität dieser Beziehung und folglich auch bei der Entwicklung dysfunktionaler Eltern-Kind-Beziehungen von Bedeutung (Frevert et al., 1996).

Die meisten Untersuchungen zum Umgang afrikanischer Mütter mit ihren Säuglingen bewerten diese Zeit für den Säugling als Phase der völligen Befriedigung aller oralen und taktilen Bedürfnisse, als Phase ohne jede Frustration. Das Kind wird immer gestillt, wenn es das Bedürfnis danach hat und ist fast permanent in engem körperlichen Kontakt zur Mutter, was zur Entwicklung einer soliden Beziehung zwischen beiden führt (Erny, 1972; Steawen und Schönberg, 1970; vgl. Bauer, 1979). „Trotz der späteren Krisen und eines oft sehr harten Milieus werden die so gestellten Grundlagen meistens eine tiefe Desorganisation des Erwachsenen vermeiden helfen“ (Bauer, S. 34; 1979). Nach der Entwöhnung, die meist erst spät, dafür aber sehr rasch erfolgt, kommt es häufig zu einer vorübergehenden Stagnation oder gar Regression der psycho-motorischen Entwicklung (Geber und Dean, 1957; vgl. Bauer, 1979).

Für die Entwicklung des Kindes ist es bedeutsam, sowohl zur Mutter wie zum Vater eine Beziehung aufbauen zu können, die es ihm ermöglichen, zwischen zwei Identifikationsfiguren wählen zu können (Walter, 1995) und die ihm erlauben, „sich zwischen beiden in der Entfernung und Wiederannäherung hin und her zu bewegen (Kreische 1994)“ (Frevert et al., S. 176; 1996). Durch die Etablierung eines Beziehungsdreieckes zwischen Kind, Mutter und Vater in der frühen Kindheit wird dem Kind eine Loslösung aus der engen Beziehung zur Mutter erleichtert (Abelin, 1971; vgl. Frevert et al., 1996).

Während der ersten Lebensjahre ist die Qualität der Beziehung zu den Eltern für das Kleinkind wichtiger als die direkten äußeren Lebensumstände. Ist diese aufgrund belastender Erlebnisse der Eltern beeinträchtigt, resultiert daraus eine empfindliche Störung des kindlichen Urvertrauens sowie der weiteren kognitiven, emotionalen und somatischen Entwicklung des Kindes (Walter et al., 1994; Pynoos, 1995). So können äußere Lebensumstände für den Säugling oder das Kleinkind traumatisierend sein, wenn diese ihm die Verletzbarkeit oder Bedrohtheit der Eltern -die für das Kind existentiell sind- vor Augen führen, z.B. indem das Kind in das vor Schmerz verzerrte Gesicht

seiner bis dahin für allmächtig gehaltenen Mutter blicken muss, oder indem die aufgrund eigener traumatischer Erfahrungen in Depressionen versunkene Mutter für das Kind emotional unerreichbar bleibt oder wird (Walter et al., 1994; Pynoos, 1995). Ab dem Vorschulalter kommt es zu einer zunehmenden Ausdifferenzierung verschiedener Abwehrmechanismen als Schutz vor weiteren traumatisierenden Erfahrungen (Anna Freud, 1936). Auch entwickeln Kinder in diesem Alter häufig Phantasien, von Mächten mit übernatürlichen Kräften, die sie vor neuerlichen Gefahren schützen, vorhergehendes Trauma ungeschehen machen oder zumindest abschwächen oder die sich an den Tätern rächen (Pynoos, 1995).

Das für die notwendige Entwicklung der Selbstgrenzen und Individualität des Kindes erforderliche schrittweise Loslassen der Kinder ist unter den Bedingungen von Krieg, Gewalt und Elend besonders bedrohlich, da die Kinder hier realen Gefahren ausgesetzt sind (Walter et al., 1994).

1.3.3.3.4. Die "Latenzzeit": die Phase der Familienkohäsion

Während dieser Phase relativer Stabilität haben die Kinder das Schulalter erreicht. Für die Eltern kommt es während dieser Zeit häufig zu einem neuen Ausbalancieren von familiären und beruflichen Anforderungen. Die Kinder sind selbständiger geworden und können die Eltern teilweise von Aufgaben entlasten. Die Familien-Umwelt-Grenze wird durchlässiger (Frevert et al., 1996). Die Anforderungen der Schule und die Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen gewinnen für das Kind zunehmend an Bedeutung. Die Kinder lernen auf Unterstützung außerhalb der Familie zurückzugreifen. In diesem Alter beginnt bereits dahingehend eine erste Geschlechterdifferenzierung, dass Mädchen stärker ihr soziales Umfeld zur Unterstützung bei Problemen nutzen als Jungen. Im Zuge der kognitiven Entwicklung des Kindes lernt es die Wirkungen des eigenen Verhaltens auf die Umwelt zunehmend realistischer einzuschätzen und bestimmte, erfolgversprechende Strategien auch über einen längeren Zeitraum aufrecht zu erhalten (Aldwin, 1994).

1.3.3.3.5. Die Adoleszenz: der Ablösungsprozess

Der Eintritt in die Pubertät eines oder mehrerer Kinder stellt für die gesamte Familie eine krisenhafte Zeit dar, in der es gilt, die bestehenden Beziehungsstrukturen ganz neu auszuhandeln. Für den Jugendlichen selbst bedeutet dieses, das Finden einer eigenen Identität, eines von seiner Umwelt abgegrenzten Selbst. Er muss lernen, seine Grenzen zu etablieren und zu akzeptieren. Dabei schwankt der Jugendliche oft „zwischen völlig egoistischem Verhalten“ und „begeistertem Anschluss an die Gemeinschaft und damit Aufgabe seiner eigenen Identität (Anna Freud, 1936)" (Frevert et al., S. 182; 1996).

Die Generationengrenze zwischen Eltern und Kindern muss stückweise flexibler werden, dem Jugendlichen muss zunehmend mehr Autonomie und Eigenverantwortlichkeit zugebilligt werden. Hierbei treten nicht selten belastende Ablösungskämpfe auf (Frevert et al., 1996).

Die körperlichen Veränderungen markieren den Eintritt der Geschlechtsreife und stellen einen zentralen Punkt der Pubertät dar. Allerdings kann dem Jugendlichen der Umgang mit seiner neu erwachten Sexualität nur in dem Maße gelingen, wie dieses seinen eigenen Eltern im Hinblick auf deren Sexualität gelang (ibd.).

Haben die Eltern und ihre Kinder aus ähnlichen Motiven Angst davor, die anstehende Loslösung voneinander zu meistern, kommt es zur Stagnation im notwendigen Entwicklungsprozess. Es kommt zur Blockade, die die beteiligten Personen langfristig „gegeneinander agieren lässt“ (Frevert et al., S. 184; 1996). „Besonders in Familien, in denen aggressive Auseinandersetzungen weitgehend unterdrückt werden, kann man häufig eine Ausbruchsschuld bei dem Jugendlichen beobachten und Trennungsängste, die zu einer Autonomiehemmung führen können.“ (Frevert et al., S. 184; 1996). Hierzu schrieb Bruno Bettelheim 1977: „Es ist schwer, sich gegen Eltern aufzulehnen, deren Welt in die Brüche gegangen ist“ (Bettelheim, S. 11; 1977).

Besonders problematisch verläuft diese Phase der Adoleszenz oft in Flüchtlingsfamilien. Der Jugendliche befindet sich in der Phase der Identitätsfindung in dem Konflikt, sich zwischen zwei Gesellschaften mit sehr unterschiedlichen Wertvorstellungen entscheiden zu müssen. Oft kommt es zu Schuldgefühlen gegenüber den Eltern, wenn er deren traditionelle Wertvorstellungen ablehnt (Walter et al., 1994).

Hinzu kommt, dass der Jugendliche seine eigenen Eltern in der fremden Gesellschaft oft als schwach und hilflos erlebt. Der Verlust der Omnipotenz gerade des Vaters steht dabei in einem Gegensatz zu dem traditionellen, autoritärem Rollenverständnis vieler Männer (Walter, 1995).

Das Bild von Adoleszenz als normativer Krise entstand in westlichen Gesellschaften mit deutlich verlängerter Adoleszenz. In traditionellen Gesellschaften findet der Wechsel von der Jugend zum Erwachsenensein schneller, früher, oft auch durch Übergangsrituale statt, die in den westlichen Gesellschaften wesentlich rudimentärer sind. Hier findet sich ein wesentlicher Konflikt aufgrund der kulturellen Unterschieden von Herkunftsland und Aufnahmeland, aber auch innerhalb des Herkunftslandes zwischen urbanen oder ländlichen Lebensformen.

1.3.3.3.6. Familien in der Lebensmitte

Die Kinder sollten während dieser Phase ihre endgültige Autonomie erlangen. Beziehungen zu Gleichaltrigen werden zentral. Die Eltern sollten das akzeptieren und nur noch „als sichere Basis im Hintergrund“ wirksam bleiben (Frevert et al., 185; 1996). Wichtig ist, dass die Eltern Vertrauen in ihre Kinder und deren Weg haben, wodurch sie sich von ihrer Verantwortung gegenüber den Kindern befreit fühlen und sich wieder mehr dem Partner zuwenden können (Frevert et al., 1996).

1.3.3.3.7. Paare im Alter

Wichtige Bewältigungsaufgaben in dieser Lebensphase sind die Akzeptanz des eigenen Alterns, was eine Reihe von Verlusten beinhalten kann (körperliche Vitalität und Gesundheit, Berufstätigkeit, menschliche und soziale Kontakte; eventuell Verlust des Partners durch Tod) sowie eine Auseinandersetzung sowohl mit der Vergangenheit (Frieden schließen) wie mit dem eigenen Tod (Frevert et al., 1996).

1.3.3.4. Die Variablen der Verwandtschafts- und Familienstrukturen

Zur weiteren Beschreibung der Verwandtschafts- und Familienstrukturen sollen nachfolgende Variablen zählen: Familienform, Haushaltsform, Eheform und Linearität. Diese sind in vielen schwarzafrikanischen Gesellschaften bis heute bedeutsam für deren Verständnis und Organisation von Familie, und sollen deshalb im folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden.
Diese Variablen orientieren sich an Murdock´s "World Ethnographic Sample" (1957), in welchem 565 ausgewählte Gesellschaften der Welt anhand von 30 Variablen beschrieben wurden (Bauer, 1979).

1.3.3.4.1. Familienform

Unterschieden werden je nach der Größe des gemeinsamen Haushaltes die sogenannte Klein- bzw. Kernfamilie (bestehend aus dem Elternpaar und ihren Kindern), die „stem family“ (, die zusätzlich zur Kleinfamilie noch Großelternpaar umfasst), die „joint family“ (, sie umfasst zusätzlich noch die unverheirateten Geschwister der Ehepartner) und die extended family (, sie umfasst neben den unverheirateten auch noch die verheirateten Geschwister und deren Familien). Allerdings ist der Begriff der Großfamilie/ extended familiy in der Familiensoziologie nicht einheitlich definiert (Bauer, 1979; Adegboyega, Ntozi und Ssekamatte-Ssebuliba, 1997).
Während einige Autoren in der Kernfamilie die „universale Form menschlicher Gruppierung“ sehen (Murdock, 1949; vgl. Bauer, S. 55; 1979), weisen andere Autoren darauf hin, dass die Bedeutung der Kernfamilie soziokulturell geprägt ist und stark davon abhängig ist, inwieweit diese in größere verwandtschaftliche Einheiten integriert ist, die in der Lage sind, einen Teil der ihr zugedachten Funktionen zu übernehmen (Müller, 1978; vgl. Bauer, 1979).

1.3.3.4.2. Haushaltsform

Analog dazu lassen sich verschiedene Haushaltsformen wie Mutter-Kind-Haushalte, Nuklear-Haushalte, polygyne Haushalte, Großfamilien-Haushalte beschreiben, je nachdem, wer unter einem gemeinsamen Dach wohnt (Bauer, 1979).

1.3.3.4.3. Eheform

Unterschieden wird zwischen Monogamie (Einehe) und Polygamie (Mehrehe), wobei letztere in Afrika nur in Form der sogenannten Polygynie, d.h. der Ehe zwischen einem Mann und zwei oder mehr Frauen, nicht jedoch in Form der Polyandrie vorkommt (Bauer, 1979).
Des weiteren kennt man in Afrika als besondere Formen der Heirat noch das Sororat, (bei der ein Mann die Schwester seiner sehr jung verstorbenen oder unfruchtbaren Frau heiratet) und das Levirat, (bei der eine Witwe von dem Bruder ihres verstorbenen Mannes geheiratet wird) (ibd.).

Insgesamt sind in Schwarzafrika bis auf den heutigen Tag rund 35% der Ehen polygam (Bauer, 1979; Aryee, 1997). Dabei ist die Dauer der Ausbildung umgekehrt proportional zur Inzidenz der Polygamie (Aryee, 1997).
In über 90% aller afrikanischen Gesellschaften ist Polygamie normativ möglich; dennoch sind in diesen Gesellschaften faktisch bis zu 80% der Ehen monogam. D.h. die polygame Ehe ist immer nur „erlaubte“, nie „gebotene“ Eheform (Bauer, 1979).

Laut Untersuchungen stehen 65% der Männer einer polygynen Ehe positiv gegenüber. Sie ermöglicht ihnen mehr Nachkommen zu zeugen; auch tragen die Frauen durch ihre Arbeit zur Mehrung des wirtschaftlichen Wohlstandes des Mannes bei (Thore, 1964; Bauer, 1979). Viele Frauen zu haben, bedeutet für einen Mann ein Zugewinn an sozialem Status und Prestige (Adepoju und Mbugua, 1997; Aryee, 1997). In traditionellen Gesellschaften waren es der Häuptling, der Älteste, der Wohlhabende oder der ausgezeichnete Krieger, der mehr Frauen hatte als die andern Männer des Dorfes (Aryee, 1997). Auch wenn die Polygamie den Reichtum des Mannes dauerhaft meist mehrt, ist sie durch die für jede Ehe notwendige neuerliche Entrichtung von Brautpreis und Geld für die Hochzeitszeremonien, anfänglich mit hohen Kosten verbunden (Adepoju und Mbugua, 1997).
Unter den Frauen findet die Polygamie nur zu 25% Zustimmung (Thore, 1964; Bauer, 1979); sie führe häufig zu Rivalitäten und Spannungen unter den Co-Frauen; v.a. über die Kindererziehung entbrenne immer wieder Streit (Bauer, 1979). Unter den Co-Frauen herrsche oft Misstrauen; würde ein Kind krank oder würde eine Frau unfruchtbar, gälten diese als von einer Co-Frau verhext (Bauer, 1979). Dennoch empfinden Frauen die gegenseitige Unterstützung und Arbeitsteilung unter den Co-Frauen oft als positiv; auch haben sie im Vergleich zu monogamen Ehen oft mehr Eigenständigkeit gegenüber ihrem Mann (Bauer, 1979).
Die erste Frau hat in der Regel eine privilegierte Stellung und gewisse Machtbefugnisse gegenüber den anderen Frauen; auch sie hat ein Mitspracherecht bezüglich weiterer Eheschließungen ihres Mannes (Bauer, 1979).

Sowohl in polygamen wie in monogamen Gesellschaften ist die Ehe traditionell eher Arrangement zwischen Familien denn zweier Individuen, die ein Interesse daran haben, dass aus ihr genügend

Kinder zum Erhalt der Lineage entstehen (Aryee, 1997). Zur Wahrung ihrer Interessen nehmen die Familien folglich mittels verschiedener Unterstützungs- und Kontrollfunktionen Einfluss auf die Stabilität der Beziehung (Adepoju und Mbugua, 1997). Traditionellerweise kann ein Mann nicht ohne die Zustimmung seiner Eltern heiraten, da er ihrer finanziellen Unterstützung für den Brautpreis und die Kosten der Hochzeitszeremonien bedarf (Rwezaura et al., 1995). Gleichzeitig üben die Eltern auch eine Kontrolle auf die Eheschließungen ihrer Töchter aus, da sie den durch den Brautpreis erzielten Gewinn benötigen, um ihren Söhnen die Ehe finanzieren zu können (Rwezaura et al., 1995). In matrilinaren Gesellschaften ist der Brautpreis traditionell unbedeutend niedrig, in patrilinearen dagegen sehr hoch (Aryee, 1997). Eine Mitgift scheint in Afrika nicht bekannt zu sein (Bauer, 1979).

In vielen patrilinearen Gesellschaften muss der Brautpreis erst vollständig bezahlt werden, nachdem die Frau ihre Fruchtbarkeit unter Beweis gestellt hat, in anderen muss die Familie einer unfruchtbaren Frau den Brautpreis wieder zurückzahlen (Aryee, 1997).

Während der Brautpreis traditionellerweise aus Vieh oder Agrarprodukten bestand, werden heute zunehmend höhere Geldbeträge verlangt, was für viele Familien eine offizielle Eheschließung unfinanzierbar macht (Aryee, 1997).

1.3.3.4.4. Linearität

Die Linearität bzw. "lineage" beschreibt Abstammungslinien und lässt sich weiter unterteilen in Patrilinearität, Matrilinearität, doppelte Linearität und Bilinearität, wobei die Patrilinearität in Schwarzafrika mit 67 % am häufigsten ist (Bauer, 1979).

Über die Lineage werden Verwandtschafts- und Eigentumsverhältnisse sowie Rechte und Pflichten der verschiedenen Familienmitglieder geregelt (Bauer, 1979).

Matrilinearität besagt, dass das Erbe über die Mutter vererbt wird und dass ihre Kinder ihrer Lineage zugerechnet werden, d.h. eine matrilineare Abstammungslineage besteht aus der Frau, ihren Kindern und Enkelkindern, ihren Geschwistern, den Kindern ihrer Schwestern, aus ihrer Mutter und ihren Tanten etc. Sie schließt auch die Verstorbenen und zukünftigen Nachfahren mit ein. Analoges gilt für die Patrilinearität (Bauer, 1979).

In der Regel lassen sich die Abstammungslinien ca. 6 Generationen weit zurückverfolgen, hochentwickelte Lineages in Afrika umfassen bis zu 14 Generationen (ibd.).

Eng verwandt mit dem Begriff Lineage ist der Begriff der Sippe. In beiden Fällen wird die Zugehörigkeit über die Geburt, nicht über die Ehe geregelt, „wobei Lineage nur die Abstammung oder Deszendenz benennt, Sippe aber ein Begriff für eine soziologische Formation ist" (ibd., S. 69).

Hiervon abzugrenzen ist der Begriff „Klan“, welcher eine zusammenlebende Verwandtschaftsgruppe beschreibt, zu welcher die fortgeheirateten Mitglieder einer Sippe nicht mehr zählen, dafür aber die zugezogenen Ehepartner, auch wenn sie aus einer anderen Sippe stammen (Murdock, 1957; Müller, 1966; vgl. Bauer, 1979). „Es hat sich gezeigt, dass die Gruppe der größeren emotionalen

Bindung, die Gruppe der ´größten Geborgenheit´ die Sippe (...) ist (...)“, dagegen ist im „ökonomischen Bereich der Klan die entscheidenden Größe“ (Müller, 1959a; vgl. Bauer, S. 70; 1979).
Sowohl in matrilinearen wie patrilinearen Sippen ist in der Regel ein Mann die Autoritätsperson; wobei dieses in matrilinearen meist der Mutter-Bruder ist (ibd.). Für den Mann der matrilinearen Gesellschaft bedeutet dieses, dass die Kinder seiner Schwester für ihn von größerem Interesse sind als seine eigenen, welche der Autorität des Bruders seiner Ehefrau unterstellt sind (ibd.).
Unter Bilinearität versteht man die Anerkennung der Abstammung des Individuums von beiden Eltern und deren Lineages her. Sie ist die typische Abstammungsregelung in Europa und Nordamerika (ibd.).

1.3.3.5. Die afrikanische Familie im Wechsel von Tradition zu Moderne

Die gegenwärtig beobachtbaren gesellschaftlichen Umbrüche, die sich in vielen afrikanischen Ländern derzeit vollziehen, von vorkolonialen Agrargesellschaften hin zu an globalisierten Märkten orientierten, industrialisierten Gesellschaften, haben nicht zu unterschätzende Auswirkungen auf die Familie; und das um so mehr, als hier innerhalb von ein bis zwei Generationen eine Entwicklung nachgeholt werden soll, die sich in Europa und Amerika über fünf bis zehn Generationen erstreckte (Ocholla-Ayayo, 1997).
So kommt es beispielsweise durch die zunehmende Urbanisierung und Arbeitsmigration gerade der männlichen Bevölkerung auf der Suche nach bezahlter Lohnarbeit zur zunehmenden Zersplitterung der Familien (Adepoju und Mbugua, 1997).
Während früher die von der Familie benötigten Güter durch die aktive Arbeit möglichst vieler Familienmitgliedern auf dem eigenen Hof gemeinsam erwirtschaftet wurden (Adepoju und Mbugua, 1997; Rwezaura et al., 1995), obliegt es nun mehr und mehr einzelnen aufgrund ihrer besseren Ausbildung oder Anstellung, das benötigte Geld zu verdienen (Rwezaura et al., 1995). Diese werden aber zunehmend weniger geneigt sein, ihr verdientes Geld mit der gesamten, bedürftigen, nicht arbeitenden Verwandtschaft zu teilen, zumal das Gehalt eines einzelnen Arbeiters oder Angestellten kaum zur Versorgung seiner eigenen Kleinfamilie reicht (Ocholla-Ayayo, 1997).
Die zunehmende Individualisierung macht sich nicht nur in der Arbeitswelt, sondern auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen bemerkbar; junge Menschen stellen individuelle Bedürfnisse zunehmend über die der Gemeinschaft; auch wollen sie sich in die Wahl ihrer Lebenspartner nicht mehr von der Familie hereinreden lassen (Ocholla-Ayayo, 1997).
Die traditionelle Ehe verliert zunehmend an Bedeutung. Knapp 40 % aller jungen Frauen leben heute in informellen Partnerschaften; die Zahl der alleinerziehenden Mütter liegt in West Afrika bei 20%, in Südafrika sogar bei 50% (Aryee, 1997). Neben gesellschaftlichen Umbrüchen werden auch immer wieder die Kosten einer offiziellen Ehe als Ursache hierfür angegeben. Sie ist für wirtschaftlich schlechter gestellte Familien oft nicht mehr finanzierbar (Rwezaura et al., 1995; Aryee, 1997). Den informellen Beziehungen fehlt die Sicherheit und Stabilität einer offiziellen Ehe; stirbt einer

der beiden Partner in solch einer Beziehung, werden dem anderen oft die Erziehungsansprüche gegenüber seinen leiblichen Kindern strittig gemacht (Aryee, 1997). Bedingt durch einen zunehmenden Anstieg des Heiratsalters ohne einen gleichzeitigen späteren Beginn sexueller Aktivität und ohne Zugang zu ausreichend Verhütungsmittel für unverheiratete Jugendliche, hat die Zahl von Teenagerschwangerschaften und unehelichen Kindern deutlich zugenommen (Adepoju und Mbugua, 1997; Aryee, 1997). „The facility with which people can get in and out of marriage without fear of being socially or legally sanctioned is gradually undermining responsible parenthood and promoting the disintegration of the African family. The father is slowly disappearing as an integral part of the unit responsible for the care and nurturing of children, while the mother´s responsibility has correspondingly increased" (Aryee, S. 94; 1997).

Dennoch wird der Einfluss der Großfamilie in Afrika auf absehbare Zeit nicht völlig verschwinden können, zumal keine staatliche, religiöse oder soziale Institution existiert, die die Versorgung bedürftiger Menschen auch nur annähernd in dem Maße zu übernehmen bereit wäre, wie es die Familie immer noch tut (Rwezaura et al., 1995; Ocholla-Ayayo, 1997).
So wird die Bedeutung der Familie mehrheitlich immer noch für wichtig gehalten, da sie die einzige Institution sei, die dem Einzelnen emotionale und finanzielle Unterstützung in Zeiten der Bedürftigkeit und ein Gefühl sozialer Sicherheit und Geborgenheit bieten kann (Ocholla-Ayayo, 1997). Dagegen kritisieren zunehmend junge, finanziell besser gestellte, nach Autonomie strebende Afrikaner, dass das Prinzip gegenseitiger Verpflichtungen innerhalb der Großfamilie oft ganze Familien in den Ruin treibe bzw. in ihrer Armut festhielte, wenn sich zu viele Familienangehörige auf der Unterstützung einiger finanziell Bessergestellter ausruhten; auch stünde die Familie dem Bestreben des Einzelnen nach Unabhängigkeit und Privatheit im Weg (ibd.).

1.3.3.6. Flüchtlingsfamilien in der Bundesrepublik

Die Flucht aus der Heimat und das Leben im Exil führen zu einer stark veränderten Lebenssituation, deren Auswirkungen bis tief in die Strukturen der Flüchtlingsfamilien hineinreichen. Die Familien werden mit einer fremden Kultur und fremden Sprache konfrontiert. Viele Flüchtlinge fühlen sich marginalisiert und diskriminiert. Für die meisten Familien bedeutet die Flucht einen massiven Verlust von sozialem und ökonomischem Status. Hinzu kommt die meist ungeklärte rechtliche Situation, die zu einer ständigen Angst vor einer Abschiebung führt und die Zukunft unsicher und somit schlecht planbar erscheinen lässt.
Alles in allem erfordert die neue Lebenssituation, dass die familiären Rollen neu ausgehandelt und neu gestaltet werden, was ein hohes Ausmaß an Flexibilität erforderlich macht. Hier wirken sich oft die Folgen der Traumatisierungen aus der Heimat hemmend auf die erforderlichen Anpassungs- und Bewältigungsleistungen aus, wenn sie zu den typischen Symptomen des PTSD oder schweren Depressionen führten (Walter, 1995*).* Auch der Verlust der zurückgebliebenen Großfamilie, die viel-

fältigste Erziehungs- und Ernährungsfunktionen mit übernommen hatte, macht eine Umverteilung bestehender Rollen notwendig (Kraul et al., 1996).

Das Leben im Exil bedeutet für den Vater oft einen Verlust seiner klassischen Rolle als Ernährer der Familie- bedingt durch ein Arbeitsverbot, sprachliche Probleme sowie eine fehlende Anerkennung seiner in der Heimat erworbenen beruflichen Qualifikationen (Walter, 1995). Dieses führt zu einem Verlust von Macht und Autorität des Vaters innerhalb der Familie, welche ihm nach traditionellem Rollenverständnis zustünden (Kürsat-Ahlers, 1993; vgl. hierzu Kraul et al., 1996).
Die innerfamiliäre Umverteilung von Macht zugunsten der selbstbewusster gewordenen Ehefrau und Kinder kann zu erheblichen Konflikten führen (Kraul et al., 1996).
Die Kinder müssen erleben, dass ihre allmächtig und souverän geglaubten Eltern Fremden gegenüber mit einem Mal hilflos ausgeliefert sind. Dieses kann zu einem tiefen Vertrauensverlust und aggressiven Gefühlen den eigenen Eltern gegenüber führen (Walter, 1995).
Kindern und Jugendlichen fällt es in der Regel deutlich leichter, die fremde Sprache zu lernen und sich in die neue Kultur zu integrieren als ihren Eltern. Dieses führt dazu, dass sie häufig von ihren Eltern zu notwendigen Dolmetscherdiensten herangezogen werden, z.B. bei Behördengängen, auch wenn diese inhaltlich ihrem Entwicklungsstand noch nicht angemessen sind. Im Extremfall kommt es zu einer Rollenumkehr, einer sogenannten Parentifizierung der Kinder (Walter, 1995; Kraul et al., 1996). Man kann hierin einen Versuch der Familie als ganzes sehen, funktional zu bleiben. Allerdings geht dieses häufig auf Kosten kindlicher Entwicklungsfreiräume und ruft bei Eltern Schuld- und Schamgefühle hervor.

Viele der Eltern reagieren aufgrund der eigenen Insuffizienzgefühle der neuen, oft als ablehnend erlebten Gesellschaft gegenüber, mit einer starken Identifikation mit der Ursprungskultur und einem nostalgischen Rückzug auf die Erinnerungen in der Heimat, in die sie möglichst schnell wieder zurückkehren möchten. Dieses Nichteinlassen auf das Leben im Exil entsteht oft aus der Angst heraus, sich auf die notwendige Trennungs- und Trauerarbeit einzulassen (Walter, 1995) und erschwert eine erfolgreiche Integration oft von vorne herein. Dabei ist die Identifikation mit den traditionellen Werten der Heimat, die teilweise Züge einer nostalgischen Verklärung tragen kann, oft stärker ausgeprägt als dieses unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Sie stehen dabei oft im Widerspruch zu den gleichzeitig gemachten negativen Erfahrungen und Traumata (Walter, 1991).
Auf der einen Seite kann die Beschäftigung mit diesen Themen den Zusammenhalt und die Stabilität innerhalb der Familie erhöhen und somit einen wichtigen Bewältigungsfaktor darstellen (Kraul et al., 1996). Auf der anderen Seite geht für die Kinder die Beschäftigung mit den kulturellen Werten und Normen des Aufnahmelandes einerseits und denen ihrer Eltern andererseits oft mit schweren Loyalitätskonflikten und Identitätskrisen einher (ibd.). Dabei fehlt in den meisten Familien eine offene Auseinandersetzung über diese Themen. Die Kinder fühlen sich hin- und hergerissen zwischen zwei Welten, von denen sie in keiner richtig zu Hause sind (ibd.).

Familiendynamisch ist darüber hinaus bedeutsam, wie präsent das Thema Rückkehr im Alltag ist und wie stark es damit Bindungen an das Aufnahmeland zu unterbinden versucht (ibd.).
Aus der Forschung mit Migranten und Migrantinnen ist bekannt, dass sich diese Konflikte in der Regel für die nachfolgenden Generationen weiter zuspitzen (ibd.).

Viele Eltern, die unter Krieg und Verfolgung litten, hoffen, dass ihre Kinder eine bessere Zukunft haben werden. Verbunden mit dieser Hoffnung sind jedoch eine Reihe oft widersprüchlicher Aufträge an die Kinder, von denen erwartet wird, dass sie ihren Eltern nahe sind und bleiben, sich als würdig und gut erweisen und dort deren Vertreter werden, wo die Eltern bedingt durch die traumatischen Erlebnisse scheiterten (vgl. Walter, 1995).
So wissen wir durch Studien mit Kindern jüdischer Überlebender, dass es in Familien in denen die Eltern bereits viele schmerzvolle Verluste und Trennungen erleiden mussten, zu Problemen bei der Separation und der Entwicklung individueller Autonomie der Kinder kommen kann, die zu ängstlich-überbehütenden Bindungen bis in deren Adoleszenz hinein führen (Freyberg, 1980; Sigal & Rakoff, 1971; Bowlby, 1981; Russell, 1980; vgl. hierzu Figley & Kleber, 1995). Folge davon sind Ängstlichkeit, Schuldgefühle, depressive Verstimmungen und Schwierigkeiten der Aggressionsregulation seitens der Kinder (Figley & Kleber, 1995). Daneben hatten eine Reihe von Eltern Schwierigkeiten, Intimität und Nähe gegenüber ihren Kindern zuzulassen. Die eigene Vergangenheit machte es ihnen unmöglich, die emotionalen Bedürfnisse ihrer Kinder wahrzunehmen; statt dessen wandten sie sich an ihre Kinder um Unterstützung. Diese fühlten sich oft verantwortlich für die Bedürfnisse ihrer Eltern und deren Wohlergehen, was teilweise bis zu einer Parentifizierung der Kinder führen konnte (ibd.).

Ebenfalls aus der Holocaustforschung wissen wir, dass die Last der traumatischen Erlebnisse der Vergangenheit oft zu einem Schweigepakt führt, einer nonverbalen Übereinkunft, die das Sprechen über bestimmte Themen tabuisiert (Walter, 1995).
Auch wenn sich dieser Schweigepakt in Krisensituationen als sinnvoll erweisen kann, gehen mit ihm längerfristig Denk-, Phantasie- und Gefühlshemmungen einher (ibd.).

„Wenn ausreichend soziale Unterstützung besteht, arbeiten Familien ihre Traumata auf. Oft sind die Kinder dabei wichtig als Tröster, aber auch als jemand, der von den Eltern fordert in die reale Welt zurückzukehren, reale Aufgaben zu erfüllen und sich damit wieder aktiv zu erleben. Oft ermöglichen es die Kinder den Eltern wieder einen Spielraum zu finden, in dem Handlungen erprobt werden können. Umgekehrt sind die Kinder oft am gestörtesten, deren Eltern nicht mehr empfänglich für die kindlichen Signale sind.“ (Walter, S. 61f; 1995).

1.4. Schlussfolgerungen für unsere Fragestellung und Ziel der Arbeit

Mir geht es in dieser Arbeit darum zu untersuchen, inwieweit es afrikanischen Flüchtlingsfamilien gelingt (oder auch nicht gelingt), die Belastungssituationen, denen sie im Exil ausgesetzt sind, zu bewältigen.
Da diese oft nur schwerlich von den in der Heimat gemachten Vorerfahrungen zu trennen sind, habe ich die Fragestellung folgendermaßen erweitert:
Wie gehen Familien mit belastenden Situationen in der Heimat sowie belastenden Situationen im Exil um und wie ist der Bewältigungsprozess gestaltet?

Es ergibt sich aus der obigen Beschreibung des Standes der Forschung, dass sowohl belastende (bzw. traumatische) Situationen wie auch die als Antwort auf diese Situationen gesuchten Bewältigungsanstrengungen in der Regel kein einmaliges, abgegrenztes Ereignis, bzw. eine einmalige Reaktion darauf darstellen, sondern dass diese über einen längeren Zeitraum wirksam sind und währenddessen ständigen Veränderungen unterliegen. Darüber hinaus werden diese von verschiedenen, von der entsprechenden Situation zunächst unabhängigen Variablen entscheidend mitgeprägt wie von kulturellen und sozialen Einflüssen, der individuellen Lebensgeschichte und Vorerfahrungen, dem familiären Lebenszyklus der Familie, mit seinen jeweils anstehenden Entwicklungsaufgaben etc.
Hieraus ergibt sich für mich, dass der Versuch nachzuvollziehen, wieso eine reale Familie auf eine jeweilige reale Situation gerade so und nicht anders reagiert hat, welche Bedeutung sie dieser gegeben hat, nur mittels eines integrativen Forschungsansatzes möglich ist, welcher Raum lässt für die Erfassung dieser verschiedenen Variablen und Einflüsse. Folgende Punkte will ich dabei in meiner Fragestellung erfassen (vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kapitel 2):

1. Eine Erfassung belastender Ereignisse sowohl aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart. Denn durch die starke gegenseitige Beeinflussung von Gegenwart und Vergangenheit kann es sein, dass ein ursprünglich von der Familie gut bewältigtes Trauma in der Vergangenheit nun aufgrund einer als sehr belastend erlebten Gegenwart im Nachhinein aufbricht und zu krankheitswertigen Symptomen führt, wie dieses von sequentiellen oder kumulativen Traumata beschrieben wird. Auf der anderen Seite beeinträchtigt ein schwerwiegendes, zurückliegendes Trauma die gegenwärtigen Bewältigungsversuche der Familie negativ. Zudem wird immer wieder beschrieben, dass Menschen schwere Traumata als Riss in ihrer Biographie erleben, die die Kontinuität zwischen einer vortraumatischen Vergangenheit und der Gegenwart unterbrechen.
   Ebenfalls wichtige Erkenntnisse sollten sich aus einer Erfassung der Zukunftsperspektive der Familie gewinnen lassen, denn der Blick in die Zukunft ist stark von den jeweiligen Vorerfahrungen und dem gegenwärtigen Befinden geprägt. Eine Familie, der ihre gegenwärtige Lebens-

situation unerträglich scheint, wird wahrscheinlich in ihrer Fähigkeit, ein realistisches Bild von der Zukunft zu entwickeln, beeinträchtigt.

2. Neben der Identifikation von als belastend erlebten Ereignissen geht es mir auch um die Erfassung des Umganges der Familien mit diesen. D.h. die Fragen nach diesen beiden Punkten (1.: Was belastet Sie? Und 2.: Wie gehen Sie damit um?) sollten eng miteinander verknüpft sein.
3. Die Untersuchung muss so angelegt sein, dass ich mir zusätzlich ein möglichst differenziertes Bild von der sozialen, rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen, familiären und gesundheitlichen Situation der Familie und ihrer einzelnen Individuen machen kann, da Kontext, Begleitfaktoren, Vorerfahrungen und zugängliche Ressourcen, wie weiter oben dargestellt, von entscheidender Bedeutung für die Belastungssituation sind. Hier bietet es sich an, einen Fragenkatalog zu erstellen, der neben Fragen zu soziodemographischen Fakten auch solche Fragen enthält, von denen angenommen werden kann, dass sie für viele Flüchtlinge bedeutsam sind. Hierzu zählen beispielsweise Fragen nach Kontakten zu Deutschen oder anderen Flüchtlingen, Verständigungsproblemen, Mitarbeit in politischen Organisationen etc. an. Auf diesen Fragenkatalog soll zurückgegriffen werden, wenn die Familie über diese Themen nicht spontan berichtet.
4. Ausgehend von der Überlegung, dass familiäre Bindungen eine wichtige Ressource für die Bewältigung in Krisen- und Konfliktsituationen darstellen, dass ihnen aber auch ein zusätzlich belastendes Konfliktpotential innewohnen kann, erscheint es mir ein vielversprechender Ansatz, die Geschichte der Flucht mit der Geschichte der Familie zu verbinden. Diese kann sicherlich ihm Rahmen solch einer Arbeit nicht allumfassend dargestellt werden. Aber ich hoffe, durch die sehr unstrukturierte und offene Aufforderung an die Familie, mir „ihre Geschichte zu schildern“ zu erreichen, dass diese spontan einige markante Aspekte aus ihrem Familienleben aufgreifen wird, die erkennen lassen, welche Beziehungserfahrungen die einzelnen Familienmitglieder gemacht haben, mit welchen Wertvorstellungen oder Erziehungsstilen sie konfrontiert wurden, welche wichtigen Erlebnisse aus der Familiengeschichte prägend für sie waren und wie innerhalb ihrer Familie mit zwischenmenschlichen Konflikten umgegangen wurde .
5. Ich will mich bei der Frage nach erfolgreicher Bewältigung nicht allein auf die kognitiv zugänglichen Fragen nach a) der Wahrnehmung einer Situation und b) dem Umgang mit dieser beschränken, sondern auch versuchen, für Bewältigung als wichtig erachtete affektive und reflexive Fähigkeiten zu messen sowie den oben erwähnten Punkt der Beziehungserfahrungen mit zu berücksichtigen. Als wesentliche Dimensionen der selbst-reflexiven Fähigkeiten, deren Bedeutung für Resilience von Fonagy et al. (1995) betont wird, beschreibt er u.a. folgende Punkte, welche ich für meine Arbeit aufgreifen will: die Kohärenz und Bildhaftigkeit eines Narratives, die Fähigkeit, Affekt und Inhalt miteinander zu verbinden, sowie die Fähigkeit, die Erfahrungen der einzelnen Familienmitglieder in Beziehung zueinander zu setzen (vgl. hierzu DFG-Antrag, 1997)

Ziel dieser Arbeit soll sein, in einer ersten deskriptiven Herangehensweise an das explorativ gewonnene Datenmaterial, einige Muster familiären Copings in Bezug auf das Leben im Exil von afrikanischen Flüchtlingsfamilien herausarbeiten zu können.

Darüber hinaus soll versucht werden, auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse, die inhaltliche und methodische Herangehensweise an dieses Thema weiterzuentwickeln und zu präzisieren als Basis für weitere Forschungsaufgaben.

2. Methodik

Aufgrund der unter Punkt 1.4. geforderten integrativen Herangehensweise an das Thema erschien für diese Arbeit ein qualitativer Forschungsansatz am geeignetsten.
Ich gehe wie bereits erwähnt davon aus, dass das Befinden und Verhalten der befragten Familien von einem sehr komplexen Zusammenspiel verschiedenster, zum Teil langfristig wirkender Variablen geprägt ist, welches sich nicht unmittelbar auf das anderer Familien übertragen lässt. Eine Beschränkung des Forschungsinteresses auf nur eine oder einige wenige Variablen, wie es quantitative Ansätze praktizieren, hätte unter den sehr heterogenen und komplexen Strukturen zu stark verzerrten Ergebnissen geführt. So hat denn auch die Kritik an der quantitativen Forschung aufzuzeigen versucht, dass das konkrete Befinden und Verhalten von Menschen in konkreten Alltagssituationen sich nicht anhand einer "Zerteilung des Subjekts in einzelne Verhaltenssegmente", welche lediglich zu "realitätsfernen und damit auch für praktische Zwecke illusionsfördernden Konstruktion eines ´Reaktionsdeppen´" (vgl. Flick, S. 7; 1991) führen, erfassen lassen, sondern dass man so Gefahr läuft, sich mit immer abstrakteren Generalisierungen letztlich immer weiter von der Realität zu entfernen (Abels, 1975; vgl. Lamnek, 1995b).

Wie im folgenden näher aufgeführt wird, wurden insgesamt neun Familien zu in den der Fragestellung (Punkt 1.4.) dargelegten Punkten mittels eines semistrukturierten Leidfadeninterviews befragt.

2.1. Wahl des Untersuchungsplanes

Grundlage dieser Arbeit waren Einzelfallstudien an insgesamt neun aus Afrika nach Deutschland geflohenen Familien. Mit diesen Familien sind teilstandardisierte Interviews geführt worden, mit dem Ziel, neue Erkenntnisse über individuelle und intrafamiliäre Bewältigung von kriegs-, verfolgungs- und fluchtbedingten Belastungssituationen zu gewinnen.

Der von mir gewählte qualitative Ansatz der Einzelfallanalyse gab den Familien die Gelegenheit, ihre Lebensgeschichte und ihre Erfahrungen in ihrer Komplexität und Vielschichtigkeit selbst zu entwickeln, soweit dieses in einer zeitlich begrenzten Begegnung möglich war. Kulturelle Unterschiede in den Lebensentwürfen oder den Bewältigungsmechanismen konnten so artikuliert und mit erfasst werden. Mich interessierte dabei, wie die betroffenen Familien die Erlebnisse subjektiv bzw. intersubjektiv bewerteten und strukturierten und in welche Zusammenhänge sie diese stellten. So verstand ich die einzelnen Mitglieder der von uns befragten Familien als Partner und jeweils *"als Fachmann für die Deutungen und Interpretationen des Alltags*" (vgl. Lamnek, S.6; 1995b).

Durch die Beschränkung auf eine vergleichsweise geringe Zahl von Befragten entstand die Möglichkeit, sich intensiver mit dem Einzelnen beschäftigen zu können "und dadurch umfangreichere und komplexere Ergebnisse zu bekommen" (vgl. Lamnek, S. 6; 1995b).
Über die Auswertung der einzelnen Gespräche soll versucht werden, zu allgemeinen Strukturen und Regelmäßigkeiten sowie zu typischen Mustern, die über das Individuelle hinausführen, zu kommen (Lamnek, 1995b).

2.2. Wahl der Befragten

Die mich in dieser Forschungsarbeit interessierende Population umfasste Familien, die aus mindestens einem Elternteil und einem Kind bestehen, die aus dem Gebiet Schwarzafrikas nach Deutschland geflohen sind, unabhängig von ihrem rechtlichen Status als Flüchtling (Studienaufenthalte oder freiwillige Migration sind jedoch Ausschlusskriterien), ihrer Aufenthaltsdauer im Exil oder ihrem sozialen Status in der Heimat und im Exil.
Das theoretische Ziel dieser Arbeit war es, möglichst relevante Typen von Familien darzustellen, unabhängig davon, wie häufig der jeweilige Typ in der interessierenden Population vertreten ist. Dieses wird auch von dem in der qualitativen Forschung populären Konzept des *theoretical sampling* gefordert, nach welchem es "zur Entwicklung einer Theorie ausreicht, wenn jeweils ein Fall bekannt wird, der von der bisherigen vorläufigen Theorie abweicht" (Hermanns et al., 1984; vgl. Lamnek, S. 22, 1995b) und welcher es erlaubt "die theoretischen Konzepte des Forschers komplexer, differenzierter und profunder gestalten" zu können (Lamnek, S. 22; 1995b).
Dieses hätte allerdings neben einem umfassenden theoretischen Vorwissen über das Forschungsfeld auch einen freien Zugang zu sämtlichen repräsentativen Familien erfordert (Lamnek, 1995).
Die Realität erlaubte die Bereitschaft bei Familien zur Teilnahme an der Untersuchung jedoch nur über informelle Kontakte, von denen bezweifelt werden muss, dass sie weitreichend genug waren, alle relevanten Familien zu umfassen. Zudem blieb mir der Zugang zu problematischen Fällen in der Regel verschlossen, da das Misstrauen gegenüber Deutschen in Familien, denen beispielsweise die Abschiebung droht oder die generell mit starken Rückzugstendenzen gegenüber allem Fremden reagieren, besonders groß ist. Derartige Familien standen der Untersuchung nicht zur Verfügung.
Auch erlaubte die begrenzte Zahl von neun Familien bei der Komplexität der Forschungsfrage bei weitem keine Vollständigkeit.
Dennoch erachte ich die bestehenden Kontakte für ausreichend, um einen ersten Überblick über das Forschungsfeld zu verschaffen, welcher sich in zukünftigen Arbeiten weiter präzisieren lässt.

2.3. Wahl des Erhebungsverfahrens

Das von mir verwandte Untersuchungsinstrument ist ein teilstandartisiertes bzw. Leitfadeninterview. In diesem wurde auf Antwortvorgaben konsequent verzichtet, um den Befragten selbst die Möglichkeit zu geben, sich auf die offen formulierten Fragen frei artikulieren zu können (Flick, 1991; Lamnek, 1995b). Dabei wurde einerseits der freien Erzählung und Strukturierung durch den Befragten in Analogie zum narrativen Interview nach Schütze (vgl. hierzu Lamnek, 1995; Flick, 1989) ausreichend Raum gegeben, gleichzeitig aber der forschungsrelevante Problembereich vorgegeben, d.h. das Interview zeichnete sich aus „Durch eine Kombination aus Induktion und Deduktion mit der Chance auf Modifikation der theoretischen Konzepte des Forschers" (Lamnek, S. 75; 1995), falls sich dieses im Verlauf des Forschungsprozesses im Sinne einer Weiterentwicklung oder Präzisierung als sinnvoll herausstellt. Die Interviews führte ich gemeinsam mit Frau Weber, ebenfalls einer Doktorandin bei Dr. Walter und Prof. Riedesser.
Das Interview ließ sich dabei in folgende Phasen untergliedern:

Phase 1: Strukturierter Interviewteil mit Fragen zu soziodemographischen Daten

Diese vermittelt uns einen orientierenden Überblick über die jeweilige Familie und führte bei dieser zu einer ersten inhaltlichen Aktivierung der uns interessierenden Themenbereiche (vgl. hierzu Lamnek, 1995b).

Phase 2: Freies Narrativ zur Familiengeschichte mindestens durch beide Eltern.

Durch die sehr offen gehaltene Aufforderung, uns jeweils die Geschichte ihrer Familie zu erzählen, sollte den befragten Personen sozusagen eine "leere Seite" angeboten werden (vgl. hierzu Witzel, S. 245, 1989), die diese zur spontanen Entwicklung einer Stegreifgeschichte anregte, in der sie selbst auswählten, welche zeitlichen und örtlichen Aspekte ihnen im Zusammenhang mit Familie relevant erschienen und über welche Personen und Ereignisse sie berichten wollten (vgl. hierzu Witzel, 1989; Flick, 1991). Zentrale Darstellungsform war das Narrativ, welches durch andere Darstellungsformen wie die Beschreibung oder die argumentative Darstellung ergänzt werden konnte (Flick, 1991; Lamnek, 1995b). Im Anschluss an das Narrativ wurden die Erzählenden zur Definition des Familienbegriffes vor ihrem jeweiligen individuellen wie kulturellen Hintergrund befragt, der die zentralen Funktionen und Bedeutungen von Familie miterfassen sollte.
Die narrative Darstellung erforderte vom Erzählenden, Eindrücke und Ereignisse ordnen und in einen Zusammenhang stellen sowie verbal rekonstruieren zu können (Wiedemann, 1989) und stellt somit ein indirektes Maß für reflexive Fähigkeiten dar (Fonagy et al., 1996).

Verständnisfragen, Zurückspiegelung oder vorsichtige Konfrontation mit Unklarheiten der Darstellung dienten im Anschluss an das Narrativ wie auch während der weiteren Gesprächsphasen der Klärung und Vorinterpretation.

Phase 3: Problemlöseteil mittels eines semistrukturierten Interviews.

Hier wurden die Familien gebeten, über den Umgang mit von uns als potentiell konflikthaft angenommene Situationen in der Vergangenheit (über die intrafamiliären Entscheidungsprozesse in Bezug auf die transkontinentale Flucht), in der Gegenwart (Probleme mit einer indifferent bis ablehnend eingestellten, fremden Gesellschaft) und in der Zukunft (antizipierte Probleme bei der Remigration) zu berichten. Hierbei wurden die Familien in bezug auf die jeweiligen Situationen zum einen gefragt, wie sie diese wahrnehmen bzw. erleben und zum anderen, wie sie mit diesen umzugehen versuchen, was dabei hilfreich ist.
Im Verlauf der Untersuchung stellte sich jedoch die von uns versuchte Beschränkung auf die zwei Themen „Entscheidung zur Flucht“ und „Sich im Aufnahmeland ausgegrenzt Fühlen“ als zu eng heraus, da die Familien oft spontan von anderen Situationen sprachen (v.a. die Probleme um das Asylverfahren und die Wohnsituation), welche sie deutlich mehr belasten und welche wir deshalb auch in unsere Auswertung miteinbeziehen wollen, weswegen wir letztendlich alle spontan genannten Schilderungen zur Wahrnehmung und Bewertung der sozialen und politischen Situation in der Heimat (die zur Flucht führten) und im Exil berücksichtigten.
In diesem Teil des Interviews ging es uns v.a. darum, uns die den Familien kognitiv zugänglichen Aspekte von Bewältigung von diesen verbal schildern zu lassen.

Phase 4: "Ad-hoc-Fragen".

Dieser vorstrukturierte Interviewteil umfasste Fragen zu verschiedenen Bereichen, die uns für das Verständnis von Flüchtlingsfamilien relevant erschienen wie z.b. politischem oder religiösem Engagement, Schwierigkeiten der Integration im Exil, Kontakten zu in der Heimat verbliebenen Angehörigen. Nach den einzelnen Punkten wurde während dieser Phase gezielt nachgefragt, falls der Interviewte diese noch nicht von sich aus hinreichend erwähnt hatte.

Der Leitfaden wurde von mir und Frau Weber in Anlehnung an inhaltliche Vorgaben durch Dr. Walter entwickelt. Er wurde aufgrund der während der ersten Interviews gemachten Erfahrungen mehrfach modifiziert.

Das vollständige Leitfadeninterview findet sich im Anhang unter Punkt 8.2.

2.4. Wahl des Aufbereitungsverfahrens

Das Interview wurde auf Audio- bzw. Videokassetten aufgenommen. Die Familienmitglieder wurden zu Beginn des Interviews über den Zweck der Aufzeichnung informiert und um schriftliche Zustimmung gebeten. Die aufgezeichneten Daten sind dritten Personen nicht zugänglich und werden ausschließlich in anonymisierter Form in dieser Arbeit veröffentlicht, worüber die Familien informiert wurden. [1] Zusätzlich wurde im Anschluss an das Gespräch aus dem Gedächtnis ein Postskriptum angefertigt, um nicht auf Band festgehaltene Äußerungen und nicht-sprachliche Beobachtungen zu fixieren (vgl. hierzu Lamnek, 1995b, Witzel, 1989).
Für den mit der Teilnahme an der Untersuchung verbundenen Zeitaufwand wurde eine Entschädigung von DM 100,- angeboten.

Die Aufbereitung der Tonband/ Videoaufzeichnungen erfolgte schrittweise und orientierte an den Prinzipien qualitativer Sozialforschung. Dabei wurde jedes Gespräch zunächst als "Einzeluntersuchung" betrachtet und als solche ausgewertet. Die diesem Zweck dienenden, nachfolgend beschriebenen Schritte orientierten sich an Ausführungen Inghard Langers zur Auswertung des "Persönlichen Gespräches" (1996), einem Artikel Philipp Mayrings über die Qualitative Inhaltsanalyse (1989) sowie einer Beschreibung Siegfried Lamneks über die Auswertung qualitativer Interviews (1995).

1. Schritt Erstellung eines TRANSKRIPTES des auf Video- bzw. Tonband aufgezeichneten Interviews, welches den Text wörtlich und vollständig wiedergibt, ergänzt um Charakterisierungen nicht sprachlicher Vorgänge wie Emotionen oder Handlungen.

2. Schritt Erstellen eines VERDICHTUNGSPROTOKOLLS
Das VERDICHTUNGSPROTOKOLL setzte sich aus folgenden Unterpunkten zusammen (vgl. hierzu Langer, S. 226f; 1996):

I. *Der Vorstellung der Gesprächspartner:*
-Art der Kontaktaufnahme zu der Familie
-Alter und Geschlecht der einzelnen Familienmitglieder
-Herkunft der Familie
-Aufenthaltsdauer und rechtlicher Status in der BRD
-Schulische und berufliche Situation der Familienmitglieder
-Wohnsituation der Familie

II. *Rahmen und Verlauf des Gesprächs*

-örtlicher und zeitlicher Rahmen

-Dolmetscher / Sprache

-Gesprächsatmosphäre/ -verlauf

-Besonderheiten / Störungen / Auffälliges

III. *Dokumentation des Gesprächs (auf Grundlage der bearbeiteten Wiedergabe)*

Zur besseren Vergleichbarkeit der Gespräche wurden der Text folgenden Themenbereichen zugeordnet:

1. Die Familiengeschichte
2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes
3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau
4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie
5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten
6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen
7. Das Bild von der Zukunft

Inhaltlich eng zusammenhängende, im Text aber weit verstreute Aussagen wurden zusammengefasst (Mayring, 1989; Lamnek, 1995b).

Der Text wurde hierfür zunächst durch Verzicht auf sämtliche nicht-inhaltstragenden, ausschmückenden Wendungen Abschnitt für Abschnitt auf eine grammatikalische Kurzform (Paraphrasieren) und dann mittels generalisierender Formulierungen auf ein nächsthöheres Abstraktionsniveau gebracht. Einzelne Aussagen wurden zu Bedeutungseinheiten zusammengefasst (Bündelung) und einem der oben genannten Themen zugeordnet. Prägnante Textstellen wurden markiert, und später als Zitate wiedergegeben (Mayring, 1989; Lamnek, 1995b).

Der zusammengefasste Text wurde anschließend am Ausgangsmaterial rücküberprüft (Mayring, 1989; Langer, 1996).

Jede Interpretation und Deutung wurde bis dahin strengstens vermieden. Die bisherigen Schritte dienten ausschließlich dem Zweck, das Gespräch in einer möglichst konzentrierten und weiteren Bearbeitungsschritten besser zugänglichen Form zu *dokumentieren* (vgl. auch

[1] Personen- und Ortsnamen, sowie Beruf, Alter und Aufenthaltsdauer wurden zum Schutz der von uns befragten Personen verändert.

I. Langer, 1996). Diese Dokumentation soll es dem Leser meiner Dissertationsarbeit ermöglichen, meine Deutungen und Interpretationen auch ohne Kenntnis des Ausgangsmaterials nachvollziehen zu können. Sie orientiert sich somit an dem "methodischen Prinzip der Explikation" (vgl. Lamnek, S. 26f; 1988), welches eine Transparenz der Auswertungsschritte und eine Überprüfbarkeit der Ergebnisse dieser Arbeit fordert.

2.5. Auswertungsverfahren

Zur Beantwortung der in der Fragestellung unserer Forschungsarbeit entwickelten Punkte wurden eine Reihe von Fragen als Unterpunkte entwickelt, die im Folgenden noch weiter ausgeführt werden und anhand derer die Transkripte analysiert werden. Die so gewonnenen Ergebnisse werden in ausformulierter Form dargestellt.
Die Auswertung findet dabei stets am Original, d.h. am Transkript statt.

1. Zunächst wurden die den Familien kognitiv zugänglichen Aspekte von Wahrnehmung und Bewältigung anhand folgender Fragen beantwortet, d.h. hier wurde das Gespräch auf seinen Inhalt untersucht:

a) Wie nahmen die Familien ihre soziale und politische Lebenssituation in ihrer Heimat wahr und wie bewerteten sie diese?
b) Wie gingen die Familien mit dieser Situation um?
c) Wie nahmen die Familien ihre soziale und politische Lebenssituation im Exil wahr und wie bewerteten sie diese?
d) Wie gingen die Familien mit dieser Situation um?

2. In Bezug auf die Familie interessierten mich folgende Fragen:

a) In welchem Kontext stand die aktuelle Lebenssituation der Familien bezogen auf frühere familiäre Erfahrungen?
b) Welche Funktion / Rolle hatten dabei die einzelnen Familienmitglieder?

3. Anschließend wurden die für Resilience ebenfalls wichtigen Fragen nach affektiven und reflexiven Fähigkeiten näher untersucht, d.h. hier wurden auch Struktur und non-verbale Mitteilungen des Gespräches mit berücksichtigt:

a) Konnten die Erlebnisse der einzelnen Familienmitglieder zu einer gemeinsamen Geschichte integriert werden?

b) Konnten eigene Gefühle genannt oder gezeigt werden und passten diese zu dem Erzählten? Konnten konkrete Beispiele genannt werden? Wie detailliert, bilderreich war die Schilderung einzelner Situationen? Wo traten Brüche oder Widersprüche im Narrativ auf?
c) Welche Zukunftsvorstellungen und –pläne entwickelten die Familien vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Lebensgeschichte?

Darüber hinaus wurden die gewonnenen Erkenntnisse genutzt, die inhaltliche und methodische Herangehensweise an dieses Thema weiter zu strukturieren und zu präzisieren als Basis für weitere Forschungsaufgaben.

Die hier untersuchten Fragen sind wiederum nur ein kleiner Ausschnitt der Gesamtforschung zu diesem Thema in der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Hamburg.

3. Ethik der Untersuchung

Ein ursprünglich geplantes Sonderforschungsprojekt, von dem diese Doktorarbeit als ein Teil angelegt war, wurde der Ethikkommission der Hamburger Ärztekammer im Jahr 1997 vorgelegt und von dieser positiv bewertet.

4. Ergebnisse

4.1. Interviews mit Familien aus Togo

4.1.1. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 1: Familie Adjovi

4.1.1.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: über einen Bekannten, der die Adjovis noch aus dem Togo kennt

Herkunft: Togo, Atakpamé

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Sohn Mathieu, 9 Jahre; Tochter Emelie, 6 Jahre; Sohn Edoh, 3 Jahre

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Herr Adjovi seit vier Jahre, restliche Familie 4 Monate später; Anerkennung der Familie nach § 16a GG[2]

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Adjovi tätig als Bauingenieur, Journalist und Herausgeber einer unabhängigen Zeitschrift; Frau Adjovi ist studierte Psychologin, tätig im Gesundheitsministerium

Schulische und Berufliche Situation im Exil: beide Eltern befristete Honorartätigkeit beim ASB in der Flüchtlingsberatung; Herr Adjovi ehrenamtliche Tätigkeit in einem eigenen Flüchtlingsverein; Mathieu Besuch der Grundschule, Emelie und Edoh Besuch des Kindergartens

Wohnsituation der Familie im Exil: moderne, geräumige Mietwohnung

4.1.1.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Bereits am Telefon machten die Adjovis einen offenen, wenn auch zurückhaltenden Eindruck. Beide wirkten sehr reflektiert und kompetent bei der Klärung von im Vorfeld auftretenden organisatorischen Fragen.

Das Gespräch fand schließlich ohne Dolmetscher in der Wohnung der Adjovis statt. Die Adjovis wohnten in einem Mehrfamilienhaus, welches in einer modernen Neubausiedlung am Rande Düsseldorfs liegt.

---

[2] Art. 16a des Grundgesetzes (GG) gewährt politisch Verfolgten das Recht auf Asyl. Voraussetzung ist, dass diese sich vorher nicht in einem sicheren Drittstaat aufgehalten haben. Welche Länder zu diesen Drittstaaten zählen, in denen „auf Grund der Rechtslage, der Rechtsanwendung und der allgemeinen politischen Verhältnisse gewährleistet erscheint, dass dort weder politische Verfolgung noch unmenschliche oder erniedrigende Bestrafung oder Behandlung stattfindet“, wird durch ein Gesetz geregelt. Verbunden mit einer Anerkennung nach Art. 16a GG ist eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis, eine uneingeschränkte Arbeitserlaubnis, Aufent-

In der Diele, in welcher das Gespräch stattfand, standen zwei Sessel und ein Sofa, ansonsten war dieser Raum, abgesehen von einem islamischen Kalender völlig schmucklos. Frau Adjovi war afrikanisch, Mann und Kinder europäisch gekleidet.
Die Kinder begannen ohne Scheu Kontakt zu mir aufzunehmen. Sie waren zu Beginn des Gespräches mit anwesend, da ich darum gebeten hatte, mit der gesamten Familie zu sprechen. Später zogen sie sich allerdings selbständig zum Spielen bzw. Video-Schauen zurück. Sie suchten alle drei immer wieder Körperkontakt zu den Eltern, sowohl zum Vater wie zur Mutter, welcher von diesen auch erwidert wurde. Die Kinder lächelten viel und schnitten vom sicheren Schoß ihrer Eltern aus spielerisch Grimassen.
Die Gesprächsatmosphäre war sehr angenehm. Alle sprachen und verstanden gut deutsch, so dass niemand vom Gespräch ausgeschlossen blieb. Herr und Frau Adjovi nahmen beide aktiv am Gespräch teil und hörten aufmerksam und interessiert zu, während der andere sprach. Vor allem Frau Adjovi wirkte ihrem Mann durch Körperhaltung und Mimik sehr zugewandt. Sie versuchte sich auch mehrfach aktiv ins Gespräch einzuschalten und den Redefluss ihres Mannes zu unterbrechen. Differierende Meinungen zwischen beiden konnten ohne Aggressionen verbalisiert und zugelassen werden. An vielen Punkten wurde deutlich, dass beide den Partner und dessen jeweilige Meinungen und Einstellungen gut zu kennen schienen, sie waren in der Lage für den anderen oder aus dessen Sicht zu sprechen. All dieses sorgte für eine lebendige Gesprächsatmosphäre, die wenig ermüdend war. Falls einem der beiden eine deutsche Vokabel fehlte, bat er seinen Partner auf Französisch um Hilfe.
Frau Adjovi lächelte sehr viel, sie hatte eine sehr warme Ausstrahlung und brachte ihre Gefühle gut zum Ausdruck. Herr Adjovi wirkte eher rational und in seinem ganzen Erscheinungsbild eher ruhig und bescheiden. Entsprechend verstanden beide, auf ihre eigene Art das Gespräch für sich zu nutzen. Während Frau Adjovi von der zwischenmenschlichen Begegnung zu profitieren schien - sie wirkte zum Abschied gerührt und traurig und verabschiedete mich mit den Worten: *"Sie gehören jetzt auch zu unserer Familie!"* –interessierte Herrn Adjovi vor allem der eigene Erkenntnisgewinn durch das Nachdenken über einige der gestellten Fragen und dass einige der Fragen ihm für seine eigene Arbeit mit Flüchtlingen nützlich sein könnten.

Nach dem Interview zeigte Emelie mir die Wohnung. Im ersten Stock befand sich u.a. ein großes Wohnzimmer mit Sitzgelegenheit für ca. 15-20 Leute. Dieser Raum war bunt geschmückt mit Bildern und Kissen.

Während des anschließenden, gemeinsamen Essens, an dem von den Kindern nur Emelie anwesend war, unterhielten wir uns über Lebens- und Eßgewohnheiten im Togo, über Klima und Landschaft

---

haltsrecht für Ehegatten, auch wenn der Anerkannte nicht arbeitet, Anspruch auf Kindergeld, Anspruch auf einen geförderten Deutschkurs; eine schnelle Einbürgerung nach 5 Jahren ist möglich

der Heimatregion der Adjovis. Herr Adjovi fragte mich im Gegenzug auf meine vielen Fragen nach meiner Meinung über die politische und gesellschaftliche Zukunft in Deutschland.
Der Abschied von der Familie war sehr warm. Frau Adjovi begleitete mich noch ein Stück des Weges. Mathieu kam hinter uns her gerannt. Er weint darüber, dass ich "schon" gehe.

4.1.1.3. Gesprächsdokumentation

4.1.1.3.1. Die Familiendefinition

Herr Adjovi begann auf meine Frage nach der Geschichte seiner Familie mit der Erklärung, dass die Vorstellungen der Europäer, in Afrika lebten alle Familienmitglieder immer eng zusammen, und es gäbe keine Probleme, falsch sei.
Er habe sein eigenes Familienkonzept entwickelt, welches ihm Hilfe und Orientierung in politisch schwierigen Situationen gab: Die Menschen, die die gleichen Ideale und Vorstellungen hätten wie er, die an ihn glaubten oder die nett zu ihm seien - gehörten zu seiner wahren Familie, seien es Freunde, Bekannte oder Verwandte. Mit allen anderen wolle er nichts zu tun haben. Dieses betonte er mehrfach.
Auf die Frage, ob das schon immer so gewesen sei, antwortete er*: „Immer so auch.--- Ja! Also, ich - es ist -äh---- es ist nicht einfach - --- weil, was man wird, ist mein Leben.....also, zu reden, das ist weil -- Was ist wichtig, was ist nicht wichtig? Weiß ich nicht. Also, nicht alles normal...Ob -äh- es so war...(...). Es gibt -äh- Probleme mit -äh- den Familien und -äh- neben so Problem Familien gibt -also ich meine, äh- wer ist man? Es ist nicht möglich -man - also einen Erwachsenen zu ändern.."*
Mehrfach kam er darauf zurück, dass es für ihn unmöglich sei, Kontakt zu Menschen zu haben, die andere Menschen umbrächten: *"Weil ich kann nicht verstehen, warum jemand schießt ein anderes Mann - warum? Nur weil er hat eine andere Idee...?"*
Frau Adjovi hatte dem ein viel positiveres Familienbild entgegenzusetzen. Ihre eigenen Erfahrungen mit der afrikanischen Großfamilie seien geprägt durch ein Gefühl des Zusammenhaltes und der Verbundenheit mit den anderen Familienmitgliedern (vgl. hierzu S. 54).

4.1.1.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Der Kontakt zu seinen Eltern sei nicht sehr eng.
"Weil ich bin, seit -äh- als ich fünfzehn Jahre war, war schon - die Kontakt mit meine Eltern war schon--waren - unsere Ideen waren - Nicht -äh- also ich hab meine Ideen, die für mich wichtig sind und die haben - ich wollte die nicht stören ...Und -äh- ich weiß nicht, ob es war so, dass ich musste..."

„Also mein- die Schule, meine Schule war so, dass ich wollte nicht -äh- meine Eltern schon -- verlassen. Also, anders, und ich habe gelernt eine ---- ja und -äh- abhängig ist mir ein Problem, ich kann nicht -äh- wenn.....ich fühle mich abhängig von etwas, denn.....also,-"

Auch gegenwärtig sei der Kontakt zu seinen Eltern eher sporadisch. Geschrieben habe er, seit er hier sei, erst ein einziges Mal. Weil seine Eltern nicht lesen könnten. Die Vorstellung, dass ein Fremder ihnen den Brief vorlese, sei ihm unangenehm. Auch im Togo sei er oft einige Wochen ohne Kontakt zu seinen Eltern gewesen.

Auf die Frage, was seine Eltern über seine politischen Aktivitäten dächten, antwortete er, sie wären *"sehr, sehr, sehr einverstanden",* sie wären sein *"erster Fan",* besonders der Vater.

Seine Geschwister erwähnte Herr Adjovi nicht weiter.

Nachdem das Tonband bereits abgestellt war, erzählte Herr Adjovi noch einmal ein wenig über seine Kindheit: dass seine Eltern recht arm waren. Der Vater sei Bauer, die Mutter sei Marktfrau gewesen. Als Junge habe er der Mutter auch manchmal auf dem Markt helfen müssen. Trotzdem habe er nie hungrig zu Bett gehen müssen. Auch hätten seine Eltern immer irgendwie das Schulgeld sowie Geld für seine Bücher und Hefte aufgebracht. Seine Eltern selbst seien Analphabeten. Ab dem Gymnasium habe er dann jeweils Stipendien vom Staat bekommen. Auch seine Geschwister seien zur Schule gegangen, aber weniger erfolgreich als er gewesen.

4.1.1.3.3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Frau Adjovi sei die Tochter eines traditionellen Chefs, der einer islamischen Gemeinde vorstehe und bis zu seiner Rente als medizinischer Helfer gearbeitet habe. Er habe mit seinen drei Frauen und allen Kindern in einem Haus gelebt.

Als problematisch empfände sie es, dass ihr Vater, wie viele traditionelle Chefs, auf der Seite Eyadémas stünde. Sie befände sich in einem Loyalitätskonflikt zwischen ihrem sehr aktiv in der Opposition engagierten Mann und ihrem Vater, dem Anhänger der Regierungspartei. Sie versuche immer wieder ihren Vater vor ihrem Mann und auch vor sich selbst zu verteidigen.

"Ne, mein Vater ist RPTist - ich kann nichts tun. Das ist seine Meinung, ich kann nicht ihn ändern. Wir können diskutieren, aber ich kann nicht ihn, wie sagt man - es geht um unsere Beziehung - mein Vater hat uns sehr viel geholfen. Ich bin um ihn dankbar, dass ich trotz meiner oppositionellen Meinung immer Hilfe bei ihm finden kann ..."

Sie habe viele *"harte Diskussionen"* mit ihrem Vater geführt. Trotzdem habe er zu ihr gehalten, habe sie bei sich aufgenommen und sie unterstützt, als sie verfolgt wurden, dieses rechne sie ihm hoch an.

Auch für Herrn Adjovi schien sein Schwiegervater eine wichtige Rolle zu spielen. Er warf der Familie vor, dass sie den Chef im eigenen Interesse zu sehr für sich zu vereinnahmen suche.

Herr Adjovi:"...der Chef gehört nicht mehr der Familie, der Chef ist - eine -äh- der Chef befehlt der ganze Gemeinde. Warum will Familie, dass der Chef macht, was der Familie glaubt oder warum glaubt die Familie, dass die - nur die kann den Chef beschützen --?"

Frau Adjovi: "Die Familie niemals - niemals geglaubt, dass sie den Vater schützen kann oder will oder - und so weiter. Wir sind - äh - gegenüber ein - das ist ein Schicksal der Familien oder - wie kann man sagen? Und ich besonders - ich- kann nicht trennen zwischen meinem Vater und -äh- der Chef, ja?"

Die Mutter von Frau Adjovi gehöre zu den Frauen, die selbst eine gute Schulbildung genossen haben. *"Sie spricht sehr gut Französisch, sehr gut auch ihre Muttersprache."* Alle ihrer eigenen Kinder hätten die Schule besucht. Dadurch sei sie für viele andere Frauen der Gemeinde, unter anderem auch für Herrn Adjovis Mutter *"ein Modell"* gewesen.

Sie sei Präsidentin von RPT-Frauen gewesen, zu der Zeit als diese noch die einzige zugelassenen Frauenorganisation war. Wegen ihrer kritischen Einstellung habe sie Probleme bekommen. Als Konsequenz habe sie sich ganz aus der Politik rausgezogen und auch während der Demokratisierungsbewegung an keinen Aktionen mehr teilgenommen. Sie habe jetzt eine private Grundschule gegründet, obwohl sie schon im Rentenalter sei.

Herr Adjovi glaube, seine Schwiegermutter, von der er beinahe zärtlich sprach, habe ihre eigene *"politische Zukunft" "opfern"* gemusst, da sie Frau des Chefs sei. Dieses sei für die Gemeinde ein großer Verlust, *"weil sie könnte mehr machen, als ein Mann..."* Auch sei sie *"die einzige, die die Frauen unserer Gemeinde führen könnte".* Er sei enttäuscht, dass sie sich durch den Druck der Anderen davon abbringen ließ, ihren Idealen zu folgen. Sie hätte noch viel für ihre Stadt tun können, hätte sogar das Talent zur Bürgermeisterin gehabt. Aber sie habe *"diese Chance"* nicht genutzt*: "-es gibt -äh- wie eine Tür - sie ist vor der Tür --- sie hat Angst gehabt, die Tür zu öffnen..."*

Frau Adjovi erwiderte, dass ihre Mutter dafür sie selbst damals sehr gefördert habe, sich in der Frauenbewegung zu engagieren. Frau Adjovi habe das weiterführen sollen, was ihre Mutter, wegen des Druckes der traditionellen Leuten in der Gemeinde selbst nicht mehr habe tun können.

Frau Adjovi erinnerte, dass im gemeinsamen Zusammenleben immer wieder Probleme aufgetreten seien. So haben sie als Kinder darunter gelitten, viel im Haus sein und den Koran studieren zu müssen, anstatt frei draußen spielen zu können. Auch habe es Rivalitäten zwischen den Geschwistern gegeben. Trotzdem überwögen die guten Erinnerungen - ein Gefühl des Zusammenhalts und der Verbundenheit mit Eltern und Geschwistern. Sie habe gelernt mit den Problemen *"auszukommen".* Von ihrer Familie habe sie immer Hilfe und Unterstützung erhalten. Auch heute noch seien diese Erinnerungen sehr wichtig für sie.

4.1.1.3.4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Die Adjovis seien seit 10 Jahren verheiratet. Sie seien beide im selben Studentenverein aktiv gewesen. Dort seien sie einander nähergekommen. Gleiche gesellschaftspolitische Ideale verbänden sie miteinander. Kennen würden sie sich jedoch schon viel länger. Sie stammten aus dem selben Dorf. Ihre Mütter seien miteinander verwandt, was sie allerdings erst im Nachhinein erfahren hätten.
Beiden sei die eigene Familie wichtiger als die Herkunftsfamilie. Sie empfänden Verantwortung füreinander und für die Kinder. Frau Adjovi sagte, sie *„möchte versuchen, auch meinen Kindern, denen eine gute Familie, ein gutes Leben zu geben."*

Sie hätten versucht, eine Balance zu finden zwischen politischem Engagement einerseits und einem stabilen, sicheren Familienleben andererseits. Wegen der politischen Aktivitäten Herrn Adjovis habe die Familie zum Schluss nicht mehr zusammenleben können. Herr Adjovi habe bei seinem Bruder, Frau Adjovi mit den Kinder bei ihrer Schwester gelebt. *"Einmal hier. Einmal da. Wegen des Kampfes."* Trotzdem habe sich Herr Adjovi, auch noch während dieser Zeit bemüht, einen eigenen Kontakt zu Frau und Kindern aufrechtzuerhalten, diese täglich zu sehen, sei es auch nur für ein paar Minuten oder den gemeinsamen Besuch eines Fußballspieles.
Als Herr Adjovi verhaftet war, war es den Eltern wichtig, dass ihre Kinder verstanden, warum der Vater plötzlich nicht mehr kommen konnte. Einmal habe Frau Adjovi gemeinsam mit ihrer Tochter Herrn Adjovi im Gefängnis besucht.
Für Herrn Adjovi bedeute sein Gefängnisaufenthalt auch eine Chance, den Kindern ein positives Bild vom Vater zu vermitteln, das ihnen helfe, ein eigenes politisches Bewusstsein zu entwickeln. *"Für mich das heißt, das ist eine Chance, die wenige Kinder haben. Dass ihr Vater wegen einem guten Ziel ins Gefängnis muss- (...). Also, wie ein Vater hat etwas gemacht für sein Land. Das ist positiv (...). Es gibt Kinder, die ihr Vater verloren haben. Und (...) ich war nur im Gefängnis. Das müssen sie wissen..."*

Herr Adjovi: *„Für mich, das alles bis jetzt--- positiv. Nur die Frage ist, ob es so positiv ist für die Leute, die mit mir leben, meine Frau, meine Kinder? Weiß nicht?"*

Frau Adjovi: *„Eine Frau-- (lacht) muss seinem Mann folgen..."*

Herr Adjovi: *„Nein, muss nicht!"*

Frau Adjovi: *„Muss! Wenn die Frau den Mann liebt. Muss! (lacht) Das ist -ja- meine Meinung. Und für mich, mein Schicksal ist mit -äh- -„*

Herr Adjovi: *„...meinem gebunden."*

Frau Adjovi: *„Ja (lacht) Gebunden. Und wir sind nicht allein. Wir haben Kinder. Und Kinder brauchen beide Eltern."*

4.1.1.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Herr Adjovi sagte über Eyadéma: *"der hat Leben durcheinander so gebracht".* Schon sehr früh habe er deshalb versucht ein eigenes Weltbild zu entwickeln und dagegenzusetzen. Er habe sich geschworen, solange in der Opposition die Regierung zu bekämpfen, bis diese endlich von der Macht zurückträte. *"Ich habe ein Ziel, ich muss mein Ziel erreichen."* Bereits während seiner Gymnasialzeit habe er dem Sohn Eyadémas, der ein Klassenkamerad von ihm war, gesagt, was er über ihn und seinen Vater denke - bereit, als Konsequenz dafür ins Gefängnis zu gehen (vgl. hierzu S. 68).

Er schöpfe dabei Kraft vor allem aus sich selbst und aus seiner Religion. Religiöse Erziehung beinhalte für ihn neben Toleranz Menschen anderen Glaubens gegenüber vor allem *"einfach zu leben, keine Angst vor anderen Menschen zu haben"* und seine eigenen Grenzen anzuerkennen: *"Niemand kann nichts auf dieser Erde ändern, denn nur jemand muss versuchen, etwas zu tun. Und wenn er schafft nicht, muss er seinen Platz frei, also muss er frei- weggehen, damit eine andere Person auch kommt und versucht. Das ist, wie unser Leben ist, versuchen. Also, keiner hat eine Lösung, keiner ist Gott."*

Ihm sei es wichtig, immer wieder gegen Lügen und Vorurteile anzugehen. Ein großes Vorbild sei für ihn Mahatma Gandhi.

Wichtig sei für ihn in diesem Zusammenhang auch die Zeit seines Studienaufenthaltes in Frankreich gewesen, die ihm damals ermöglicht habe, mit Gedanken und Ideen in Berührung zu kommen, die in unreifer Form auch schon vorher in seinem Kopf gewesen seien, die aber in seinem Umfeld in der Heimat niemand habe verstehen und weiterentwickeln wollen. Es habe ihn damals selbst überrascht, dass er von der togoischen Regierung ein Stipendium für Frankreich erhalten habe, da er zu der Zeit bereits als regimekritisch aufgefallen sei.

Herr Adjovi erziehe gerne andere Menschen im Sinne seiner Gedanken. Eigentlich habe er immer Lehrer werden wollen, doch sei ihm dieses Berufsziel verwehrt geblieben. Für ihn sei der Lehrerberuf ein Traumberuf. Denn jeder vom einfachen Bürger bis hin zu Kanzler und Präsident sei einmal zur Schule gegangen und habe den Worten des Lehrers gelauscht.

Frau Adjovi*: "Aber (...) ich habe mich nicht (lacht) ein Lehrer als Mann gewünscht. (lacht) (...) In meine Wünschetraum - keinen Lehrer, (lacht) weil die Lehrer-"*

Herr Adjovi*: "Die sind arm manchmal..."*

Frau Adjovi*: "Nein! Nicht wegen der Armut. Weil -äh- sie manchmal - die Frauen wie ihre Schüler behandeln."*

Nach seiner Rückkehr nach Togo, möchte Herr Adjovi eine private Schule gründen, oder sich in einem vergleichbaren Projekt engagieren.

Mit Beginn der Demokratisierungsbewegung Anfang der 90er Jahre, habe sich Herr Adjovi in einem oppositionellen Verein engagiert. Damals sei die Idee entstanden, eine eigene Zeitung zu gründen, um die Meinung ihres Vereines besser vertreten zu können. Obwohl er nie vorgehabt habe

Journalist zu werden und über keinerlei journalistische Vorerfahrungen verfügte, habe er sich angeboten diese Aufgabe zu übernehmen. Er empfände es als seine Aufgabe, die Situation im Land zu beobachten und zu beschreiben. *"Ich bin nur ein --einfacher--Chroniker-..."*

Herr Adjovi sagte, er sei froh diesen Schritt gewagt zu haben.

„Jeden Mittwoch, es gibt viele Leute, die warten, meine Zeitung zu kaufen, um zu wissen, was ich über diese oder diese Situation in Togo- welche Analyse habe ich und das ist- das freut mich wie ein Traum (...). Ja, das kann ich nie vergessen. Weil ich, bevor ich diese Arbeit gemacht, ich wusste nicht, dass es ist so.. Dass man, wenn man sagt: Ah, der ist der Herr Adjovi, -- (...). Also, ich glaube, man gibt mir mehr Bedeutung, als ich habe."

Frau Adjovi *„verzweifelt"* immer wieder an der Unerschrockenheit, mit der ihr Mann öffentlich für seine politischen Ziele eintrete, dem die Vorstellung ganz recht zu sein scheine, dass Eyadéma auf diese Weise erfahre, was er von ihm denke.

Herr Adjovi: *"Und so ist das für mich. Das Leben ist so einfach, dass ich verstehe nicht, warum die Leute versuchen das Leben zu komplizieren?" (...)*

Frau Adjovi: *"Ja! Aber der ist nicht wie du? Und er ist anderer Meinung. Und in der Politik versuchen Leute, ihre (...) Gegner zu vernichten! Ja? Er will die Macht, er will die Macht! Zum Beispiel Eyadéma: Er will die Macht! Du- du kämpfst nicht, weil du die Macht willst, aber weil du (...) die Gesellschaft befreien willst, ja? Und Eyadéma kann nicht das verstehen. Er will die Macht für sich."*

Herr Adjovi: *"Er muss es aber verstehen."*

Frau Adjovi: *"Und er versucht, alles zu machen, um du zu beseitigen. "*

Herr Adjovi. *" (...) Was ich in Kopf hab, kann niemand das nehmen. Das ist mein-"*

Frau Adjovi: *"Ja- für dich ja, aber für mich ich habe Angst (lacht) .. dich zu verlieren..."*

Schließlich sei Herr Adjovi wegen des Vorwurfes der Präsidentenbeleidigung verhaftet und nach einem dreimonatigen Gefängnisaufenthalt zu einer mehrjährigen Bewährungsstrafe verurteilt worden. Die internationale Gemeinsaft habe gegen diese Verhaftung protestiert. Das Erscheinen der Zeitschrift sei nach der Verurteilung Herrn Adjovis auf unbestimmt eingestellt worden.

Herr Adjovi sagte, er habe keine Angst davor gehabt, umgebracht zu werden. Er habe sich durch die Aufmerksamkeit und Proteste der internationalen Gemeinschaft geschützt gefühlt. Aber er hätte sich innerlich auf sehr langen Gefängnisaufenthalt vorbereitet gehabt.

Das politische Engagement habe jedoch nicht nur eine Bedrohung für die eigene Person, sondern auch gegenüber der Familie dargestellt, was Frau Adjovi ihrem Mann immer wieder zu verdeutlichen suchte: *"...das ist, dass du sehr anders bist. Andere Leute wollen sich vor dieser Gefahr schützen. Ja, sie denken, dass wenn ich gefangen bin, ich kann nicht mehr meine Familie sichern (...). Und so haben andere Angst davor. Oh, meine Eltern, oh, meine Frau, oh, meine Kinder.. Dann versuchen sie, sich zu schützen..."*

Während Herr Adjovi in der Vergangenheit sich seinen Eltern gegenüber wenig verpflichtet gefühlt habe, sei er sich einer Verantwortung Frau und Kindern gegenüber bewusst. Er habe begriffen, dass

das Leben seiner Familienangehörigen nach seiner Freilassung nicht mehr gewährleistet gewesen sei, denn *"die Militär, die sind verrückt so geworden".* Deshalb habe er sich kurz nach seiner Freilassung entschlossen, nach Deutschland zu fliehen und seine Familie so bald wie möglich nachzuholen.
Frau Adjovi arbeitete nach Abschluss ihres Psychologiestudiums zeitweilig im Gesundheitsministerium, bis sie aufgrund ihres Engagements in einer oppositionellen Frauenbewegung politische Schwierigkeiten bekommen habe.

Immer wieder ging es in dem Gespräch um den Vater von Frau Adjovi, der als Chef nicht nur das Oberhaupt der Familie, sondern der ganzen Gemeinde sei. In dieser Funktion als Chef erwarte Herr Adjovi von ihm, dass dieser als Mittler die Meinung seiner islamischen Gemeinde nach oben vertrete und sich nicht aus Angst opportunistisch verhalte. Er erwarte Offenheit und Ehrlichkeit des Chefs gegenüber seiner Gemeinde, die dafür bereit sei, dem Chef zu helfen und ihn zu unterstützen, notfalls auch zu kämpfen.
"Als Chef wir sehen ihn als - ja, ein guter Chef -- und jetzt, warum geht er mit schlechte Leute - was soll - was ist das? Muss er bei uns bleiben --"
Eyadéma habe die traditionellen Chefs für die Stabilisierung seiner eigenen Macht eingespannt und diese von sich abhängig gemacht, damit habe er *"alles durcheinandergebracht".* Für die Chefs bedeute dieses den Verlust ihrer traditionellen Autorität und Macht. Herr Adjovi bedauere diese Entwicklung. Er wolle versuchen, *"seinen Chef zu retten".* Frau Adjovi führte diese Entwicklung weniger auf den Einfluss Eyadémas zurück, als mehr auf die allgemeinen Modernisierungsprozesse, wie sie überall in Afrika auftreten.

4.1.1.3.6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Die Adjovis sagten von sich selber, dass sie keine typischen Flüchtlinge seien.
Er und seine Frau unterschieden sich von vielen ihrer Landsleute, da sie beide studiert haben und lernfähiger seien als viele andere, so dass es ihnen leichter falle, *"schneller (...) das Leben hier zu verstehen".* Zudem habe Herr Adjovi acht Jahre in Frankreich gelebt, Europa sei ihm somit nicht fremd. Auch hätten sie wenig Schwierigkeiten mit ihrer Anerkennung gehabt, da u.a. über amnesty international bekannt gewesen sei, dass Herr Adjovi aus politischen Gründen verhaftet worden sei. Andere Flüchtlinge hingegen, *"die nicht oben sind"*, hätten oft Schwierigkeiten, die zuständigen Institutionen hier davon zu überzeugen, dass sie aus politischen Gründen fliehen mussten.
Herr Adjovi fühle sich verpflichtet, sich hier in Deutschland für seine Landsleute, die noch nicht anerkannt sind, einzusetzen, denn *"wir kennen, die Leute in Togo, wenn die Demonstrationen durchgeführt haben (...). Ich bin bekannt wegen dieser Leute (...). Also, denn wir sind zusammen..."*
Deshalb habe Herr Adjovi einen togoischen Flüchtlingsverein gegründet. Er schreibe Stellungnahmen zur Berichterstattung der deutschen Medien über Togo. Wenn Herr Adjovi Leute aus seiner

Heimat kenne, versuche er als Zeuge für diese im Asylverfahren auszusagen. Seine Möglichkeiten zu helfen, seien jedoch begrenzt, denn viele Richter hätten ihre Entscheidung oft bereits schon gefällt und reagierten misstrauisch, wenn er versuche, einen zu unklaren Antrag zu verbessern. Herr Adjovi wisse, dass viele Flüchtlinge Angst haben, bei der Anhörung alles zu erzählen. Wenn er erfahre, dass jemand wichtige Details bei der Anhörung weggelassen habe, versuche er, einen neuen Antrag zu erwirken (*"Und -äh- dass ist nicht einfach. Ich versuche den Richter auf meinen Weg zu bringen. Der will, dass ich lerne mit diesem- Also, vielleicht hat er schon seine Entscheidung - oder einmal ist - einmal, also, der nicht obwohl, obwohl die Leute - ich kenne die Leute, die haben..."*)

Die Adjovis lebten in einem Haus, das viele ihrer Landsleute als Traumhaus bezeichneten. Die Miete betrage 2000,- DM. Herrn Adjovi sei es wichtig, soviel Wohnraum zur Verfügung zu haben, um seinen Landsleuten eine Übernachtungsgelegenheit anbieten zu können. Manchmal erhielten sie Besuch von zehn bis fünfzehn Leuten gleichzeitig. *"Also, ich muss auch mitmachen. Und ich muss bezahlen dafür, dass ich derjenige, der Verantwortung hat"*. Es sagte von sich selbst, dass er immer versucht habe, ein bescheidenes Leben zu führen. Er fühle Dankbarkeit für die Privilegien, die ihm zuteil wurden. Allerdings fühle er sich deshalb auch sozial verpflichtet, sich für weniger privilegierte Menschen einzusetzen.
Frau Adjovi habe ihre Ankunft hier als einfach empfunden, da ihr Mann bereits vor ihr gekommen sei und den Weg geebnet habe. Den Empfang am Flughafen durch ihren Mann und eine *"sehr nette deutsche Familie*", zu der auch weiterhin Kontakt bestehe, beschrieb sie als *"unglaublich*".
Den Kindern sei es nicht sehr schwer gefallen, nach Deutschland zu kommen. Sie seien vor allem froh und stolz gewesen, den Vater nach der dreimonatigen Trennung wiederzusehen. Als Emelie ihren Vater bei der Ankunft im Flughafen gesehen habe, habe sie laut *"Papa!"* geschrieen und sei in seine Arme gesprungen.
Die Kinder könnten hier in eine deutsche Schule gehen und so ein anderes Schulsystem kennen lernen als ihre Eltern. *" Für die Kinder, vielleicht ist das noch eine Chance."*
Die Kinder hätten über Schule und Kindergarten Kontakt zu verschiedenen deutschen, afrikanischen oder anderen ausländischen Kindern.

Die Vorstellung, dass Herrn Adjovi etwas zustoßen könnte, sei für Frau Adjovi unerträglich. Sie befürchte, dass ihr Mann, der immer viel unterwegs sei, von Anhängern Eyadémas umgebracht werden könnte. Herrn Adjovis rationale Argumente, togoische Flüchtlinge wären zwar schon im afrikanischen Exil umgebracht worden, aber Deutschland sei diesbezüglich sicher, beruhigten Frau Adjovi nicht. Herr Adjovi wollte sich eigene Angst nicht mehr zugestehen: *"Also, ich habe so eine Angst in Togo gehabt. Ich glaube, ich werde niemals solche Angst irgendwo ---konfrontieren, --Für mich- ich will nicht mit Angst leben! Ich kann das- ich habe das einmal gelebt, und das will ich nicht mehr leben- "*

Frau Adjovi vermisse die Möglichkeit, immer Verwandte oder Bekannte um sich zu wissen, die man jederzeit besuchen könne, wenn man sich einsam fühle, oder die einen selbst besuchen kämen, wie sie es aus ihrer Heimat kenne. Dadurch, dass ihre Familie mit ihr hier lebe, hielte sich ihr Heimweh in erträglichen Grenzen. Herr Adjovi warf seiner Frau vor, Probleme kämen dann, wenn man versuchen wolle in Deutschland genauso zu leben, wie in Afrika, worauf sie sagte: *"Man will nicht- es fehlt uns!"*

Sie klagte über Diskriminierung von Afrikanern in Deutschland. Sie empfinde die Herabsetzung der afrikanischen Ausbildung als diskriminierend. Es gäbe Leute, die ihr Unidiplom mit einem deutschen Realschulabschluss gleichsetzten. Seit zwei Jahren kämpfe sie nun schon vor Gericht für die Anerkennung ihres Diploms .

Herr Adjovi hielt dagegen, Diskriminierung und simplifizierende Vorstellungen, beispielsweise gegenüber anderen afrikanischen Volksgruppen, existierten auch in Togo. Diskriminierung komme weltweit vor. Es hänge vom Bildungsniveau der Leute hier ab, wie differenziert ihre Vorstellung von Afrika seien. Frau Adjovi ließ seine abstrakten Worte nicht gelten: *"Was ist, wenn ich erlebt habe?"* Darauf ging Herr Adjovi nicht ein.

Er glaube, diese Probleme ließen sich lösen, wenn sie noch besser deutsch sprächen. So ermöglichten es ihm seine Sprachkenntnisse zwar, die Deutschen zu verstehen, aber sich selbst verständlich zu machen, fiele ihm oft noch schwer. Und so bliebe er für die Deutschen verborgen hinter deren afrikanischen Klischees.

Deutsch hätten die beiden Adjovis schon in den 70ern in Togo als dritte Fremdsprache für fünf Jahre in der Schule gelernt. Allerdings sei das doch recht wenig gewesen, verglichen mit dem, was sie während eines sechsmonatigen Sprachkurses in Deutschland gelernt haben.

Es störe ihn, dass viele Deutsche oft nicht die nötige Geduld und Offenheit mitbrächten, um ihn zu verstehen. Er erwähnte in diesem Zusammenhang schlechte Erfahrungen mit den Sachbearbeiterinnen bei der Krankenkasse.

Die meisten Leute im Togo hätten ein sehr positives Deutschlandbild. Deutsche Fußballer würden im Togo bewundert. Deshalb seien viele Flüchtlinge sehr enttäuscht, wenn sie hierher kämen und feststellen müssten, wie *"böse"* die Deutschen oft seien. Dagegen werden die Franzosen u.a. wegen der Unterstützung Eyadémas durch französische Politiker oft negativ gesehen. Aus diesem Grund haben sich auch die Adjovis bewusst gegen eine Flucht nach Frankreich entschieden.

4.1.1.3.7. Das Bild von der Zukunft

Beide waren, befragt danach, welche Zukunftspläne sie für ihre Familie hätten, in der Lage, eine realistische Perspektive zu entwickeln, vor allem in Bezug auf die politische Entwicklung in ihrer Heimat, in die sie, wenn irgend möglich gerne zurückkehren würden.

Frau Adjovi sagte, dass die Erfahrungen der Vergangenheit sie gelehrt hätten, dass Eyadéma ein großes Geschick besitze, die verschiedenen Oppositionsparteien gegeneinander auszuspielen, zur Sicherung des eigenen Machterhaltes. Deshalb habe sie wenig Hoffnung, dass es der Opposition in naher Zukunft gelingen werde, sich zu vereinen, und die Situation im Togo nachhaltig zu verändern. Sie wisse, dass sie, solange die Situation bleibe wie sie gegenwärtig sei, nicht zurückkehren könnten.

Auch Herr Adjovi glaube nicht an eine Veränderung der politischen Situation im Togo in naher Zukunft. Dafür sei die Opposition viel zu schwach und zu uneins.

Er habe in Bezug auf die Zukunft vor allem seine Kinder im Blick. Diese seien noch zu jung, um zu sagen: *"Papa, was du machst, ist für uns - es ist nicht gut, oder es ist schlecht".* Deshalb müsse er bei seinen Entscheidungen stets auch an das Wohlergehen seiner Kinder denken. Er erklärte dieses anhand des theoretischen Beispiels einer deutschen Familie, die aus politischen Gründen nach Brasilien fliehe und ein paar Jahre später in ihre Heimat zurückkehren wolle. Wenn das Geld für eine internationale Schule fehle, würden die Kinder gleich zwei Mal gezwungen, sich in einem fremden Schulsystem zu integrieren und sich auf eine neue Sprache einzustellen. Deshalb sagte er: *"Ich muss hier die Schlüssel von Togo (...) weg von mir lassen wegen Kinder. Bin ich allein, das ist kein Problem. Morgen die Situation in Togo ist ein bisschen verbessert, morgen kehre ich schnell zurück. Aber ich darf nicht das Leben meiner Kinder mit spielen. Das ist (...) nicht einfach zu sagen. Und das sage ich nie - nie - nie - Nur ich sage es heute vor Ihnen, weil Sie machen eine wissenschaftliche Arbeit. Ja, und da muss ich die Wahrheit sagen."*

Da Kinder im Togo früher eingeschult würden als hier, seien Mathieus togoische Klassenkameraden, mit denen er damals für ein halbes Jahr gemeinsam zur Schule gegangen sei, mittlerweile bereits drei Jahre weiter als er. Herr Adjovi sagte, Mathieu sei nicht dumm, aber jetzt einfach so wieder eine französischsprachige Schule besuchen zu müssen, würde ihn überfordern.

Die Kinder müssten das Gefühl vermittelt bekommen, dass das Leben in Deutschland nicht nur ein vorläufiges sei. Denn sonst *"vielleicht ich passe nicht auf (...), dass sie müssen in Schule gut lernen und so weiter. Ich habe immer gesagt, dass -oh- das ist eine vorläufige Schule. Und denn die vorläufige Schule dauert zehn Jahre, also, das ist sehr problematisch."*

Trotzdem wird in der Familie bewusst Französisch gesprochen: *"Das heißt, ich lasse diese Tür offen, um eine Reintegration, wenn das muss sein, zu ermöglichen..."*

Herr Adjovi versuche auch anderen Flüchtlingsfamilien klar zu machen, wie wichtig es sei, ihre Kinder darin zu unterstützen, sich hier zu integrieren, damit diese nicht in zehn Jahren *"auf der Straße"* landeten, weil sie mit dem hiesigen Ausbildungssystem nicht klar kämen. Es tue ihm weh, das zu sehen. Zudem sei den Jugendlichen dann in der Regel die Rückkehr in die Heimat verwehrt, da man von diesen erwarte, mehr *"mitzubringen"* als nur *"Krankheiten und Probleme".*

4.1.2. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 2: Familie Adiwanou

4.1.2.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: durch Familie Adjovi

Herkunft: Togo, Atakpamé

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Sohn Attiogbe, 7½ Jahre und Tochter Ikimatou, 4 Jahre (Kinder von Frau Sadou, der 2. Frau); Sohn Kouni, 7 Jahre und Tochter Rachidatou, 3 Jahre (Kinder von Frau Aridja, der 1. Frau; im Togo zurückgeblieben); Herr Adiwanou, 42 Jahre; Frau Sadou 31 Jahre

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Herr Adiwanou seit vier Jahren; restliche Familie 2 Wochen vor dem Interviewtermin; alle anerkannt nach § 16a GG

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Adiwanou tätig als Arzt, zusätzlich Journalist; Frau Aridja tätig als Lehrerin; Frau Sadou als Händlerin; Söhne vorübergehend Schulbesuch

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Herr Adiwanou Arbeit bei einer Sozialstation

Wohnsituation der Familie im Exil: gemeinsame Mietwohnung, Herr Adiwanou vorher für 2 Wochen in einem Asylbewerberheim, anschließend mit zwei ihm bekannten Flüchtlingen in einer gemeinsamen WG

4.1.2.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Das Gespräch fand in der Wohnung der Adiwanous statt. Der Wohnung sah man an, dass sie erst vor wenigen Tagen bezogen wurde, sie war erst halbfertig eingerichtet. Wir wurden ins Wohnzimmer gebeten, welches relativ klein war. Die Familie wirkte uns und unserem Forschungsvorhaben gegenüber aufgeschlossen, die Begrüßung war freundlich.

Allerdings war Frau Sadou nur für sehr kurze Zeit selbst anwesend. Sie fühlte sich verpflichtet, uns zum Essen einzuladen. Ohne dass wir es zunächst mitbekamen, verließ sie gemeinsam mit einer Bekannten die Wohnung, um Einkaufen zu gehen. Die restliche Zeit war sie in der Küche beschäftigt. Herrn Adiwanou schien es unangenehm zu sein, unsere Enttäuschung zu bemerken und er ermunterte darauf seine Frau, sich doch noch dazu zu setzen. Er bot sogar an, den Raum selbst zu verlassen, falls das seiner Frau helfe, uns gegenüber freier zu sprechen. Frau Sadou wirkte beim Reden angespannt und blickte fast ausschließlich den Dolmetscher an.

Die Kinder spielten zunächst im Nebenraum, später wurden sie ins Wohnzimmer gerufen und von Herrn Adiwanou auf zwei Hockern platziert. Ikimatou wirkte sehr selbstbewusst und lebhaft. Sie setzte sich gegen ihre größeren Brüder durch, war bei fast allen Fragen die erste, die eine Antwort wusste. Auch Attiogbe, ihr leiblicher Bruder, antwortete lebhaft, während Kouni und Rachidatou sehr still waren. Herr Adiwanou wurde während des Kinderinterviews selbst initiativ, er begann

selbst Fragen an die Kinder zu stellen, die seiner Meinung nach geeignet schienen, den Dialog zwischen seinen Kindern und uns in Gang zu bringen, und deren Alltag und Probleme besser zu erfassen. Herr Adiwanou und der Dolmetscher übersetzten teilweise gleichzeitig, die Kinder antworteten häufig durcheinander, das Interview bekam dadurch etwas spielerisches, aber auch chaotisches.
Herr Adiwanou, der ganz afrikanisch gekleidet war, wirkte sehr entspannt. Er strahlte Ruhe aus, wirkte beim Zuhören und Sprechen konzentriert, suchte den Blickkontakt zu uns allen. Vor ihm auf dem Tisch lagen ein Fremdsprachenwörterbuch und mehrere leere Zettel, auf denen er sich während des Zuhörens Notizen machte. Er bot nach Abschluss des Gespräches an, dass wir uns jederzeit mit Fragen erneut an ihn wenden könnten.
Der Dolmetscher kam aus der selben Gegend wie die Adiwanous. Zwischen ihm und den Adiwanous schien ein offenes Verhältnis zu herrschen, was sich positiv auf die Gesprächsatmosphäre auswirkte. Wir hatten den Eindruck, dass er gut und korrekt übersetzte, und baten ihn später, uns noch bei zwei weiteren Gesprächen als Dolmetscher zur Verfügung zu stehen. Allerdings fügte er manchmal eigene Erklärungen hinzu. Auch wenn er das in der Regel verbal kenntlich machte, kann nicht ausgeschlossen werden, dass die eine oder andere Aussage letztendlich doch von ihm und nicht von den Adiwanous stammte.

4.1.2.3. Gesprächsdokumentation

4.1.2.3.1. Die Familiendefinition

Die Fragen, wer alles zur Familie gehöre und was Familie für ihn bedeute beantwortet Herr Adiwanou mit: *„Die Familia gehört mir.“* und *„La familia für mich ist das Glück. Ich bin – oder ich war sehr froh, mit meinen Kindern und meinen Frauen zu leben (...) und ich bin auch froh, dass die Familie oder die Kinder und die eine Frau hier ist.“*
Und er fuhr fort über die Erziehung der Kinder und die Vermittlung von Werten zu sprechen. Er sei in Sorge, dass die hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse einen ungünstigen Einfluss auf seine Kinder ausüben könnten. Seine Kinder hätten bisher noch keinen Kontakt mit der deutschen Gesellschaft und mit hier lebenden Gleichaltrigen gehabt *„und ich weiß nicht wie sie darauf reagieren werden. (...) Aber ich hoffe, dass sie, selbst wenn sie solche Kontakte kriegen, dass sie Afrikaner bleiben.“*. Für ihn heiße das, sich zwar mit den Werten dieser Gesellschaft auseinander zusetzen, aber darüber nicht den Respekt vor den Älteren zu verlieren; gehorsam zu sein; sich solidarisch zu verhalten. *„Das wäre mein Wunsch, damit wir noch so leben kann wie – nicht genau wie in Afrika, aber ungefähr (...) Ich wünsche mir, dass sie in der Schule gut sind, (...) Erfolg haben (...). Ich wünsche mir, dass (...) ich die bisschen kontrollieren kann, nicht in dem Sinne , dass ich sie alles verbiete, aber dass sie merken, dass diese Kontrollen mal im positiven Sinn ist, und dass sie mit Drogen und Zigaretten und solche ganze Dinge nicht viel anfangen sollen. Ich habe einfach Angst um die*

(...). Mein Ziel in Europa ist nicht hier zu sterben. Ich hoffe und ich rechne mir, dass wir eines Tages zurückkehren, um unser Land wieder zu sehen und zu leben."

In Afrika hätten die Kinder *„viel mehr Freiheit".* Das Leben finde überwiegend auf der Straße statt, nicht in einer engen Wohnung, in der den Kindern der nötige Platz zum Spielen fehle. Die Eltern müssten ihre Kinder dort viel weniger kontrollieren. *„Deswegen verstehe ich jetzt ungefähr vielleicht warum in Europa man nicht viel Kinder haben darf (...). Ich hatte noch zwei von meinem Bruder bei mir, das waren sogar sechs, aber mit denen kam ich klar – und nachher mit den vier allein erst mal diese Behördengänge zu machen ist nicht einfach."*

Sowohl Herr Adiwanou als auch seine beiden Frauen stammten selbst aus polygamen Familien. Sie seien mit den jeweiligen Aufgaben und Rollenverteilungen vertraut und hätten ihr Familienleben danach ausgerichtet.

„Das war eine ungeschriebene Regel und die Frauen kannten das schon (...) die haben mir nie gesagt, dass sie damit Probleme hatten."

Die Mutter des Mannes spiele in polygamen Familien für die Regelung familiärer Angelegenheiten eine wichtige Rolle. *„In der Familienstruktur bei uns ist die Frau sehr wichtig. Das heißt nicht, dass wir unsere Frauen nicht lieben, aber die Mütter spielen eine große Rolle."* Die Macht der Mütter bedeute jedoch auch einen gewissen Schutz für die Frauen, *„weil sie wissen, die Mütter haben was erlebt, was sie jetzt auch erleben, die (...) Mütter waren in Polygamie-Ehe, und die kennen die Probleme von Polygamie."* Und wenn beispielsweise eine Frau ihrem Sohn vorwerfe, dass er sich seiner Frau gegenüber falsch verhalten habe, so müsse dieser sich dafür bei seiner Frau entschuldigen.

Nach dem Tod der Mutter übernähmen die Schwestern des Mannes diese Aufgabe. So sei beispielsweise die erste Frau von Herrn Adiwanou dafür verantwortlich, die Familienangelegenheiten in den Familien ihrer Brüder zu regeln.

Die Rolle der Väter sei eher unbedeutend. *„Wegen diese Polygamie (...) vergisst man fast den Papa (...) weil der Papa kann nicht sehr gut die zwanzig um kümmern, wie eine Mutter um ihre vier oder ihre fünf Kinder." ; „Für Alltag, wer da ist, war die Mutter"*, deswegen *„man hat auf die Mutter viel mehr gehört."*

Die Väter seien für die Feiern und Zeremonien, wie beispielsweise bestimmte Zeremonien nach der Geburt eines Kindes, zuständig gewesen, mit dem Ziel *„rauszufinden, wem das Kind ähnlich ist so unter unsere große Ur-Ur-Eltern."*

„Manchmal wir haben die Kinder wie Ureltern, aber manchmal auch nicht. Für ihre Entwicklung wollen wir gar nicht, dass die Kinder das viel im Gedanken haben , sonst (...) sie nicht mehr zur Schule gehen wollen, weil sie sagen, naja, also meine Ureltern, denen ich ähnlich bin, war ja eine Verbrecher oder (...) hin und her."

Heutzutage, wo die Landwirtschaft zunehmend durch die Lohnarbeit als Haupteinnahmequelle verdrängt werde, könnten es sich die Männer allerdings immer weniger leisten, viele Frauen und Kinder zu haben

4.1.2.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Befragt nach wichtigen Erlebnissen aus seinem Familienleben begann Herr Adiwanou zu erzählen: *„Ich erinnere mich, dass in Togo ich hatte mein Haus in eine andere Stadtteil und jeden Samstag bin ich zu meiner Mutter (...) gegangen, um die zu besuchen und ich bin über Nacht dort geblieben (...) Ich habe mich dort wohl gefühlt, ich habe immer gegessen, ich habe fast alles gemacht, was ich wollte. Dadurch hat man die Kinder nicht viel kontrolliert...“*

Das Leben dort schien ihm in Vielem einfacher. Sie hätten genügend eigenes Land gehabt, um sich mit den wichtigsten Grundnahrungsmitteln selbst versorgen zu können. Jedes Wochenende hätten sie dort gemeinsam gearbeitet. *„Wir haben uns viel unterstützt. Das ist, was ich vielleicht bisschen hier vermisse, dieses in Garten gehen und frisches Gemüse und Früchte holen und dann essen und genießen.“*

Es sei nur schwer möglich Herkunfts- und Gegenwartsfamilie von Herrn Adiwanou zu trennen, denn bis auf den heutigen Tag spiele dessen Mutter in allen Erziehungsfragen eine wichtige Rolle. Wichtige familiäre Entscheidungen bespreche er zunächst mit ihr, bevor er mit seinen Frauen darüber spreche, *„...weil ich denke, die Eltern haben schon viel Erfahrung in solchen Sachen und ich frage die erst mal. Ich treffe letztendlich die Entscheidung, aber ich rede erst mal mit meinen Eltern.“ „Selbst hier (...), wenn wir telefonieren, redet sie darüber.“*

Seine Mutter wolle nicht, dass Ikimatou später einmal zur Schule gehe. Sie finde ihre Enkeltochter sehe ihr ähnlich, deshalb möchte sie ihr persönlich das nötige Wissen und die nötigen Fertigkeiten selbst beibringen, die Ikimatou im Leben einmal brauche. Sie selbst sei auch nie zur Schule gegangen. Herr Adiwanou sagte, in seiner Herkunftsfamilie spiele Religion eine wichtige Rolle. *„Und in solche Familien gehen eigentlich die Frauen nicht zur Schule.“* Sie *„werden großgezogen, um geheiratet zu werden.“* Auch wenn Herr Adiwanou seiner Mutter nicht direkt widersprochen habe, wisse er schon jetzt, dass es für ihn niemals in Frage komme, seine Tochter *„in den neunziger Jahren nicht zur Schule zu schicken.“*

Seine Mutter habe auch viel Einfluss auf seine beiden Frauen gehabt, Streitigkeiten unter ihnen wurden durch sie geregelt.

Über seinen Vater berichtete er: *„Ich habe meinen Vater sehr gemocht (...), ich habe den geliebt.“* Doch war der Kontakt zu ihm nie so eng wie zu seiner Mutter, wie das für polygame Familien typisch sei.

Über seine Geschwister oder andere Familienmitglieder berichtet Herr Adiwanou spontan nichts.

Nach seiner Flucht habe seine Mutter die Kinder zu sich geholt, während seine Frauen alleine in seinem Haus geblieben seien. Wir wissen nicht, wie lange genau die Kinder dort gelebt haben, doch spielte die Herkunftsfamilie ihres Vaters und v.a. ihre Großmutter eine wichtige Rolle im Leben der Kinder. Auf die Frage *„wie viele Mütter“* sie hätten, nannten Attiogbe und Ikimatou zuerst die Namen zweier ihrer Großmütter (beides Frauen von Herrn Adiwanous Vater). Erst später bei der Frage: *„Wo ist Deine Mutter?“,* bezogen sie sich in ihrer Antwort auf ihre jeweils leiblichen Mütter. Attiogbe antwortete: *„Meine Mutter ist gerade raus gegangen.“* und Kouni antwortete: *„Meine Mutter ist in Atakpamé“.* Auf die Frage *„wie viele Väter“* sie hätten, sagten sie *„drei“* und nannten neben Herrn Adiwanou noch die Namen zweier seiner Brüder. Auch sei seit ihrer Ankunft in Deutschland nicht ein Tag vergangen, an dem sie nicht von ihrer Großmutter gesprochen hätten. Auf die Frage, welche Geschichten ihnen die Großmutter erzählt habe, antworteten die Kinder, sie hätte ihnen oft Geschichten von ihrem Vater erzählt. Herr Adiwanou ergänzte, dass sie ihn am Telefon auch immer gebeten habe, Fotos von sich zu schicken, um die Erinnerungen an ihn lebendig zu halten.

4.1.2.3.3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Über die Herkunftsfamilie von Frau Sadou wissen wir sehr wenig: *„Meine Eltern waren auch (...) in der Politik gegen Eyadema tätig (...). Und wir hatten gute Verhältniss, ich habe die, als ich noch in Atakpamé war, manchmal in Norden (...) besucht.“*
Von der anderen Frau wissen wir nur, dass ihre Mutter bereits gestorben sei und sie die Familienangelegenheiten in den Familien ihrer Brüder regelt.

4.1.2.3.4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Herr Adiwanou hat zwei Frauen. Mit seiner ersten Frau, die er 1988 geheiratet habe, habe er zwei Kinder, den 7jährigen Sohn Kouni, und die 3jährige Tochter Rachidatou. Über seine erste Ehe wissen wir so gut wie nichts. Aus seiner Ehe mit Frau Sadou, der zweiten Frau, die er 1990 geheiratet habe, stammten ebenfalls zwei Kinder, der 7 ½jährige Sohn Attiogbe und die 4jährige Tochter Ikimatou.
Auf die Frage, wie sie ihren Mann kennen gelernt habe, sagt Frau Sadou : *„Wir haben uns einfach in der Familie kennen gelernt (...). Ich habe immer eine Freundin dort in der Familie besucht. Dort haben wir uns kennen gelernt. Dann waren wir befreundet, dann wurde ich schwanger.“*
Herrn Adiwanou sei es immer wichtig gewesen, dass die Kinder seiner beiden Frauen zusammen spielten. *„Insbesondere Attiogbe und Haorun (...), die waren viel bei mir und ich habe die immer zusammen spielen lassen.“* Seine beiden Söhne hätten damals auch bei ihm im Zimmer übernachtet, während seine beiden Frauen sich gemeinsam ein Zimmer mit den jüngeren Kindern teilten.

Wir befragten die Kinder, was sie daheim gespielt hätten, wie ihr dort Tag ausgesehen habe. Ikimatou erzählte, sie hätten viel „Familie“ gespielt, die Jungen hätten das Essen besorgt und die Mädchen hätten es dann für sie kochen sollen. Meist sei Kouni der Vater gewesen und Ikimatou die Mutter. Auf die Frage, ob Kouni ein strenger Vater gewesen sei antworteten die anderen drei: *„Ja, der ist streng, der schlägt sogar manchmal die Kinder.“* Worauf Kouni entgegnete: *„Ne, eigentlich war ich nicht der Papa. Attiogbe war der Papa.“* Später erzählte Ikimatou, dass Kouni eigentlich nur Attiogbes Helfer gewesen sei. *„Wenn Attiogbe uns schlagen will, dann läuft Kouni hinterher, um uns zu holen.“*

Der Alltag der Jungen sei damals schon sehr geregelt gewesen. Nach der Schule sei noch ein Privatlehrer vorbeigekommen, später seien sie dann in die Koranschule gegangen, abends durften sie fernsehen. Beide seien Anfang der 2. Klasse gewesen, als sie sich endgültig verstecken und die Schule verlassen mussten.

4.1.2.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Herr Adiwanou erlebte die politische Situation in seinem Land seit ´71 als *„nicht erträglich*“. Er habe damals gemeinsam mit Klassenkameraden Flugblätter verteilt, wofür sie verhaftet und für einen Tag im Gefängnis festgehalten worden seien, obwohl sie fast noch Kinder waren. Auch von der Schulleitung seien sie für ihr Tun scharf verurteilt worden, man habe ihnen vorgeworfen, sie hätten *„die Schule in Schwierigkeiten gebracht“.* Der erste Sohn Eyadémas habe damals die selbe Schule wie Herr Adiwanou besucht und er vermute, dass dieser für ihre Verhaftung verantwortlich gewesen sei. Er hätte damals *„die ganze Schule kommandiert“.*

„Und ich habe das im Kopf gehabt und das kann ich einfach nicht vergessen. Seitdem habe ich gesagt, das geht nicht.“

Einmal habe sein Cousin, der in der selben Klasse wie Eyadémas Sohn gewesen sei, diesem gegenüber eine kritische Bemerkung gemacht. *„Am nächste Tag wurde das ganze Gymnasium umstellt von Militär. Man hat nach Ntsukpui Adjovi gesucht. Und er war ...der war damals noch klein. Das ist wie selbst mein klein Bruder. Ja, das alles hat uns von klein auf gegen Eyadema revoltiert.“ (vgl. hierzu* S. 57*)*

Herr Adiwanou gründete zusammen mit anderen Oppositionellen einen demokratischen Verein. Er selbst wurde Generalsekretär dieses Vereins. Um die Meinungen ihres Vereines besser verbreiten zu können, gründete sein Cousin *(vgl. hierzu auch S. 58)* eine eigene Zeitschrift für die Herr Adiwanou anonym Artikel schrieb.

Sie seien in einer Gegend aktiv gewesen, wo der Einfluss des Präsidenten sehr stark sei, weswegen dieser ihren Verein *„als seinen ersten Feind“* angesehen habe, was ihrem Engagement weiter Auftrieb gegeben habe. Ihr Verein koordinierte die Arbeit der in einem gemeinsamen Dachverband organisierten Opposition im gesamten Norden des Landes. Herr Adiwanou sei Präsident von jenem

Dachverband gewesen. Mindestens sechs mal sei er verhaftet worden. Mehrere Menschenrechtsorganisationen hätten sich dann jeweils dafür eingesetzt ihn wieder frei zu bekommen, indem sie verschiedene Botschafter Druck auf die Regierung ausüben ließen.
Frau Sadou erzählte, dass es für sie schwer gewesen sei, miterleben zu müssen, dass die Unruhen der Demokratisierungsbewegung schon so bald nach ihrer Hochzeit begannen und es zu der Zeit schon losging, dass ihr Mann immer wieder verhaftet wurde. Sobald sie davon erfahren habe, habe sie sich zusammen mit seiner anderen Ehefrau aufgemacht, sich vor das Gefängnis zu stellen und die Soldaten zu bitten, ihren Mann frei zu lassen. *„Die haben uns auch damals sogar gedroht, wenn wir nicht weg gehen, uns da zu verhaften (...)Wir blieben dort stehen. Und wenn es Nacht wurde, dann gehen wir weg, um ..uns um die Kinder zu kümmern. Am nächste Tag gehen wir wieder.“*
1992 sollte er aufgrund seiner politischen Tätigkeiten an ein Krankenhaus in die Heimatstadt Eyadémas strafversetzt werden. Dort hätte er wegen des zu großen Risikos nicht weiter politisch aktiv sein können. Er entschied sich in Atakpamé zu bleiben, und wurde deswegen vom Dienst suspendiert. Seit dem sei er auf die finanzielle Unterstützung durch seine Frauen angewiesen gewesen.
1993 entschloss sich Herr Adiwanou zu fliehen. Seine Kinder wussten, dass ihr Vater *„wegen Eyadéma*“ fliehen musste. Er floh nachts ohne dass sie es mitbekamen. Als sie hörten, dass er im Fußballstadium sei, machten sie sich auf, ihn zu suchen, fanden ihn aber nicht. Man schickte sie zurück.

Auf die Frage ob sie selbst politisch aktiv sei, antwortet Frau Adiwanou: *„Ich selber mache keine Politik.“* Sie erzählte dann aber wie sie sich anfänglich im Verein ihres Mannes engagierte und später mit anderen Frauen einen eigenen demokratischen Verein gegründet habe. Was der Dolmetscher mit einem das sei *„genau das Gegenteil von ´Ich mache keine Politik´“* kommentierte.

Nach der Flucht von Herrn Adiwanou wohnten die Kinder bei ihren Großeltern, während seine beiden Frauen in ihrer alten Wohnung blieben. Sie seien nach der Flucht ihres Mannes weiter bedroht worden. Versammlungen seien abgehalten und in der Zeitung sei über sie berichtet worden. In Flugblättern sei zur Hetzjagd auf die beiden aufgerufen worden. Man habe gedroht, sie umzubringen, wenn sie nicht verschwänden. Herr Adiwanou habe ein Fax von solch einem Flugblatt erhalten. Sie flohen nach Lomé und versteckten sich dort bei Verwandten. Auf die Frage, ob sie zu der Zeit getrennt von ihren Kindern war, sagt Frau Sadou : *„In der Zeit waren wir mit den Kindern weg-, also in der Zeit konnten wir ....können wir weglaufen und zu wem ....bei wem sollen wir die Kinder lassen ? Sie wollen uns verhaften. Und dadurch die Kinder auch gefährdet (...). Ja, dann konnten die Kinder nicht mehr zur Schule.“*
Auf die Frage, wie sie diese Zeit des Wartens vor ihrer eigenen Ausreise empfunden habe, sagte Frau Sadou : *„Das war schwierig. Die Zeit war sehr, sehr schwer, weil durch diese Flugblätter und die Bedrohungen haben wir Atakpamé auch wieder verlassen. Haben uns irgendwo in Lomé, Hauptstadt, versteckt, um die Papiere zu besorgen. Und die wollten uns sogar die Papiere nicht geben.“*

Auf die Frage, wie ihre Kinder diese Situation erlebt und wie sie darauf reagiert hätten, sagte Frau Sadou nur: *„Die Kinder haben erlebt, dass die anderen Kinder zur Schule gingen, und sie waren traurig, sie haben sogar gesagt, dass sie auch zur Schule wollten, aber es ging nicht."*

Wir fragten die Kinder, ob sie Angst vor den Soldaten hatten oder davor, dass man ihnen was antue. Kouni sagt, er hatte Angst, die anderen sagen, dass sie keine Angst hatten. Attiogbe erklärte*: „Ich habe keine Angst, weil ich die Soldaten verhaftet habe."*
Sie sagten, dass sie Eyadéma nicht mögen würden.
Kouni und Ikimatou erklärten: *„Der hat immer Soldaten geschickt, damit die Soldaten die Leute verhaften."*
Attiogbe ergänzte*: „Und der hat einmal seine Soldaten geschickt, damit sie unseren Vater verhaften kommen."*
Auf die Frage, ob sie das gesehen hätten sagt Attiogbe: *„Ja, wir haben das gesehen, wir waren damals bei unsere Vater , der sein Bruder ist. Wir waren bei ihm zu Hause auf dem Flur. Und die Soldaten sind gekommen, ja. Sie haben unser Vater nicht verhaftet (...). Sie wollten ihn verhaften, und der ist weggelaufen (...). Sie haben, nachdem sie ihn nicht gefunden haben, wieder .....sie sind wieder weggegangen (...)Wir waren draußen, wir haben alles gesehen, aber wir hatten keine Angst."*
Auf unsere Frage, was man ihrer Meinung nach gegen Eyadéma unternehmen solle, sagen Attiogbe und Ikimatou sie würden Eyadéma oder auch seine Soldaten mit Steinen bewerfen.
„Selbst wenn wir klein sind oder wenn wir größer wären, wir werden mit Steinen werfen."
Attiogbe erzählte, sein Cousin hätte schon einmal Soldaten mit Steinen beworfen, als diese kamen, um ihn zu verhaften. *„Einer hat eine Verletzung am Kopf und Blut und sie sind alle wieder weggelaufen und ins Auto gestiegen und weggefahren."*

4.1.2.3.6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Der erste Fluchtversuch von Herrn Adiwanou scheiterte. Einige Afrikaner, die im selben Flugzeug saßen wie er, bekamen Streit mit der Polizei. Diese schickte daraufhin sämtliche an Bord befindlichen Afrikaner ohne weitere Prüfung wieder zurück. Journalisten in Bremen setzten sich dafür ein, dass er erneut kommen kann und zahlten ihm den Flug. Innerhalb von zwei Monaten wurde sein Antrag auf Asyl nach §16 anerkannt. Er beantragte, dass seine Frauen und Kinder nachkommen dürften. Obwohl das Bundesamt und die Ausländerbehörde seinem Antrag zustimmten, kam es zu rechtlichen Problemen, da die Stadt Bremen nur für eine der Ehefrauen die Einreise gestatten wollte. 9 Monate lang wartete er auf einen endgültigen Bescheid. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, es gäbe keine Möglichkeit für eine zweite Frau ebenfalls hierher zu kommen, da die Polygamie in Deutschland rechtlich untersagt sei. Alle vier Kinder wurden auf das Visum von nur einer der Frauen eingetragen.

„Deswegen habe ich die erste Frau gebeten, die Kinder hierher zu schicken, wegen die education (...). Wenn es weiter geht, dass die Kinder mit den Müttern sich verstecken müssen und nicht zur Schule gehen können, dann weiß ich nicht, wann sie was lernen werden...“
Seine Frau und Kinder seien jetzt seit zwei Wochen in Deutschland. Sie hätten einen eigenen Asylantrag gestellt, damit sie unabhängig von Herrn Adiwanou das Recht hätten hier zu bleiben, falls dieser in ein paar Jahren wieder in die Heimat zurück wolle. *„Kann ja sein, dass die Lage in Togo sich irgendwie bisschen verbessert. Dann bin ich der Meinung, ich muss zurück, um mich – um meine politischen Aktivitäten fortzusetzen. Aber die Frau ist noch nicht bereit dafür.“*

Herrn Adiwanou falle auf, dass die Kinder oft noch sehr unter Heimweh litten, v.a. seine jüngste Tochter. *„Ich habe zwischendurch sogar bereut, sie von ihrer Mutter weggenommen zu haben- also nicht weggenommen, aber eben mit Absprache mit der Mutter haben wir das gemacht (...) aber ich sage mir, sie werden sich schon damit abfinden.“*
Frau Sadou sei bemüht, ihren nicht leiblichen Kindern besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, um ihnen die Trennung von ihrer Mutter etwas leichter zu machen. Trotzdem ziehe sich die jüngste Tochter oft zurück. Sie habe wenig Appetit und suche vermehrt körperliche Nähe zu ihrem Vater, obwohl sie ihn nur aus Erzählungen der Frau kenne. Fast jede Nacht wache sie auf, und komme dann zu ihm ins Bett.

Auf die Frage, wie er es erlebt habe, dass seine Familie jetzt ebenfalls in Deutschland sei, antwortete er: *„Es ist auf jeden Fall besser (...). Als ich allein war, das war katastrophal (...). Also es mag kleine Schwierigkeiten geben, zumal bei Ämter , Wohnungsamt und hin und her, aber es ist auf jeden Fall besser.“*
Er sei dankbar, dass sie überhaupt die Möglichkeit hätten, hier in relativer Sicherheit zu leben.
„Und dann kann man sich -also mit diese Alltagsschwierigkeiten auseinandersetzen und gucken, was man darauf machen kann oder was damit anfangen kann.“

Als Beispiele für Alltagsschwierigkeiten, nannte er v.a. sprachliche Probleme, die bei den vielen Behördengängen zu Verständigungsschwierigkeiten führten. Er sei darauf angewiesen, dass ihn immer ein Dolmetscher begleite. Auch die Kälte bereite seiner Familie noch Schwierigkeiten. Der Gedanke, seine Kinder morgens früh in diese Kälte hinauszuschicken, wenn sie in die Schule müssten, bereite ihm Unbehagen. Er wolle versuchen, seinen Kindern zu erklären, dass sie lernen müssten, sich mit den Unterschieden abzufinden, da Deutschland eben anders sei als Togo. *„Ich denke, so müssen wir den Kindern das erklären.“*
Schwierig finde er es auch, immer wieder erleben zu müssen, als Afrikaner auf Ablehnung zu stoßen. Er nannte eine Reihe von Beispielen:
-Er habe mehrfach beobachtet, dass Leute sich im Bus oder in der Bahn nicht neben ihn setzen mögen, auch wenn sonst alle Sitzplätze besetzt sind.

-Er werde immer wieder „absichtlich“ angerempelt.
-Er habe größte Schwierigkeiten gehabt, eine Wohnung zu finden; an die 5 mal wurde ein bereits vereinbarter Termin mit ihm wieder abgesagt, sobald der Vermieter mitbekam, dass er Ausländer sei, obwohl Wohnung noch nicht vergeben war.
-Als sie in die neue Wohnung zogen, fehlten sowohl das Licht im Treppenhaus wie Klingel und Briefkasten. Als er den Hausmeister darauf angesprochen habe, habe der ihm geantwortet, er solle sich etwas gedulden, schließlich zahle er die Wohnung ja nicht selber, was gar nicht stimmte. Der Dolmetscher bekam das mit und rief bei der Hausverwaltung an, um sich über das Verhalten des Hausmeisters Herrn Adiwanou gegenüber zu beschweren. Am nächsten Tag sei dann alles repariert worden. *„Aber es ist.. es steckt in den Köpfen: ´Na, Afrikaner, ach die brauchen kein Licht.´“*
„Wir wissen, dass Ausländer, egal in welchem Land, Schwierigkeiten haben. Aber ich habe gemerkt, dass in Deutschland und in Europa, und besonders in Deutschland sind diese Probleme noch größer.“
„Ich weiß, dass es nicht alle Deutschen sind, die es so machen. Sie sollen mich entschuldigen, aber das sind Sachen, die ich festgestellt habe. Durch solche Leute sind wir auf uns selber angewiesen.....“
Herr Adiwanou sagte, das Verhalten der Menschen hier habe ihn überrascht, denn seine Eltern und Großeltern hätten immer erzählt, die Deutschen seien fleißig, gut und seriös.

Auf unsere Frage, wie mit dieser Situation am besten umzugehen sei, antwortete er zuerst mit den Erwartungen, die er an unsere *„Initiative“* habe. Er erhoffe sich, dass wir auch andere Familien in ähnlicher Situation wie seiner *„unterstützen“.* Er erwarte einen offenen, verständnisvollen und vorurteilsfreien Umgang mit Menschen aus einem anderen Kulturkreis. Er bot an, einen weiteren Interviewtermin mit einer ihm bekannten Familie zu vermitteln. Er schlug vor, Familien *„vor Ort“,* d.h. in ihren jeweiligen Heimatländern zu besuchen, um ihre Kultur besser verstehen zu lernen; es dabei aber anders zu machen als viele Touristen, die ihr Hotel meist kaum verließen, und von dem Land, dass sie bereisten, in der Regel so gut wie nichts mitbekämen.
„Wir wissen auch nicht- aber versuchen, Deutsche zu erklären, und selber Afrikaner zu erklären, weil selbst in Afrika gibt es auch solche Verhalten.“ Es gehe ihm darum *„eine Binden zwischen diese Kultur sein.“*
Ihm gefalle unser Bemühen um Verständnis. *„Ich habe gemerkt, dass Ihr zuhört.“* Ähnlich habe er es auch immer wieder bei Mitarbeitern kirchlicher oder humanitärer Organisationen erlebt.
Enttäuscht sei er von dem Desinteresse, dass ihm bei der Polizei oder der Ausländerbehörde so oft begegne. In dem Wohnheim wo er anfänglich wohnte, erlebte er oft, dass sich Flüchtlinge stritten. Wurde die Polizei zu Hilfe gerufen, habe diese meist nur mit Desinteresse reagiert.
„Sie können sich dort in dem Heim tot prügeln. Und das kümmert keinen.“
„Die Polizei ist eigentlich da, um die Leute zu helfen. Und wenn du (...) schon so deutlich merkst, dass sie eigentlich sich nicht dafür interessieren, denn denkst du, wem willst du denn erklären? Die

Politik siehst du ja gar nicht (...). Wir haben einmal (...) bei dem Bürgermeister hier um ein Treffen gebeten. Bis jetzt keine Antwort."
„Und das tut schon weh (...). Aber man kann nichts machen."
„Wir kennen keinen und an wen soll man denn sich wenden? (...). Mit wem kann man über solche Sachen reden?"
Er frage sich, wie seine Kinder auf solche Erfahrungen reagieren werden. *„Wenn ich der Vater so behandelt wurde, dann habe ich bisschen Angst wie die Kinder das alles lernen."*

Ihre Familie finde immer wieder Unterstützung durch andere Togoer. So begleite ihn der Dolmetscher kostenlos bei seinen Behördengängen. Mehrere Familien hätten Kleider für ihre Kinder gesammelt.

Auf unsere Fragen, was ihre ersten Eindrücke aus Deutschland gewesen seien und wie sie es erlebt habe, mit den Kindern ihrer Neben-Frau nach Deutschland zu fliehen und diese alleine zurück zu lassen, sagt Frau Sadou :
„Es gefällt mir, dass ich hier bin, weil dort mit den Problemen, die haben nach uns gesucht, und ich denke hier habe ich die Freiheit oder der das Gefühl, dass ich hier sicherer bin."
„Also ich habe die Kinder mit genommen, die Mutter hat keine Probleme gemacht, weil sie wusste, wie die Lage dort war und sie wusste auch, dass wir hier zu dem Vater kommen und das war keine Problem. Selbst hier gibt es also noch keine Probleme, weil selbst zu Hause haben wir zusammen gelebt und wir haben gegenseitig auf die Kinder aufeinander aufgepasst. Und das ist genauso wie (...) ob ich zu Hause wäre und auf die Kinder von der andere Frau aufpassen würde."

Wir befragten die Kinder nach ihren ersten Eindrücken: *„Es ist gut, dass wir hier sind. Es ist schön. Die Wohnung zum Beispiel, Strom und Licht."*
Was es für sie bedeute, ihren Vater wiederzusehen? *„Eigentlich ist mir nichts besonderes.",* fanden alle bis auf einen der Söhne, der das gut fand. Die Mädchen hätten ihren Vater vorher gar nicht kennen lernen können. Ob sie ihre Heimat vermissten? *„Wir würden gerne wieder zurück um unsere Freunde auch und unsere Oma und alle zu sehen."*

4.1.2.3.7. Das Bild von der Zukunft

Frau Sadou sagte, sie hoffe, *„dass in drei oder vier Jahre die Kinder die Schule irgendwie besucht haben und dass ich auch bis dahin was anfange",* sie hoffe, *„dass Gott uns dabei hilft".*
Herr Adiwanou sagte, in fünf Jahren müsse er spätestens nach Togo zurück: *„Selbst wenn (...) die Familie hier bleiben muß, dann muß ich zurückkehren. Ich muss zurück !"*

Er fühle sich verantwortlich für sein Land, fühle sich verpflichtet auch in seinem erlernten Beruf zu arbeiten, nachdem seine Eltern ihm eine teure Ausbildung finanziert hätten. *„Und ich muss mein Land dienen."*

Wir fragten ihn, ob er auch dann zurückkehren würde, wenn er wüsste, dass er auch weiterhin nicht als Arzt arbeiten könne, schließlich sei er ja bereits längere Zeit vor seiner Flucht vom Dienst suspendiert worden. Darauf antwortete er: *„Ich hoffe, dass in fünf Jahre Eyadema nicht mehr da ist. Es ist schwierig, aber ist ein Kampf. Wir kämpfen dafür, ja (...) Heute oder in fünf Jahre sowieso spätestens, er ist nicht mehr da. Fünf Jahre kann Eyadema nicht mehr machen."* Sollte er dann doch noch da sein, *„dann müssen wir die Wege oder die Möglichkeiten finden, den- um Demokratisierung zu kriegen. Aber er wird nicht da sein!"*

4.1.3. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 3: Familie Kodjo

4.1.3.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: durch Familie Adiwanou

Herkunft: Togo; Herr Kodjo aus dem Norden des Landes (hat aber mehr als 15 Jahre in Lomé gelebt); Frau Kodjo aus dem Umland von Lomé

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Rias, 4 Jahre; Herr Kodjo, 40 Jahre, Frau Kodjo 35; Frau Kodjo ist zur Zeit des Interviews im 9. Monat schwanger

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Frau Kodjo seit ´93; ihr Mann seit ´95; Anerkennung der Familie nach § 16a GG

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Kodjo tätig als Schriftsteller (seine Kriminalromane werden in verschiedenen afrikanischen und europäischen Ländern verlegt); Frau Kodjo tätig als Geschäftsleiterin eines Reiseunternehmens

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Herr Kodjo Arbeit beim ASB in der Flüchtlingsbetreuung; Frau Kodjo zeitweilige Tätigkeit in einer Cafeteria, gegenwärtig arbeitslos; Rias Besuch des Kindergartens

Wohnsituation der Familie im Exil: Dreizimmerwohnung in einer Hochhaussiedlung

4.1.3.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Das Gespräch fand in der Wohnung der Kodjos statt. Wir wurden freundlich empfangen und ins Wohnzimmer geführt, wo man uns gleich Getränke und Kekse anbot. Das Zimmer wirkte sehr wohnlich, eingerichtet mit europäischen Möbeln, sowie afrikanischem Schmuck und Teppichen. An der Wand hingen viele professionell aufgenommene Portraits vom Sohn.

Drei Kinder kamen ins Zimmer und begrüßten uns neugierig: der fünfjährigen Sohn der Kodjos und seine sechsjährige Cousine und sein neunjähriger Cousin (die Kinder von einer Schwester Frau Kodjos, die schon sehr lange hier leben).

Beide Kodjos waren afrikanisch gekleidet. Frau Kodjo war im neunten Monat schwanger.

Die Atmosphäre war anfangs noch unruhig, da Herr Kodjo noch ein längeres Telefonat führte, während wir auf den Dolmetscher, der auch bereits während des Interviews mit Familie Adiwanou gedolmetscht hatte, warteten. Das Telefon klingelte auch während des gesamten Interviews häufig. Herr Kodjo wirkte anfänglich unmotiviert, er sagte, er sei sehr müde, da er die Nacht davor noch lange gearbeitet habe. Er hatte eine sehr selbstbewusste, stolze Ausstrahlung. Er bemühte sich uns zu beeindrucken, gab sich charmant, erzählte sehr gut. Immer wieder brach er das gesagte mit ironischen Bemerkungen, und verdrehte dazu die Augen. Mehrfach griff er uns mit kritischen Bemer-

kungen an, um gleich im nächsten Satz zu sagen, das wäre nur ein Scherz gewesen. Während der Pause zeigte er uns und Videoaufnahmen von Veranstaltungen während der Zeit der Demokratisierungsbewegung und Fotos von Begegnungen mit mehreren afrikanischen Ministerpräsidenten. Er sagte, er wäre auch Eyadéma bereits persönlich begegnet, zu der Zeit hätte er selbst allerdings noch mehr Haare gehabt. Zwischendurch fragte er, ob er auch uns Fragen stellen dürfe. Als wir bejahten, wollte er von uns wissen, wie sich unsere eigenen Vorstellungen von afrikanischen Familien durch diese Interviews gewandelt hätten.

Frau Kodjo verließ den Raum während des Gespräches häufig für mehrere Minuten, dennoch verfolgte sie das Gespräch, mischte sich aber selten aktiv ein. Sie wirkte wenig interessiert an dem was ihr Mann sagte. Beide Eheleute waren einander nur wenig zugewandt. Jeder saß in seiner eigenen Sofaecke. Es wirkte, als würde sich Frau Kodjo oft nicht recht trauen etwas zu sagen. An sie gerichtete Fragen beantwortete sie häufig mit: *„Ich bin der selben Meinung wie mein Mann.“* Man merkte ihr deutlich an, wie schwer es ihr fiel, über bestimmte schmerzliche Ereignisse, an die sie sich nur ungern erinnere, zu sprechen, zwischenzeitlich begann sie zu weinen. Teilweise griff sie ihren Mann verbal an. So erzählte sie uns nach Abschluss des Gespräches, dass sie gegen die Polygamie sei und das sie es verletzend fände, ihren Mann mit zwei weiteren Frauen teilen zu müssen. Als er darauf antwortete, er befürworte die Polygamie aus gesellschaftlichen wie ökonomischen Gründen und er würde auch hier gerne noch eine weitere Frau heiraten, sagt sie, dass sie ihn in so einem Fall endgültig verließe und in ihre Heimat zurückkehrte. Uns war es unangenehm, die zwischen ihm und seiner Frau herrschenden Spannungen mitzuerleben. Als der Dolmetscher unsere Frage übersetzen wollte, ob es ihr auch recht sei, dass wir das Gespräch auf Tonband aufzeichneten, unterbrach ihn Herr Kodjo. Er habe als Mann seine Zustimmung bereits gegeben und das genüge. Wenn wir ihr Aufmerksamkeit zukommen lassen wollten, indem wir ihr beispielsweise ihr Essen lobten, zu welchem sie uns nach Ende des Interviews noch einlud, versuchte Herr Kodjo die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, indem er sagte er hätte gekocht.

Die Kinder blieben während des Interview die ganze Zeit im Nebenraum und spielten. Frau Weber führte dort zwischendurch ein eigenständiges Interview mit dem Sohn. Die Kinder wirkten wenig motiviert. Sie unterbrachen ihr Spiel nur halbherzig, tobten auch während des Interviews immer wieder miteinander herum und kicherten viel. Vor allem Rias störte es, dass nur er befragt wurde. Mehrfach sagte er: *„Ich bin fertig.“; „Ich habe keine Lust mehr.“* Er versuchte, Antworten zu umgehen, indem er nur Laute von sich gab. Auf die Frage, welche Geschichten seine Eltern ihm erzählten, meinte er, *„Mein Papa hat gesagt, jo, jo, ja.“* Von seiner Mutter bekäme er *„Bum, bum, bum“* und *„Ballikov“* zu hören. Wenn es um den Alltag in Deutschland ging, um das gemeinsame Spiel oder die gegenseitigen Schlafbesuche der drei, wurden seine Antworten ausführlicher, die drei Kinder ergänzten dabei sich beim Berichten über gemeinsame Erlebnisse. Es wirkte dann als rede-

ten sie mehr miteinander (*„Weißt du noch...?“),* als mit Frau Weber. Die drei hätten schon seit langem einen engen Kontakt, sie bezeichneten sich als Zwillinge.
Die Aufforderung, von einem schrecklichen Erlebnis zu berichten beantwortete Rias mit: *„Hauen finde ich schrecklich.“* Dabei begann er mit seiner Cousine herumzutoben und zu kreischen *„Auaaa, nicht so doll! Das tut weh!!“* Frau Weber zog sich daraufhin aus dem Kinderzimmer zurück.

4.1.3.3. Gesprächsdokumentation

4.1.3.3.1. Die Familiendefinition

Auf die Frage, wer alles zu Ihrer Familie gehöre, kam von Herrn Kodjo sofort die Rückfrage*: „Familie im afrikanische Kontext oder europäische Kontext hier?“*
Als ich versuchte, nach Erfragen der Personalien, zu einem neuen Interviewpunkt überzuleiten, fiel mir Herr Kodjo ins Wort, wir hätten noch nicht über seine Familie in Afrika geredet. Auf meine Antwort, genau das wäre der nächste Punkt, sagte er: *„Ah ja, das ist sehr wichtig.“*
Familie bedeute für ihn, mit vielen Menschen verschiedener Generationen verbunden zu sein.
„Meine Familie ist eine kleine Teil in einem großen Zusammenhang, oder eine große Familie, die meine große Familie in Afrika ist.“
Das fehle in der Kleinfamilie: *„Mit diesen kleinen Familien gibt es keine menschliche Wärme mehr.“*
Trotzdem würden auch in Afrika die Familien zunehmend kleiner.

Die Familie sei auf verschiedenen, miteinander verbundenen Ebenen *(„Stockwerken“)* organisiert: Da sei die Abstammungsfamilie, die *„große Familie“ („In dieser Familie (...), jetzt müssen wir Zahl von 5000 erreichen“ „Ich bin von einer (...) sehr großen Familie, ich gehöre nicht nur meinem Vater und meiner Mutter, sondern unserem ganzen Stadtteil.“).* Diese Familie sei die *„königliche Familie“* in seiner Heimatstadt *(„ich bin ein Prinz“).*
Dann gebe es auf der nächsten Ebene *„die mittlere Familie von meinem Vater*“, die auch noch sehr groß sei *(„Mein Vater muss jetzt (...) 50 Kinder haben (...). Weil, als ich wegflog, waren wir 42. Also, ehrlich gesagt, habe ich nicht mehr gefragt, aber (...) er ist gesund, und ich glaube, der hat noch einige Kinder dazu gekriegt...“).*
Und schließlich sei da seine eigene Familie, zu welcher seine Kinder, seine Frauen und die Familien seiner Frauen zählen.

Die Achtung afrikanischer Tradition stelle für ihn eine wichtige Basis im Zusammenleben dar, die für ihn noch entscheidender sei als Religion und ihre Werte.

„Respekt vor den Alten.(...). Das ist (...) Basis bei uns. Der Ältere oder Alte muss respektiert werden. Wenn du hier einem Jüngeren sagst, er soll den respektieren, dann fragt er dich ´Warum ?´. Bei uns fragt man nicht ´Warum?´, man macht es erst mal.“

Trotzdem stehe er der afrikanischen Tradition nicht unkritisch gegenüber:

„Es gibt einige Sachen, die schwierig sind, zu akzeptieren in dieser afrikanischen Tradition, aber das gehört einfach dazu (...). Zum Beispiel die Rolle der Frauen in der Familie. Was gibt sich daraus, also unsere Väter haben unseren Müttern gesagt, hört mal zu, ich bin der Boss in dieser Familie. Selbst wenn die Frau spürt, dass sie innere Kräfte hat, selbst wenn man ihr nicht sagt, sich irgendwie wie eine Untergeordnete in der Familie zu verhalten, verhält sie sich so, weil sie das gelernt hat.“

4.1.3.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Herr Kodjo erzählte, wie er als Kind mit seiner Familie gelebt habe: *„Ich war (...) wie ein Tier in einem großen Dschungel (...). Das was sehr, sehr schön. Ich habe mit meinen Großeltern gelebt. Ja, meine Eltern waren in einer anderen Stadt, weil mein Vater immer für seine Arbeit immer wieder wegziehen musste (...). Und ich war das Kind von jedem. Jeder hat mich geschickt, (...) zum Fluss zu gehen und Wasser zu holen (...). Und ich habe meine Großeltern zum Feld (...) begleitet, um zu arbeiten auf dem Land. Und das war, muss ich sagen, sehr schön (...). Ich habe viele Narben auf dem Körper heute. Das ist Afrika. Hier habe ich (...) das Gefühl, dass die Leute einfach fabriziert worden sind (...). Sie haben keine Narben auf dem Körper (...). Keiner läuft mehr barfuss. Die Leute schützen sich die ganze Zeit, und ich glaube, es wird eines Tages kommen, dass, um jemand zu grüßen, die Leute einen Handschuh anziehen (lacht) (...) Also, Sie sollen lieber Fragen stellen, weil ich kann so weiter reden ...“*

Allerdings habe *„diese Erziehung auch (...) ihre schlechte Seite (...). Man schickt dich zu deinen Großeltern, (...) und wenn du nicht zur Schule gehst, dann sind sie sogar froh, dass du zu Hause bleibst, um ihnen zu helfen (...). Wenn jemand dich irgendwie unterwegs (...) auf den Popo schlägt (...) – Ja, du wirst richtig geschlagen, nicht auf den Popo schlägt, sondern wenn jemand dich schlägt, weil du was schlecht gemacht hast, dann sind deine Großeltern sauer.“*

Er habe mehr als 10 Jahre bei seinen Großeltern mütterlicherseits gelebt, die einer anderen Ethnie angehörten als die Familie seines Vaters. *„Das hat dazu geführt, dass, als ich wieder zu meinen Eltern gekehrt bin, konnte ich meinen Vater nicht verstehen (...). Das heißt, mit meinen Geschwistern und mit meinem Vater brauchte ich einen Dolmetscher, um eine Zeit lang mit denen reden zu können (...). Ich war wie ein Ausländer in meinem Stamm, in meiner Familie.“*

Eine sehr wichtige Begegnung seines Lebens sei gewesen, *„als mir meine Mutter das erstemal vorgestellt wurde. Ich kannte sie nicht, sie kannte mich nicht. Ich war 17 Jahre alt (...). Eine Tante hatte uns zusammengeführt. Meine Mutter war eine Krankenschwester, und das war im Krankenhaus*

(...). Man hat ihr gesagt: ´Das ist dein Sohn.´ Und sie hat angefangen zu weinen und hat mich umarmt."

„Weil ich auch mit ihr nie (...) zusammen gelebt habe(...), hatte ich kein Bild von ihr."

All die Jahre davor hatte er die erste Frau seines Vaters für seine leibliche Mutter gehalten: *„Weil sie mir alles gemacht hat und sie mir Liebe gegeben hat."*

„Verstehen Sie, dass es schwer ist, für einen, das zu glauben. Man muss dann den Teil von dieser Liebe teilen, für (...) die Frau, die man geglaubt hat seine Mutter zu sein, und die Frau, die vorgestellt wurde als seine Mutter."

In seiner Familie gebe es sowohl Anhänger Eyadémas, wie auch Familienmitglieder die in der Opposition aktiv seien. *„Diese Situation macht das sehr schwierig (...). für mich, in Togo zu leben (...). Eyadema bringt nicht nur (...) um mit Waffen,"* sondern verstünde es auch auf verschiedenste Art und Weise Leute gegeneinander auszuspielen.

Auch verstünde er es, die Autorität und das Prestige traditioneller Könige für seinen eigenen Machterhalt zu nutzen. *„Das Ding ist ja, dass die Diktatur heute es braucht, Könige in Dörfern zu haben, um die Möglichkeit zu haben, mit der Bevölkerung zu kommunizieren".* Viele Menschen auf dem Lande, die keine Schuldbildung erhalten haben, befolgten das Wort des Königs noch heute.

Seine Familie repräsentiere einen von insgesamt 7 Stadtteilen (früher: Dörfer), die bei der Wahl eines neuen Königs in seiner Heimatstadt einen Kandidaten stellten. Mitglieder eines 8. Stadtteils seien *„verantwortlich aufgrund ihres spirituellen Wissens (...) zu wählen, wer König sein wird."*

Sein Cousin, der Sekretär der RPT war, habe sich damals über diese traditionelle Königswahl hinweggesetzt und mit Hilfe Eyadémas zum König machen lassen.

„Dadurch hatte mein Cousin keine Macht. Der war einfach ein Beamter von RPT, der zum König gemacht wurde, (...) um die Ziele der RPT durchzuziehen."

Er habe seinen Cousin öffentlich dafür kritisiert, durch sein Verhalten die traditionelle Autorität der Könige zu zerstören: *„Ich war verrückt, ich habe sogar (...) Artikel über ihn veröffentlicht in Togo (...). Das Problem war, es war ihm bewusst, dass die RPT nicht gut war (...). Aber er wollte Chef sein, er wollte Geld haben, er wollte Autos haben. Eyadema hat ihm alles gegeben."*

Sie von der Opposition hingegen hätten nichts anzubieten gehabt, außer *„schönen Worten".*

4.1.3.3.3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Befragt nach ihren Erfahrungen mit ihrer Familie sagte Frau Kodjo zunächst nur: *„Es ist nicht dieselbe Erfahrung, die ich gemacht habe (...). Unser Vater (...) hat 9 Kinder mit 3 Frauen. Und ich habe mit meinem Vater und meiner Mutter gelebt. Ich denke, das ist alles."*

Später erzählte sie dann, dass sie durch den Beruf des Vaters, der viele europäische Kunden hatte und auch selbst beruflich mehrfach in Europa war, früh Kontakt zu europäischer Kultur und Werten

hatte; auch mehrere ihrer Brüder hätten in Europa studiert *„Das hat dazu geführt, dass diese Mentalität im Haus etwas gewachsen wurde."*
Ihr Vater legte viel Wert auf eine gute Schulbildung seine Kinder, schickte sie deshalb ins Internat. Sie selbst war dort von ihrem 11. bis zum 16. Lebensjahr. Den Zusammenhalt auch zu ihren nichtleiblichen Geschwistern habe sie als eng erlebt.

4.1.3.3.4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Herr Kodjo hat zwei Frauen. Mit seiner zweiten Frau und ihrem Sohn lebt er gemeinsam in Deutschland. Seine erste Frau lebt mit ihren drei Kindern (einem 13 jährigen und einem 8 jährigen Sohn sowie einer 10jährigen Tochter) in Togo. Ein weiterer 12jähriger, unehelicher Sohn von Herrn Kodjo lebt mit seiner Mutter in Frankreich. Auch wenn zu den anderen Frauen und Kindern noch Kontakt bestehe, erfuhren wir über sie im Interview so gut wie nichts.

Als Frau Kodjo von einer Pilgerreise nach Mekka zurückkam, traf sie Herrn Kodjo am Flughafen.
„Und dort bittet man, dass man alles mögliche gut hat und dass man einen guten Mann kriegt."
Damals habe sie geglaubt, Allah habe ihre Gebete erhört.
Herr Kodjo kommentierte diese Schilderung mit der Bemerkung, er sei aber kein guter Mann und fragte uns: *„Ob Gott sich irren kann?"*
Er räumte ein, *„dass einen Politiker zu heiraten, nicht einfach ist."* Allerdings hätten sie sich lange Zeit vor der Demokratisierungsbewegung kennen gelernt, als er noch nicht so viel unterwegs gewesen sei.
Rias sei in Deutschland geboren (vgl. hierzu S. 83) und selbst noch nie in Afrika gewesen.
Er erzählte Frau Weber, dass er bereits wisse, dass er bald eine Schwester bekäme. Allerdings hätte er lieber einen Bruder bekommen, mit dem könne man besser spielen.

4.1.3.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Zur Zeit der Demokratisierungsbewegung, habe Herr Kodjo eine oppositionelle Organisation geleitet, und sei Vizepräsident von COD II gewesen (Bündnis verschiedener Oppositionsgruppen und -parteien). Frau Kodjo habe ihren Mann begleitet und selbst an politischen Konferenzen teilgenommen. Sie habe für Frauen ihrer Ethnie die politischen Ziele der Opposition übersetzt. Mehrfach sei sie bei der Polizei vorgeladen und über ihren Mann befragt worden.
Auf die Frage, ob er jemals verhaftet worden sei, antwortete Herr Kodjo: *„Nein, ich bin zu stark."*, erklärt dann aber, das sei ein Scherz gewesen. *„Das hat nichts mit Stärke zu tun, sondern weil ich (...) wusste, dass es passieren konnte, dann war ich sehr vorsichtig."*
Er habe sich damals ständig verstecken müssen. *„Ich hatte sogar Bodyguards. Das ist (...) dieses Versteckspiel, heute hier schlafen, morgen hier schlafen. Du hast in deiner Tasche deine Zahnbürs-*

te, deine 2 oder 3 Unterhosen, und in deinem Auto hast du die ganze Zeit einen Koffer mit 2 Hosen und dies und das. Eines Tages bin ich zu meinen Schwiegereltern gegangen. Ihre Mutter hat mich gesehen, sie ist umfallen."

Zum Schluss habe er keinen Kontakt mehr zu seiner Familie gehabt. *„Nein. Dort denkt man gar nicht mehr über Frau oder Kinder."*

Herr Kodjo erzählte, dass seine Schwester 1992 umgebracht worden sei.

„Ja, als sie umgebracht wurde, oder als ich sie umgebracht habe (...). Ja, ich habe sie umgebracht, weil sie für mich gestorben ist."

Er habe damals eine politische Veranstaltung in jener Stadt mitorganisiert, in der sie lebte. *„Aber in der Zeit war es gefährlich, solche Veranstaltungen zu organisieren. Und einen Tag vor dieser Versammlung, hat sie geträumt, dass (...) ich während dieser Veranstaltung erschossen würde (...). Eigentlich geht sie nicht zu solchen Veranstaltungen. Sie hat versucht, mich telephonisch erreichen, aber das hat nicht geklappt, und deswegen an dem Tag ist sie ins Stadium gekommen, wo diese Veranstaltung stattfinden sollte oder stattgefunden hat. Sie ist gekommen, um mich zu informieren, dass sie so etwas geträumt hat. Und wir sind nicht gekommen, weil wir auch Gerüchte gehört haben, dass irgend etwas passieren würde. Und sie war dort und es gab Unruhe und das Militär hat auf die Menge geschossen und sie ist dann erschossen worden."*

„Wenn ich von (....) einer Autobiographie rede, das ist eine Arbeit, die ich mache, um sie nicht zu vergessen."

„Ich fühle mich einfach schuldig. Ich habe das Gefühl, dass ich sie umgebracht habe."

In diesem Buch mit dem Titel *„Brief an meine Schwester"*, versuche er ihr in Briefen *„zu erzählen, wie die Lage sich entwickelt hat nach ihrem Tod."*

„Und das ist nur Politik (...). Ich nehme eine Zeit, und dann erkläre ich, was passiert ist und was hier vorgefallen ist."

Bisher habe er sich vergeblich um einen Verleger bemüht. Hier in Deutschland *„gibt es viele Möglichkeiten, aber nicht für Afrikaner*."

Er sagte, diese Geschichte sei *„auch indirekt die Geschichte der Frauen (...) in Afrika. Selbst hier hat man das Gefühl, dass die afrikanischen Frauen irgendwie unter dem Tisch sind, (...) dass sie gar nichts machen dürfen."*

Wir fragten Herrn Kodjo daraufhin, welche Rolle seiner Meinung nach die Frauen in der Demokratisierungsbewegung gespielt hätten.

„Das war eine wichtige Rolle."

Zum einen hätten die Frauen sie unterstützt. *„Frauen haben viel beigetragen in Konferenzen, Frauen haben uns versteckt. Frauen waren sogar mutiger, würde ich mal sagen."*

„Man kann (...) Waffen (...) bei einer Frau verstecken. Und die kommen echt nicht darauf, die Frauen durch zu suchen."

Zudem hätten sie viel direkte Arbeit in den Dörfern geleistet.

Hinzu käme ein emotionaler Punkt *: „Wir haben das Gefühl, wir müssen sie schützen. In dem Moment, dass die Frauen auf die Straße gehen, um zu demonstrieren, und die vom Militär geschlagen werden, dann ist die ganze Bevölkerung aufgebracht."*
Sein Verhältnis zu Frauen sei Eyadémas verwundbarster Punkt. *„Er hatte oder er hat immer noch viele Frauen. Das ist eine (...) sentimentaler Punkt, die wir viel benutzt haben (...). Weil er viel Frauen mochte und er dachte, dass alle Frauen ihn mögen."* Deshalb habe es ihn schwer getroffen, als auch Frauen anfingen in der Öffentlichkeit gegen ihn zu demonstrieren.
Wir befragten Frau Kodjo nach ihrer Meinung zu diesem Punkt, doch sie blieb uns die Antwort schuldig.

Wir befragten Frau Kodjo danach, wie es damals zur Entscheidung zur Flucht gekommen sei. Sie zögerte, bevor sie antwortete. *"Also da sind Sachen, (...) über die ich nicht gerne rede. Ich mag diese Erinnerung nicht mehr. Weil es in meinem letzten Monat der Schwangerschaft war. Und mein Mann mit seinen vielen Problemen war gar nicht mehr mit mir. Äh jedes Mal kamen zu Hause am Frühstück Besucher, die nach dem Ehemann fragen. Man hat keine Zeit oder keine Möglichkeit sogar, zum Gynäkologen zu gehen, um zu fragen, wie die Schwangerschaft sich entwickelt, speziell in den letzten Monaten. Und das war für mich eine schwierige Zeit (...). Deswegen mag ich ungern darüber sprechen."*
Hätte ihr Vater sie damals unterstützt, wäre sie nicht geflohen. Aber der war selbst zu jenem Zeitpunkt bereits nach Ghana geflohen. Mit einigen Freunden ihres Mannes habe sie über ihre Fluchtpläne gesprochen und die hätten sie darin bestärkt und ihr bei der Umsetzung geholfen. Eigentlich habe sie nicht fliehen wollen, aber ihre damalige Lebenssituation war *„sehr sehr schwierig".* Sie glaube, in der Zeit keine andere Wahl gehabt zu haben. Die ganze politische Situation war damals sehr aufgeheizt, es herrschte eine Atmosphäre des *„Rette sich, wer kann".*

Auf unsere Frage nach seinen Fluchtgründen antwortet Herr Kodjo: *„Das ist genauso wie beim Bundesamt (lacht) Ne, das war ein Scherz, aber die Gründe so darzulegen, ..."*
Als die politische Situation eskalierte, floh Herr Kodjo nach Benin, in der Hoffnung, sobald sich die Lage etwas beruhigt habe nach Togo zurückkehren zu können. Er musste dann aber feststellen, dass dieses auf absehbare Zeit nicht der Fall sein würde, zudem wurde die Situation selbst dort zunehmend gefährlicher für sie. Man habe damals versucht, seine Familienangehörigen dazu zu bringen, ihn im Exil aufzusuchen und zu einer Rückkehr zu bewegen. *„Es ist wahr, dass unsere Eltern oder Familie werden eingeschüchtert, damit sie akzeptieren, von Norden nach Benin zu kommen, um mich zu überzeugen"* Man habe auch versucht, ihn mit Geld zu bestechen. *„Ich wollte nicht Geld kriegen, weil (...) mein Ziel in diese ganze Kampf war nicht Geld sondern die Demokratisierung."*
Er habe geglaubt, diesem Druck nur dadurch entkommen zu können, *„weit weg zu sein, wo ich nicht so schnell erreichbar bin (...). Es ist wahr, dass meine Frau hier war, das (...) hat sicherlich auch eine Rolle mitgespielt."*

Eigentlich habe er Togo niemals verlassen und all seine dortigen Geschäfte und Aktivitäten aufgeben wollen, *„aber (...) ich habe mir auch damals gesagt, ich habe keine Wahl.“* Er hätte riskiert, umgebracht zu werden oder seine Familie in weitere Schwierigkeiten zu bringen. Dennoch habe er sich *„als ein Feigling gefühlt.“* Er habe damals zu jenen Menschen gehört, die Demonstrationen und Versammlungen mitorganisiert und andere zur Teilnahme aufgerufen haben. *„Und jetzt gibt es eine Gefahr, und ich laufe weg und lasse die Leute, die ich auf die Straße geholt habe damals, alleine dort.“* Er habe noch immer Schuldgefühle gegenüber jenen, die in der Heimat blieben, und die für ihr politisches Engagement mit dem finanziellen Ruin oder dem Leben bezahlen mussten. *„Weil du das Gefühl hast, dass du eine Arbeit angefangen hast, die du nicht zu Ende gebracht hast. Dadurch machst du viele Telefonkosten (...). Man muss immer nach Togo oder irgendwo sich informieren, (...) was man machen soll und was überhaupt möglich ist und hin und her.“*

„Für sich so eine Entscheidung zu treffen ist nicht einfach. Meine Eltern sind auch etwas alt und ich möchte gerne die noch einmal sehen, und meine Kinder dort, und meine Freunde (...). Ich habe das Gefühl, dass wir unsere Zeit hier einfach verschwenden.“

„Ich hatte meine Arbeitsstelle sicher, ein Leben, ein ruhiges Leben, mein Haus und alles (...). Und du kommst irgendwo her, und du lebst nicht, (...) weil du nicht hier bist, du bist hier mit deinem Körper aber mit deinen Sinnen bist nicht hier.“

4.1.3.3.6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Ein Bruder und eine Schwester von Frau Kodjo lebten bereits seit vielen Jahren mit ihren Familien in Deutschland. Sie seien allerdings nicht als Flüchtlinge gekommen. Zu dieser Schwester bestehe mittlerweile viel Kontakt. Bei ihrer Ankunft habe Frau Kodjo allerdings kaum Unterstützung durch ihre Schwester erhalten.

„Ich (...) wollte sogar zurückkehren, weil für mich das so schwer war. Wir haben zu der Zeit in Wohncontainer gelebt mit vielen anderen Asylbewerbern (...). Ich bin gekommen und einen Monat später habe ich das Kind zur Welt gebracht.“

„Und man sagt, ein Unglück kommt nicht allein. Ich wurde, um das Kind zur Welt zubringen, operiert (...). Und ich hatte keinen Kontakt mit meinem Mann, meine Familie war nicht da, hier alleine im Container (...). Das war nicht einfach. Bei uns in Afrika wäre das so, wenn ich im Krankenhaus bin, (...) kriege ich Besuch, (...) es gibt Schwestern, die bei mir während meines Aufenthalts im Krankenhaus die ganze Zeit bleiben, Nacht und Tag. Und wenn ich Wasser will, dann bringt mir eine Wasser oder so. Oder ich kriege Besuch von Freunden. Und hier ich war allein.“

Sie habe mit Freunden in Togo telefoniert, die hätten ihr geraten ein wenig Geduld zu haben und trotz allem in Deutschland zu bleiben.

Der Kontakt zu ihrem Mann war zu jener Zeit abgerissen. Sie habe nicht einmal gewusst, ob man ihn bereits verhaftet habe oder ob er überhaupt noch in Togo war.

„Es passiert mir oft, darüber nachzudenken und mich daran zu erinnern. Wahrscheinlich eines Tages, wenn ich zurückkehre, kann ich mit Hilfe der ganzen Familie es vergessen, verarbeiten."
Solange sie noch in Deutschland sei, gelänge ihr dieses nicht.
Auf die Frage, wie viel ihr Sohn von ihrem Schmerz mitbekäme, sagte sie (und lächelte dabei): *„Manchmal fragt er sogar, ob ich nach Togo zurückkehren will. Oder wenn ich über meine Eltern denke, dann fragt er mich, ob ich zu denen zurückkehren will."*
Auch wenn sie im nachhinein glaube, die richtige Entscheidung getroffen zu haben, so vermisse sie ihre eigene Familie immer noch sehr stark und sie würde gerne zurückkehren um ihre Eltern wiederzusehen.
„…weil ich nicht nach Hause zurückkehren kann. Das ist meine größte Angst. Und das ist ein großes Problem für mich, dass ich hier seit 5 Jahren bin und meine Eltern (...) nicht gesehen habe."
Allerdings bestehe noch Kontakt zu ihrer Familie, die zur Zeit selbst im Exil lebe. Ihre Eltern im Exil zu besuchen, ohne gleichzeitig Togo zu sehen, käme für sie nicht in Frage. Sie denke oft an ihre Familie. *„Und das ist ein Problem für mich (...). Und dadurch kriege ich sogar Behandlung (...) mit dem Herzen habe ich Probleme (...) das kommt immer zwischendurch (...) manchmal tagsüber, manchmal nachts, und dann kann ich gar nicht schlafen."*

Ein Jahr lang habe sie in einer Cafeteria gearbeitet. Zusätzlich habe sie in Deutschland eine Ausbildung zur Schwesternhelferin gemacht und sich auf mehrere Stellenausschreibungen beworben. Immer wieder bekomme sie zu hören, *„ dass einige Deutsche da sind, die die Stelle haben wollen, dass es ihnen leid tut, aber ich könnte die Stelle nicht haben."*
Jetzt wo sie wieder ein Kind erwarte, glaube sie kaum noch Aussicht auf eine neue Stelle zu haben.
„Es ist schwierig schon für Deutsche, die Kinder haben, eine Stelle zu kriegen."
„Ich bin Arbeitslose geworden und wie Sie ja wissen, ist es auf dem Arbeitsmarkt sehr schwer etwas zu finden. Nicht nur für Deutsche, insbesondere für Ausländer, deswegen bin ich bisher arbeitslos."
Für Leute wie ihn oder seine Frau, die eine gute Anstellung zu Hause hatten, bedeute ihr Aufenthalt hier relativ gesehen einen finanziellen Verlust.

Herr Kodjo frage sich oft, ob es für seinen Sohn gut sei, hier zu leben. Den Kindern fehle hier der Platz zum Spielen, ihnen fehle die Möglichkeit sich frei draußen bewegen zu können. *„Ich finde, das ist eine große Sache, für die Kinder draußen zu spielen einfach."*
Auf die Frage, was er mit seinen Eltern spiele, sagte Rias, manchmal spiele er mit seinem Vater draußen Fußball. *„Mein Papa sagt, man darf nicht drinnen spielen. Meine Mutter will nicht gerne spielen."*
Herr Kodjo sagte, aufgrund der Einseitigkeit mit der hier in den Medien über Afrika berichtet werde, habe sein eigener Sohn *„Angst vor Afrika"*. Die Welt seiner Eltern sei ihm fremd.

Uns erzählte Rias, er wolle nicht nach Togo fliegen, *„weil das immer nervt, die singen immer. Und trommeln.“* Er sagte, es gefalle ihm in Deutschland, *„aber immer müssen wir Popo voll (...) von Papa.“* Er konnte uns nicht sagen, warum sein Vater ihn schlage.
„Und wenn man zu den Kindern redet, hat man das Gefühl nicht, dass man zu seinen Kindern redet, sondern man weiß gar nicht mehr was los ist. Und man kann das Kind nicht ein bisschen auf den Popo hauen. Man darf es nicht.“
Die hiesige Schulausbildung fände Herr Kodjo sehr gut, aber auch *„moralisch gefährlich“*.
Er mache sich Sorgen, was aus den Kindern der vielen hier lebenden Flüchtlinge aus Togo werde, wenn ihre Eltern eines Tages zurückkehren wollten.
Sein Sohn behaupte, Eyadéma und seine Anhänger seien *„böse“*. Herr Kodjo finde das *„etwas gefährlich*“, dass sein Sohn andere Menschen oder Dinge, die er nur vom Hörensagen kenne, so pauschal ablehne. *„Wir erzählen ihm nicht, dass Eyadema böse ist oder so. Aber durch Telefonieren oder diese Fernsehberichte, (...) oder wenn er mit uns zu Konferenzen geht, dann kriegt er alles mit.“*
Auf die Frage, was er über Togo wisse, antwortete Rias: *„Ich weiß gar nichts. Papa sagt nicht gerne was aus Togo.“*

Herr Kodjo fühle sich in Deutschland relativ sicher (*„Sicherheitsgründe, würde ich sagen, es ist nicht schlecht“).* Dennoch bleibe auch hier noch etwas von der Angst.
“Manchmal, aber nicht zuviel, nein, nicht soviel (...) Ich habe ein bisschen Angst. Weil Eydema ist sehr stark (...). Und der hat soviel Geld (...). Man muss immer vorsichtig sein mit Eyadema.“
Die Regierung möge es nicht, wenn Leute nach Europa fliehen: *„Sie habe es lieber, das du (...) dort bleibst und deinen Mund hältst, als weg zu fliehen und (...) insbesondere (...) europäischen Regierungen zu erzählen, wie schlecht diese Regierung ist.“*
Obwohl er selbst relativ problemlos anerkannt wurde, ist er dem hiesigen Asylverfahren gegenüber kritisch eingestellt:
„Das ist (...) was ich dem Bundesamt oder den Beamten dort vorwerfe (...). Da kriegst du Fragen gestellt, die du gar nicht beweisen kannst. Ja, aufgrund dieser Antworten, die die Leute geben, werden sie abgelehnt (...). Es gibt Sachen, die man nicht erklären kann, (...) die man nicht beweisen kann. Beweisen, dass ich Angst habe zum Beispiel (...). Zum Beispiel, (...) wenn du läufst und du hörst, dass deine Füße irgendwo treten, dann hörst du irgendwelche Geräusche, dann (...) hast du Angst, denkst du, jemand ist hinter dir. Dabei sind es nur selber deine Füße, die du auf den Boden setzt.“

Von Leuten die freiwillig nach Deutschland gekommen seien, beispielsweise zum Studieren, erwarte er, mit den hiesigen Problemen (wie Fremdenfeindlichkeit, Neonazismus oder Sprachschwierigkeiten) umgehen zu können, sie zu akzeptieren. Flüchtlingen sei das jedoch oft nicht möglich. Weil sie eben bezüglich des hierher Kommens *„keine Wahl hatten“*. *„Und wir haben das Gefühl, dass*

man uns verstehen muss (...). Wir haben ein frustrierendes Gefühl, (...) wenn man uns nicht versteht, und wenn man uns als Kriminelle bezeichnet."

Leider prägten jene Afrikaner, die ihre Zeit damit verbrächten*" in Bahnhöfen Drogen zu verkaufen"* das Bild von Afrikanern in dieser Gesellschaft nachhaltig. Doch es sei nicht die Aufgabe der Flüchtlinge, sondern der hiesigen Gesellschaft, daran etwas zu ändern.

Seine Erlebnisse anderen mitzuteilen, sich verstanden zu fühlen, sei immer wieder zentrales Anliegen für Herrn Kodjo: *„Ich habe gedacht, wahrscheinlich werde ich hier dazu beitragen, die togoische Lage (...) verständlicher zu machen. Und das ist der Grund, warum ich hierher gekommen bin."*

Er habe feststellen müssen: *„was in diese Sensibilisierung von die deutsche Öffentlichkeit geht, ist irgendwie nicht so einfach (...) weil die Deutschen auch ihre Probleme haben. Und es gibt viele Deutsche, die gar nicht wissen, dass es ein Land gibt, was man Togo nennt. Aber ich denke, das ist eine Arbeit, die man machen muss. Deswegen (...) habe ich diese kleine Büchlein veröffentlicht in deutsch und französisch. Wir haben auch viele andere Publikationen gemacht."*

Oft habe er das Gefühl, sie verlören hier nur ihre Zeit.

„Du bist in einer Gesellschaft, die gar nicht (...) verstehen will, warum du überhaupt hier bist."

Trotzdem sei er sehr aktiv, *„außer dieser persönlichen Arbeit"* (dem Schreiben), arbeite er noch in verschiedenen politischen Organisationen und Vereinen, organisiere Konferenzen und Treffen, u.a. mit dem Senat und der *„Chefpolizei"* (*„Unser Kampf ist noch nicht zu Ende.")*

Herr Kodjo sagte, er habe keine Angst sich offen auszudrücken, seine Meinung zu sagen. Das gelte sowohl für politische Veranstaltungen wie auch für unser Interview.

"Also für mich ist nichts schwierig und nichts hat nicht gestört (...). Also das ist genauso wie manchmal, wenn du deine Erlebnisse aufschreibst. Oder ob du beim Arzt bist und der will dich untersuchen. Und weil manchmal hast du Bedürfnisse zu reden, auszuspucken was du alles in dich rein gesteckt hast (...). Das Bedürfnis, gehört zu werden. Wenn du immer alles in dich rein frisst, dann brauchst du irgendwann mal zu reden zu einem, der zuhört, um dich irgendwie zu lösen. Ich glaube, wenn wir keine Freunde haben, ich denke, es ist ganz gut, wenn wir solche Interviews führen können."

„Ich denke, das ist eine wichtige Sache, was ihr macht (...). Wahrscheinlich werden die Familien, die Ihr getroffen habt, denken oder hoffen, dass Ihr ausdrücken könnt, was sie erleben."

„Also das ist eine Idee, was mir gerade einfällt, also nach Eurer Arbeit, wäre das nicht möglich, irgendwann mal so einen Verlag dazu zu organisieren, (...) wo die afrikanischen Familien erzählen können, was sie hier so erleben. Und was für Gefühle sie dadurch kriegen und was sie denken. Weil, also das ist wahr, dass wir Probleme hier haben.(...). Also, ich denke, nach Lösungen suchen, geht auch im Interesse von Deutschen."

„Wir können nicht heute zurückkehren oder morgen zurückkehren, dann sollen wir wenigstens versuchen, unsere Lage hier zu verbessern, indem wir unsere Probleme klarstellen."
Allerdings befürchte er, dass sein Schreiben negative Konsequenzen für seine Kinder in Togo haben könnte, auch wenn das bisher noch nicht vorgekommen sei. *„…das ist, was mich die ganze Zeit stört ist, dass ich manchmal das Bedürfnis habe, ich muss was Schreiben gegen Eyadéma. Aber dann überlege ich, (...) dann vielleicht wird ein Kind von mir als Geisel genommen..."*

Als eine der größten Schwierigkeiten hier, erlebe er es, Kontakt mit anderen Menschen aufzunehmen. Das sei etwas, was sie aus der Heimat nicht kennen würden, wo sie jede Menge Menschen gekannt und viele Freunde gehabt hätten, wo das spontane Gespräch mit Menschen, denen man unterwegs begegnete einfach selbstverständlich gewesen sei.
Hier habe er eigentlich nur Kontakt zu anderen Flüchtlingen, es fehle der Austausch.
„Ja, also wir müssen jetzt hier immer unter einander , (...) immer wieder das Gleiche reden."
Selbst zu anderen Afrikanern Kontakt zu bekommen sei schwierig. *„Ich glaube die Afrikaner, (...) sind etwas krank (...). Wenn einer mit einer deutschen Frau verheiratet ist, sieht es so aus, als ob er noch einen Stock höher wird. Das ist wie eine Promotion. Das ist die deutsche Gesellschaft, die dieses Gefühl vermittelt. Weil derjenige, der eine deutsche Frau hat, (...) hat seinen Aufenthalt, dann hat er keine Probleme mit der Polizei mehr (...). "* Die schlössen sich dann zur *„Gruppe von verheirateten Afrikanern"* zusammen und wollten mit anderen Afrikanern nichts mehr zu tun haben. Auch Studenten aus Togo würden ihn meiden, aus Angst, sie könnten dann nicht mehr unbeschwert nach Togo in Urlaub fliegen, wenn die Regierung in ihrer Heimat davon erführe.
Am schwierigsten sei es mit dem Kontakt zu Deutschen*: „Das ist schrecklich. Die sind so zurückhaltend, die sind so kalt."* Immer wieder, wenn er mit Deutschen ein Gespräch beginnen möchte, höre er Antworten wie *„Nein, nein, nein ...nein, nein, nein, ich habe keine Zeit, und ich habe keine Zeit"*. Kontakte hier seien immer zweckgebunden *(„Und warum rufst du an? (...) „Brauchst du was?"*). Solch ein Verhalten finde er befremdlich.
„Könnt Ihr Euch vorstellen, dass meine Frau 5 Jahre und ich 3 Jahre hier sind und dass wir kein Wochenende sagen können, okay, wir gehen Familie Müller oder Familie Gieseke besuchen?"
Nur über die Arbeit in den Flüchtlingsgruppen bekäme er Kontakt. *„Und das läuft einigermaßen gut."*
In Afrika begegne man Weißen gegenüber mit mehr Offenheit. Man würde sie dort willkommen heißen und zu sich zum Essen einladen, ihnen sogar das eigene Bett anbieten, damit sie sich wohlfühlten.
In der Vergangenheit während beruflicher Reisen nach Europa und in die USA, habe er keine Kontaktschwierigkeiten gehabt.
„Wenn man zu mir sich so verhält und das ich danach nachdenke, was ich auch in Togo war, dann ist das unerträglich.(...). ich kann nicht begreifen, manchmal denken sie, weil ihr Schwarze seid, denken sie, na ja, die sind die letzten Menschen überhaupt."

Wenn er sich in der Straßenbahn schriftliche Notizen mache, dann blickten ihn die Leute an, als *„haben noch nicht begriffen, dass (....) Afrikaner auch schreiben“*.

Wir befragten Frau Kodjo nach ihren Erfahrungen in diesen Punkten. *„Ja, da ist praktisch die gleiche Erfahrung. Aber ich habe jetzt (...) einige Freunde gefunden.“* Sie träfe sich jetzt regelmäßig mit einer Deutschen, die mit einem Afrikaner verheiratet sei und mit einer Schweizerin.

Ihr Sohn habe diesbezüglich keine Probleme, er spräche akzentfrei Deutsch, habe deutsche Freunde. *„Kinder sind so ahnungslos und so naiv.“* Die bewerteten andere noch nicht nach ihrer Hautfarbe. Das lernten sie erst später. Aber *„mit 16 oder 18 Jahren wird er schon anfangen, die Realität zu sehen. Also, wenn er in einen Bus rein kommt und wird als ´Scheißnigger´ beschimpft oder ein Polizist ihn dann kontrollieren will, dann wird er fragen: ´Warum denn, ich bin hier geboren, ich bin doch deutsch (...). Ich rede so und ich beherrschen diese Sprache so gut wie Deutsche und was ist denn los?´ Dann wird er sich fragen, was los ist.(...). Dann wird dieses Gefühl kommen.“*

„Also, es tut mir leid, das so zu sagen, (...) aber Rassismus wird hier fabriziert und wenn ich denke, wenn ich nach Togo irgendwann mal zurückkehren werde, werde ich die Weißen nicht mehr mit den Augen sehen, wie ich die vorher gesehen habe.“
„Es gibt so viele Beispiele.“
„Ihr macht hier Doktorarbeit, ich glaube, Ihr könnt das nicht ändern. Ihr seid ein Teil der Gesellschaft.(...). Das Gefühl, dass ich habe, ist das - es tut mir leid, das so auszudrücken - die Deutschen sind so stolz auf sich selber, dass sie so gut sind, dass sie nicht bereit sind, andere Elemente dieser Gesellschaft aufzunehmen.“
Dabei sollten es die Deutschen als Chance begreifen, dass Flüchtlinge, wenn sie eines Tages in ihre Heimat zurückkehrten, vertraut mit deutscher Sprache und Kultur seien, und Kontakte nach Deutschland hielten. Sie sollten ein eigenes Interesse daran haben, dass die Flüchtlinge mit einem positiven Deutschlandbild heimkehrten.

4.1.3.3.7. Das Bild von der Zukunft

Über die Zukunft sagte Herr Kodjo *„Also ich habe das Gefühl, ich denke ehrlich gesagt, ich weiß nicht, ob ich eine Zukunft habe. Für Togo, (...) gibt es keine Zukunft (...). Und hier, was mache ich?“*
Obwohl er einen Sprachkurs besuche, gelänge es ihm nicht richtig Deutsch zu reden, denn er habe ständig die politische Lage in seiner Heimat im Kopf. *„Ich bin in der Schule, die Lehrer reden, ich gucke die an, aber ich schreibe (...) Artikel über die politische Lage.“*
„Und deswegen (...) frage ich mich, was ich mache und was ich bin. Kleiner Vorteil ist, dass ich verbringe meine Zeit, um zu schreiben. Es ist auch nicht schlecht. Also wenn diese Bücher veröffentlicht werden, dann ist auch nicht schlecht. Das ist auch ein Vorteil, weil ich denke, in Togo

fentlicht werden, dann ist auch nicht schlecht. Das ist auch ein Vorteil, weil ich denke, in Togo hätte ich nicht die Zeit gehabt zu schreiben."

Frau Kodjo antwortete, bezüglich ihrer Vorstellungen von der Zukunft*: „für mich also hoffentlich können wir eines Tages zurück, (...) so schnell wie möglich."* Ihre Kinder sollten sie begleiten, *„um Afrika ein bisschen zu erleben, und dann wieder zurückzukommen, wenn sie es wollen."*

Frau Kodjo mache sich Sorgen um ihre Kinder, aufgrund ihrer eigenen Schwierigkeiten Arbeit zu finden. *„Wenn das für die Kinder auch eines Tages so sein wird, dann sehe ich für die Kinder auch keine Zukunft hier. In Frankreich kannst du zum Beispiel Schwarze als Bankdirektor oder Ärzte (...) sehen (...). Wenn ich irgendwann ein Mal zurückkehre, und meine Kinder nicht zurückkehren wollen, dann will ich hoffen (...), dass sie nach Frankreich ziehen, weil sie sowieso, wenn sie Deutsche sind, dann Europäer sind und dürfen sie nach Frankreich ziehen, dann können sie dort machen, was sie wollen (...). Ja, weil ich hoffe, dass eines Tages meine Kinder eine bessere Zukunft als ich kriegen, oder ein besseres Leben als ich führen."*

4.1.4. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 4: Familie Komlan

4.1.4.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: über eine im Bereich Asylrecht tätige Rechtsanwältin

Herkunft: Togo, aus dem Norden des Landes; gelebt in Lomé

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Tochter Alifatou, 2 Jahre; Sohn Adjiba, 8 Monate; Herr Komlan, 28 Jahre; Frau Komlan, 21 Jahre

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Herr Komlan seit fünf, Frau Komlan seit drei Jahren; die Asylanträge der Komlans wurden abgelehnt, das Berufungsverfahren lief zum Zeitpunkt des Interviews noch[3] [4].

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: beide Eltern ohne Schulbildung; Herr Komlan selbständiger Zimmermann, Frau Komlan Händlerin

Schulische und Berufliche Situation im Exil: beide Eltern arbeitslos

Wohnsituation der Familie im Exil: Zimmer im Asylbewerber-Wohnheim

4.1.4.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Eine Woche vor dem Interview war ich zu einem Vorgespräch bei den Komlans verabredet.

Die Familie wohnte in einem Asylbewerberheim, in dem sie sich zu viert zwei Zimmer teilten. Das Zimmer, in welchem das Gespräch stattfand, war trotz der Beengtheit des Raumes sehr ordentlich und wohnlich eingerichtet. Neben zwei Sofas und einem Couchtisch, einem bunten Teppich und vielen Bildern an den Wänden fielen vor allem jede Menge technischer Geräte auf.

Frau Komlan begrüßte mich. Sie war, abgesehen von einem schwarzen Kopftuch, europäisch gekleidet. Sie selbst redete weder bei dem ersten Treffen noch während des Interviews sehr viel. Ich hatte oft den Eindruck, dass sie sich durch unsere Fragen zu nahe getreten fühlte, dass es ihr nicht lieb war, frei über sich selbst zu reden.

Herr Komlan war klein und etwas untersetzt. Er wirkte auf der einen Seite freundlich und sehr warmherzig, hatte aber oft auch etwas angestrengtes, erschöpftes in seinem Ausdruck. Auch er war

---

[3] Während eines laufenden Asylverfahrens ist einem Ausländer nach § 55 Asylverfahrensgesetz (AsylVfG) „der Aufenthalt im Bundesgebiet gestattet (Aufenthaltsgestattung)“. Dabei ist während dieser Zeit seine Freizügigkeit eingeschränkt auf den Kreis (jedes Verlassen des Kreises kann bestraft werden) und eine Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften ist gesetzlich vorgeschrieben. Der Anspruch auf Sozialhilfe und medizinische Versorgung ist nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylBewLG) eingeschränkt; eine Arbeitserlaubnis wird vom Arbeitsamt nur erteilt, wenn für die konkrete Stelle kein bevorrechtigter Arbeitssuchender (jeder Deutsche, EU-Bürger, Ausländer mit unbefristeter Aufenthaltserlaubnis etc.) gefunden werden kann; es besteht kein Anspruch auf Kindergeld und auf einen geförderten Sprachkurs

europäisch gekleidet. Er wirkte uns und unserem Projekt von vorne herein gegenüber offen. Es gefiel ihm, dass Menschen Interesse an seiner Lebensgeschichte haben und schon beim Vorgespräch begann er spontan von den verschiedenen Problemen, die sie hier haben, zu erzählen. Er habe das Gefühl, seine Familie habe nichts Schlechtes oder Verbotenes getan, und deshalb auch im Interview nichts zu verbergen. *„Wir haben nichts geklaut, wir haben niemanden umgebracht, wir haben nichts Schlechtes getan. Nur wenn wir Politik gemacht haben – geflohen sind. Wenn jemand mich dafür auch ein Interview will – das ist sehr gut."*
Die Tochter war bei diesem ersten Treffen mir gegenüber sehr offen und suchte Kontakt. Sie sprach und verstand Deutsch.

Am Tag des Interviews herrschte bei den Komlans eine chaotische, gespannte Stimmung. Als wir ankamen, war Frau Komlan gerade auf dem Weg zur Dusche, ihr Mann schlief noch. Die Kinder waren beide krank. Frau Komlan machte sich deshalb während des Gespräches zusammen mit ihrer Schwägerin, die für ein paar Tage zu Besuch dort war, auf den Weg zum Kinderarzt. Die Ankleideprozedur war langwierig und umständlich. Bereits nach zehn Minuten kehrten die Frauen und Kinder wieder zurück, das Wetter sei so schlecht, dass sie doch nicht zum Kinderarzt gehen wollten. Mehrfach wurde Herr Komlan von Nachbarn aus dem Zimmer gebeten oder ans Telefon gerufen. So entstanden lauter kurze Unterbrechungen, die in ihrer Gesamtheit entnervten.

Herr Komlan war ein guter Erzähler. Beim Reden wirkte er konzentriert. Und es gelang ihm, den Gesprächsfaden auch nach minutenlangen Unterbrechungen durch äußere Störungen wieder aufzugreifen und fortzuführen. Seine Körperhaltung hatte oft etwas Verschlossenes, Konzentriertes, in sich Versunkenes.
Öffnen tat er sich vor allem gegenüber seiner Tochter, der er sehr zugewandt war und mit der er häufig non-verbal kommunizierte und zu der er auch während des Interviews in einem spielerischen Kontakt blieb. Die beiden wirkten im Austausch von Gegenständen oder auch Gesten wie ein eingespieltes Team. Auch kümmerte er sich um die Versorgung der Tochter. Er kleidete sie an, als sie zum Arzt wollten, er nahm sie zwischendurch auf seinen Schoß und gab ihr die Flasche.
Es wirkte, als fühle sich die Tochter sicher und geborgen. Oft suchte sie körperlichen Kontakt zum Vater. Im Vergleich zu den ersten Treffen ist die Tochter jedoch deutlich stiller und ängstlicher. Dieses schien sowohl mit ihrer Krankheit zusammenzuhängen, wie mit den vielen fremden Menschen und der mitten im Raum aufgebauten Videokamera.
Trotzdem fing keines der beiden Kinder an, während des mehrstündigen Interviews zu weinen oder zu quengeln.

Frau Komlan wirkte an diesem Tag viel aufgewühlter als bei der ersten Begegnung. Sie wechselte oft den Sitzplatz oder verließ zwischenzeitlich ganz den Raum. Selbst wenn sie mit uns in dem

[4] Knapp ein Jahr nach dem Interview wird die Familie nach § 16a GG anerkannt

Raum saß, wirkte sie geistig abwesend, versunken in ihre eigene, innere Welt. Zufrieden und ausgeglichen wirkte sie nur im Kontakt mit dem Baby, das sie liebevoll umsorgte und das in ihren Armen ruhig wurde; in ihrem Gesichtsausdruck lag etwas madonnenhaftes, wie sie so still dasaß und vor sich hin lächelte, mit dem Kind auf dem Schoß.

Wir hatten zu dem Interview einen Dolmetscher mitgebracht, den wir schon von zwei vorangegangenen Interviews kannten und der auch die Mutterspache der Komlans verstand. Die Anwesenheit des Dolmetschers schien den Gesprächsbeginn zu erleichtern. Die Tatsache, dass er die Heimat der Komlans persönlich kannte, schien Herrn Komlan zu entlasten. Der Dolmetscher bildete nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine kulturelle Brücke zwischen Afrika und Europa.

4.1.4.3. Gesprächsdokumentation

4.1.4.3.1. Die Familiendefinition

Auf die Frage, was Familie für die Komlans bedeute, begann Herr Komlan zunächst mit einer Schilderung der Struktur von Familie. Aus einer Familie stammend, die die muslimische Tradition befolge, gebe es für Herrn Komlan eine klare Aufgabenteilung und klar definierte Regeln.
Der Mann habe die Verantwortung für Frau und Kinder. Seine Aufgabe sei es, die Familie zu ernähren. Die Kinder gehörten dem Mann (z.B. nach einer Scheidung). Und nach dem Tod des Mannes gehe sein ganzer Besitz nicht auf seine Frau, sondern auf seine Kinder über. *„Deswegen sind die Kinder meine Kinder, und ich habe die Verantwortung, und die gehören einfach mir.“*
Durch die Heirat gehöre eine Frau der Familie ihres Mannes. Zu ihrer eigenen Familie darf sie nur noch Kontakt haben, wenn ihr Mann ihr das erlaube. *„Und wenn das so vorkommt, und ich sage: „Das darfst du nicht. Du gehst nicht dahin.“ Und dann macht sie das nicht. Wenn der – ihr Papa das erfährt, dann ist sie froh. Ist sie dann glücklich und sagt, das ist gut.“*
Trotzdem hätten die Komlans in der Vergangenheit regelmäßig auch die Eltern von Frau Komlan besucht oder diese zu sich eingeladen.
Die Aufgabe der Frau sei es, den Haushalt zu führen und den Mann zu bedienen. Sie müsse ihm gehorchen. Frauen arbeiteten nicht, um finanziell unabhängig zu sein, sondern sie dürften lediglich dazu verdienen, beispielsweise, indem sie einen eigenen Handel betrieben. Der Mann gebe das dafür notwendige Startkapital und erwarte dafür, dass sie ihn mit ihren erzielten Gewinnen finanziell unterstütze.
Beide Geschlechter hätten streng getrennte Aufgabenbereiche, in die der andere sich nicht einmischen solle (*„Also, meine Mutter hat mich auch zu Hause aus der Küche rausgeschickt.“)*
Selbst die Schlichtung von Streit in der Ehe sei geregelt:
„Wenn wir einen Ehekrach haben zum Beispiel, können wir nicht so einfach entscheiden, okay, wir lassen uns scheiden. Ne, ich muss erst mal zu ihren Eltern, das Problem darstellen, und dann wer-

den wir beide gerufen, um über das Problem zu reden. Und wenn ich dann sie beleidigt habe, dann geht sie nicht zu ihren Eltern, sondern sie geht zu meinen Eltern, um sich da zu beschweren. Dann werde ich auch dann gerufen, um in ihrer Anwesenheit das Problem zu diskutieren."

Für den Fall, dass die Eltern keine Lösung fänden, gebe es für Herrn Komlan zwei Alternativen: *„Wenn die Eltern keine Lösung finden, aber wir uns immer noch lieben, dann stehen wir auf, dann verlassen wir die ganze Diskussion."* Ansonsten wäre die Ehe praktisch beendet.

Die Frau dürfe sich nur von ihrem Mann trennen, wenn dieser einwillige. Andererseits dürfe der Mann sich eine andere Frau nehmen ohne die Zustimmung seiner Frau.

4.1.4.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Die Familie von Herrn Komlan sei relativ wohlhabend. Sein Vater sei Händler. Er habe 40 Kinder, davon 8 mit der Mutter von Herrn Komlan. Von den Kindern lebten zur Zeit noch 27. Eine Frau habe seinen Vater verlassen, nachdem alle ihre gemeinsamen Kinder gestorben seien. Von anderen Frauen sei er wieder geschieden. Zuletzt habe er noch mit drei Frauen gelebt.

Die Familien von Herrn Komlans Vater und seinem Onkel wuchsen zusammen in einem großen Haus auf. So entstand ein Zusammengehörigkeitsgefühl als Großfamilie: *„Das heißt, wir wachsen zusammen auf (...). Und du fühlst, dass Dein Onkel auch für dich da ist (...). Und dann, wenn du groß bist, dann fühlst du dich auch für ihn verantwortlich."*

Auf die Frage, welche Erlebnisse aus seinem Familienleben er als bedeutsam erinnere, erzählte Herr Komlan: *„Also, mein Vater hatte (...) Geld und jeden Freitag fast war für uns Fest (...). Das kann ich einfach nicht vergessen, weil hier ist still- besteht nicht die Möglichkeit so zu feiern wie zu Hause (...). Die Feste bei uns waren große Ereignisse (...). Was ich auch nicht vergessen will oder kann ist das wir haben uns oft mit unserem Vater zusammengesessen und dann hat er uns erzählt, wie das mal in der alten Zeit war und wie es Streit zwischen Stadtteilen oder Völkern gab (...) und wie sie gekämpft haben (...). Letztes Jahr ist mein Vater denn gestorben. Deswegen – also in letzter Zeit erinnere ich mich viel daran. Also, es gab unseren Urgroßvater (...). Der hat sehr viel sich für unsere Stadt eingesetzt und gekämpft. Und dadurch ist unser Haus (...) sehr viel bekannt."*

Herr Komlan erzählte uns dann Familiensagen, die im einzelnen schwierig nachzuvollziehen waren, weil viele Orte und Namen darin eine Rolle spielten, die Außenstehende verwirren. Es ging darum, dass ihre Familie sich sehr dafür eingesetzt habe, dass das Königshaus in ihr Stadtviertel zurückgebracht werde. Unter anderem deshalb, weil in ihrem eigenen Haus einst ein König geboren worden sei. Sein Großvater, der der afrikanischen Magie mächtig gewesen sei, entschied diesen Streit zu ihren Gunsten, indem er ihre Widersacher in einem herbeigezauberten Sumpf umkommen ließ.

Die Großmutter von Herrn Komlan sei einst eine sehr begehrte Frau gewesen, um die mehrere bedeutende Männer warben. Doch sie sei dem Imam der Stadt versprochen gewesen. Die Ehe der beiden sei kinderlos geblieben. Sie habe daraufhin den Imam verlassen, um zu dem Großvater von Herrn Komlan zu kommen. *„In der Zeit hat mein Opa die Frau dann getroffen. Und die Frau*

mochte meinen Opa (...). Und dann ist sie zu meinem Großvater gezogen (...). Dann gab es auch einen Großvater von mir, der auch ein bisschen afrikanische Magie hatte. Und hat das eingesetzt. Und mein Opa hat praktisch die Frau dann gekriegt."

Auf die Frage, ob Herr Komlan diese Geschichten seinen eigenen Kindern weitererzählen werde, antwortete er: *„Ich werde meinen Kindern diese Geschichte erzählen, und ich selber werde denen auch erzählen, was ich selber erlebt habe, was die Kinder noch nicht wissen. Also, die (...) sind hier geboren. Wenn sie groß werden, haben sie keine Ahnung von Afrika. Darum muss ich denen erklären, was Afrika ist und wie das so dort ist (...). Es wird auch im Fernsehen gezeigt, dass in Afrika Leute dort leben, die keine Hose anhaben und die mit dickem Bauch rum laufen. Und dann werden die Kinder sicherlich fragen: ´du Papa, sag mal, warst du auch so in Afrika?´ Und dann ist meine Aufgabe, denen zu erklären, wie das so richtig in Afrika ist."*

4.1.4.3.3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Die Eltern von Frau Komlan haben sich getrennt, als sie fünf Jahre alt war. Ihr Vater habe sie daraufhin zusammen mit ihren Schwestern zu einer Tante von Frau Komlan gebracht. Die Tante habe ein Geschäft auf dem Markt gehabt, in das Frau Komlan später mit eingestiegen sei.

„Nachher haben mein Papa und meine Mama sich wieder versöhnt. Aber ich war schon mal bei der Tante. Und sie konnten nicht mehr einfach sagen: ´Na ja, jetzt will ich mein Kind wiederhaben.´ Das ist bei uns nicht so einfach."

Erst als sie groß war, habe ihr die Tante erzählt, wer ihre leibliche Mutter sei.

Auf die Frage, wie sie das erlebt habe, antwortete sie nur: *„Also – es gab keine Probleme eigentlich. Und sie war die Schwester meines Vaters. Ich hatte auch keine Probleme."*

Frau Komlan habe nur Schwestern, keine Brüder. Die Schwestern seien mittlerweile alle verheiratet.

4.1.4.3.4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Die Komlans haben sich in Lomé auf der Straße getroffen. Sie habe ihm gefallen, daraufhin habe er sie angesprochen. *„Ich habe sie gesehen, und sie war auch auf dem Weg, und bei uns ist es so üblich, dass wenn ihr einander – aneinander vorbei lauft, dann sagt man: ´Hallo!´ Dann hat sie mich gegrüßt, da habe ich gesagt: ´Hallo!´ Dann haben wir uns kennen gelernt. Dann haben wir uns verabredet, habe ich sie kennen gelernt, wo sie wohnt und so fing das eigentlich an..."*

Sie seien ca. vier Jahre zusammen gewesen, bevor sie 1992 geheiratet hätten. Finanziell sei es ihnen gut gegangen. Herr Komlan habe einen eigenen Betrieb gehabt und mehrere Angestellte beschäftigt. Seine Frau sei als Händlerin oft ins Ausland gereist. Ein Jahr nach der Hochzeit sei Herr Komlan geflohen. Herr Komlan habe keine weiteren Frauen oder Kinder in der Heimat. Beide Kinder werden in Deutschland geboren.

4.1.4.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Die Komlans seien von den Ereignissen der Demokratisierungsbewegung in ihrer Heimat zu Beginn der 90er Jahre mitgerissen worden.

Herr Komlan sei in dem Glauben aufgewachsen, Eyadema sei gut: *„Vorher hat mein Papa auch Eyadéma unterstützt. Als wir noch Kind waren, wenn man sagt: ´Eyadéma´, bist du froh, bist du sehr glücklich. Weil wir nicht wussten, was er alles so gemacht hat. Dann ist diese Demokratisierungsprozess da gekommen und man hat (...) erklärt, was alles Eyadéma so gemacht hat. Zuerst haben wir das nicht selbst geglaubt. Aber dann hat er das weiter gemacht. Wenn man gesagt hat, der hat Leute in eine Lager geschickt, um die dort verhungern zu lassen (...). Oder der hat Leute heimlich umgebracht. Dann gehen wir auf Demonstrationen. Dann werden die Leute direkt erschossen. Dann sagen wir: ´Ah, das ist alles wahr.´"*

Herr Komlan glaube, dass seine Eltern negative Dinge über Eyadéma mitbekamen, aber nicht darüber sprachen. *„Unsere Eltern haben das gesehen. Aber trotzdem haben sie diesem gesagt: ´Okay, du bist gut.´ Weil sie nicht wussten- wollten umgebracht zu werden."*

„Und das alles hat unsere Eltern schon gestört. Aber sie konnten einfach nicht den Mund aufmachen (..). Deswegen, als die Demokratisierung dann anfing, waren alle so praktisch froh, endlich mal reden zu dürfen, und dann was dagegen unternehmen zu können."

Herr Komlan habe 1990 begonnen sich selbst politisch zu betätigen. Der Auslöser sei hierfür gewesen, die Willkür des Militärs am eigenen Leib erleben zu müssen. So seien er und seine Mitarbeiter eines Tages auf dem Heimweg von der Arbeit einfach auf ihrem Motorrad angehalten und *„umgeschlagen*" worden. Danach habe man sie wieder frei gelassen. Bald darauf sei er Zeuge geworden, als das Militär in Häuser eindrang und wahllos alte Leute zusammenschlug. Einmal sei er bei einem Freund zum Video gucken eingeladen gewesen. Militär sei in das Haus eingedrungen und habe alle Anwesenden in der Gegenwart von Kindern zusammengeschlagen.

Ein oppositionell aktiver Verwandter sei zu Herrn Komlan und seinen Eltern gekommen. *„Und der (...) hat es uns erklärt (...) und dann haben wir gesagt: ´Okay, das unterstützen wir.´ Und der ist auch mittlerweile schon umgebracht worden."* Daraufhin habe Herr Komlan begonnen, eine oppositionelle Partei zu unterstützen, indem er mit seinem eigenen Taxi Leute kostenlos zu politischen Veranstaltungen fuhr. Sein Vater habe sie ebenfalls unterstützt, indem er ihnen für politische Zwecke seinen Bus zur Verfügung stellte.

„Ich bin nicht zur Schule gegangen. Ich kann nicht schreiben. Aber ich habe trotzdem politisch gearbeitet (.. Weil ich nicht zur Schule gegangen bin, war ich nicht in der Partei in irgendeinem Büro, was geschrieben oder Vorsitzender oder dies und das, sondern ich war eine finanzielle Quelle für die Partei. Zum Beispiel, wenn es Veranstaltungen gibt, fahre ich (...) mit dem Bus meines Vaters und mit meinem Auto in irgendwelche Dörfer...Dadurch habe ich Probleme gekriegt."

Herr Komlan sei gerade beruflich unterwegs gewesen, als Militär in sein Haus eindrang: *„Als sie mich zu Hause gesucht haben, haben sie geschossen (...). Meine Schwester hat eine Kugel ins Bein*

gekriegt Ihr Bein wurde sogar amputiert. Und meine Frau ist dann weggelaufen. Als ich zurückgekommen bin, war meine Schwester im Krankenhaus. Und ich wurde darüber aufgeklärt, wie das passiert ist. Als ich weglaufen wollte, wurde mir erzählt, dass die Partei für mich sorgen würde – Sicherheit – die werden mich beschützen."

Herr Komlan nahm an einer großen Demonstration teil, zu welcher die Opposition anlässlich eines Besuches von Vertretern der EU gerufen hatte. Das Militär begann auf die Demonstranten zu schießen: *„Ich hatte einen Freund, der war in der Uni, der hat damals studiert und der hat uns immer darauf aufgeklärt, wie die Lage ist und wann man, - wie man sich verhalten soll. Und wir waren zusammen auf dieser Demo und –äh- als das Militär angefangen hat zu schießen, sind wir alle weggelaufen und der hat eine Kugel gekriegt und ist dann gestorben (...). Dann bin ich so weggelaufen und habe ich mich irgendwo in einem Haus irgendwo versteckt. Und vom dreißigsten zum einunddreißigsten haben sie die ganze Zeit geschossen Und davon haben wir Angst gekriegt."*

Aufgrund dieser Erfahrung sei Herr Komlan nach Benin geflohen. Zu der Zeit hätten an die 300000 Togoer im Benin in Flüchtlingslagern gelebt. 14 Tage habe Herr Komlan dort ein einem Lager verbracht, bevor er nach Deutschland geflohen sei. Er sei nicht länger im Benin geblieben, denn sein Name sei auf einer Liste aufgetaucht, von *„Leuten, die sich – die sie zuerst erledigen sollten..."*

Ein Scheich, zu dem er Kontakt hat, unterstützt ihn bei der Flucht.

Wir befragten Frau Komlan nach ihrem eigenen politischen Engagement. Sie erzählte, dass sie von den Aktivitäten ihres Mannes gewusst und dass sie ihn manchmal zu Veranstaltungen begleitet habe: *„Wir haben gesungen als Frauengruppe und dies und das, aber so eigene politische Mitgliedschaft von einer Partei oder so habe ich alles nicht gemacht."*

Nach der Flucht ihres Mannes habe Frau Komlan ca. zwei Jahre alleine gelebt. Durch den eigenen Handel sei sie finanziell unabhängig gewesen. Bei *„irgendwelchen allgemeinen Problemen"* habe sie Unterstützung durch ihre Schwiegereltern gefunden.

Später seien Polizisten zu Frau Komlan gekommen und hätten gefragt, wo ihr Mann sei. Sie sagte, er sei nicht da. Nach diesem Vorfall habe Frau Komlan Angst bekommen, doch ihre Schwiegereltern hätten sie wieder beruhigt: *„Es wäre kein Problem, sie soll wieder nach Hause und dann wird alles gut."* Doch die Soldaten seien erneut früh am Morgen gekommen und hätten Frau Komlan mitgenommen. Sie sei erst für zwei Wochen in einer Gendarmerie und anschließend für eineinhalb Monate in einem Frauengefängnis festgehalten worden. Dort würden immer wieder Frauen gezwungen, mit den Aufsehern zu schlafen: *„Wie gesagt, einige Militärpolizisten haben manchmal manche Frauen mitgenommen und mit denen geschlafen und dann kam ein –äh- sozusagen ein Offizier von diesen Polizisten und hat meine Frau mitgenommen zu sich. Auch dort in dem Lager, aber zu sich in der Privatwohnung. Und hat erklärt, also ich hätte dich auch entlassen können, aber damit dann mit dem Problem Deines Mannes kann ich das nicht. Und deswegen will ich das nicht machen. Weil was er im Sinn hat ist nur mit der Frau schlafen zu können – nä? Und dann hat er gesagt – ja jetzt lass uns was trinken. Alkohol. Und die Frau trinkt gar nicht, weil sie Moslem ist – und er*

hat gesagt: ´Ich habe ja Geld.´ Hat gezeigt auch, wo das Geld ist. Und –äh- hat gesagt, ich gehe mich mal umziehen, kannst du mir mal Wein in mein Glas tun, und dann nimmst du dir was, dann trinken wir ein bisschen. Dann hat die Frau sich Wasser genommen und für den Mann dann Alkohol darein getan. Dann hat er getrunken. Und (...?) hat immer wieder und immer wieder und dann ist er betrunken gewesen – und äh- (??) ist weg und –äh- dann hat die Frau das Geld geschnappt und mit einem LKW nach Lomé gefahren zu ihrer Tante.“

Diese Tante habe nach der Verhaftung von Frau Komlan deren Wohnung aufgelöst und ihre Personalien an sich genommen. Bei der Tante habe sie nicht bleiben können, aber diese vermittelte ihr Kontakt zu einem Mann im Benin, der sie auf seiner Handelsreise nach Deutschland mitgenommen habe. Frau Komlan sei verkleidet mit den Papieren seiner Frau eingereist. Sie habe den Fluchthelfer selbst bezahlt, mittels des Geldes, dass sie *„dem Offizier genommen hat“.*

In Deutschland angekommen habe sie sich auf die Suche nach ihrem Mann gemacht. Am Bahnhof habe sie begonnen fremde Leute anzusprechen. Eine Frau aus dem Süden von Togo sei bereit gewesen, ihr zu helfen und habe sie erst einmal zu sich nach Hause mitgenommen. Frau Komlan habe ein Foto von ihrem Mann dabei gehabt, welches die andere Frau in ihrem Bekanntenkreis herum zeigte. Dort bekam sie zu hören: *„Nee, wir persönlich kennen den nicht, aber ich kenne einen, der auch immer zur Moschee geht und betet. Wahrscheinlich kennt der den.“* Über diesen Moslem wird dann der Kontakt zu Herrn Komlan vermittelt.

Zu dem Wiedersehen sagt Herr Komlan nur: *„Als wir uns dann gefunden haben, habe ich sie dann zu meiner Anwältin gebracht und dann erklärt, wie das so passiert ist.“*

Die Geschichte der Verhaftung und Flucht wird uns von Herrn Komlan erzählt. Als wir Frau Komlan fragen, ob sie noch selbst etwas dazufügen mag, sagt sie bloß: *„Wie er das erklärt hat, ist das so richtig. Also, ich habe den Anfang nicht mitgekriegt und nachdem was ich hier dazufügen kann – vielleicht hat er schon alles erzählt.“*

4.1.4.3.6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Der Alltag der Komlans schien stark durch das immer noch offene Asylverfahren geprägt.

Herrn Komlans Schilderungen über den Gang des Asylverfahrens waren teilweise etwas verwirrend. So sagte er zunächst: *„ Ja, ich stecke noch in dem Fall. Ich habe sogar noch keine Anhörung gehabt.“* Dann berichtete er, dass er eine Vorladung vor Gerichterhalten habe, mit der Forderung Nachweise über seine politische Tätigkeit zu erbringen. Seine Anwältin habe dem Gericht die Unterlagen geschickt: *„und die haben gesagt, es ist schon genug, was ich an Aktivitäten hier mache. Also, dass ich nicht mehr kommen soll.*“ Dann habe es plötzlich geheißen, das Gericht sei doch noch gar nicht zuständig für den Fall, weil Herr Komlan noch keine Anhörung gehabt habe. *„Das Gericht und das Bundesamt habe sich zusammengesetzt und haben sich gestritten (...) und jetzt ist meine Akte wieder beim Bundesamt. Dann hat das Bundesamt mich dann zur Anhörung eingeladen.*

Ich war bei der Anhörung. Danach haben sie mir einen Brief geschickt, dass mein Antrag abgelehnt ist.“

Seine Frau und Kinder hatten ebenfalls eine Anhörung und wurden ebenfalls abgelehnt.

Es falle Herrn Komlan schwer, zu verstehen warum sie abgelehnt worden seien. Er habe seine Anwältin nach den Gründen gefragt und die habe gesagt, *„dass auch sie das nicht versteht“.* Immer wieder habe er verängstigt das Gespräch mit seiner Anwältin gesucht. Sie habe gesagt, dass *„ich mich beruhigen soll. Dass meine Akte oder mein Fall gut aussieht.*“ Dass die Stadt bereit sei ihm Prozesskostenhilfe zu zahlen, bewerte er als günstiges Zeichen. Herr Komlan habe Ende ´96 Klage gegen den Ablehnungsbescheid eingereicht. Die lange Zeit des Wartens belaste ihn.

Er habe einen Verein gegründet. Eine zweischneidige Angelegenheit. Auf der einen Seite erhöhe er dadurch seine Chancen, anerkannt zu werden, auf der anderen Seite befürchte er negative Konsequenzen, wenn er abgeschoben würde. Ihm sei bekannt, dass Anhänger Eyadémas auch hier auf politischen Veranstaltungen teilnähmen und dem Regime in der Heimat davon berichteten.

Ihn ärgere, dass andere Mitglieder seines Vereines problemlos anerkannt worden seien.

„Also, ich weiß, ich weiß jeder hat sein Glück in dieser Welt (...). Ich hatte die Idee diesen Verein zu gründen (...)Und das funktioniert, aber der mit dem ich diesen Verein gegründet habe, ist anerkannt worden, aber ich nicht.“

Zwischendurch kämen ihm immer wieder Zweifel, ob die Anwältin ihm wirklich helfen könne. Er habe schon in der Vergangenheit einmal den Anwalt gewechselt.

Herr Komlan habe das Gefühl, beim Bundesamt, *„das ist wie eine Lotto. Sie sagen: ´Wir glauben dir nicht´.“*

„Jeder ist bei sich zu Hause ein König (...). Zu Hause respektieren wir Weiße, (...) weil wir wissen, sie haben auch ein Zuhause. Die sind für einen bestimmten Grund bei uns. Sie müssen geduldet und akzeptiert werden. Und genauso sollen sie auch wissen, dass wir auch ein Zuhause haben, und auch einen Grund haben herzukommen.“

Das erste was Herr Komlan berichtete, als wir ihn baten, von seinem Leben hier in Deutschland zu berichten, war, dass sie unter der beengten Wohnsituation litten. Vor allem nachts fehle seinen Kindern oft die nötige Ruhe.

Dann berichtete er über mehrere diskriminierende Erfahrungen, die sie während Bus- oder Bahnfahrten gemacht haben:

„Also einer wurde – einer hat sogar schon erzählt, so laut, dass ich das verstehen kann: ´Guck mal, die Schweine, sie kommen her und machen Kinder´. Aber ich sage gar nichts dazu.“ (...)

Während einer anderen Busfahrt begann ein deutscher Fahrgast ihnen provozierende Fragen zu stellen, ein anderer Fahrgast ergriff Partei für die Komlans. Es kam zu einem Streit zwischen den beiden. *„Aber wir haben gar nichts gesagt.“*

Auf die Frage, wie die Komlans mit solchen Erlebnissen umgingen, was in solchen Situationen hilfreich für sie sei, antwortet Herr Komlan, dass, auch wenn es ihm solche Erlebnisse weh täten, er versuche *„Probleme zu vermeiden."*

„Ich selber mag keine Probleme haben. Also, das bedeutet, hier ist nicht mein Zuhause (...)Und wenn ich jetzt anfange, mit dem zu diskutieren oder irgendwelche Erklärung zu machen, – dann gerät das ganze in eine Prügelei oder eine Schlägerei – was habe ich denn davon?"

Herr Komlan sei selbst Zeuge einer Situation geworden, in der ein Deutscher einen fremden Afrikaner in der Bahn aufforderte ihm Haschisch zu verkaufen. Der Afrikaner sagte, er würde keines besitzen. Doch der Deutschen beharrte auf seiner Meinung: *„Ihr Afrikaner verkauft Haschisch. Du hast welches."* Die Situation sei eskaliert, der Afrikaner habe zugeschlagen. Die Polizei sei gekommen und habe den Afrikaner mit der Begründung festgenommen, in Deutschland dürfe man nicht einfach so zuschlagen.

Herr Komlan sagt, dass sie nach Europa gekommen seien, um von uns zu lernen. Jetzt würden sie neben positiven Dingen wie Demokratie auch negative wie Diskriminierung und Rassismus lernen. *„Dann werde wir das auch (...) irgendwann einmal das auch bei uns (...) umsetzen. Dann werden wir auch bei uns die Leute diskriminieren, was nicht gut ist."* Allerdings sei er sich durchaus bewusst, dass es auch jetzt schon in seiner Heimat Diskriminierung gebe – zum Beispiel gegenüber Behinderten.

Auf die Frage, was es für ihn bedeutet habe, dass in dem Bus auch ein Deutscher gewesen sei, der sich für die Komlans eingesetzt habe, antwortete er, dass er darüber sehr glücklich gewesen sei.

„Zu merken, es gibt einen, der sich für einen einsetzt, ist ein gutes Gefühl, das tut gut. Ich habe Und ich habe es Ernst genommen (...). Also, wenn man das so erlebt, einer ist gegen einen, und einer sagt: ´Das darfst du nicht.´, dann kann man nicht sagen – also wenn man sagt: ´Die Deutschen, also ich habe die Nase voll´, dann verurteilt man direkt den, der sich für einen eingesetzt hat. Und das ist nicht so gut."

Herr Komlan berichtete, dass seine Frau auf diese Erlebnisse mit Angst reagiere und sich nur äußerst ungern alleine in Hamburg bewege.

„Und meine Frau hat nur da in der Zeit gesagt, sie hätte in dem Bus Angst gekriegt. Und darum geht sie auch ungern alleine weg. Wir gehen fast meistens (...) zusammen weg, damit um ihr diese Angst wegzunehmen (...). Selbst wenn sie zum Gynäkologen gehen will (...). Sie hat auch Freundinnen, nä, aber sie mag da nicht alleine hingehen."

Auf die Frage, ob der Verlust ihrer früheren Selbständigkeit in der Heimat, wo Frau Komlan auf Handelsreisen bis ins Ausland gereist sei, für sie schwierig sei, spielt Herr Komlan diese herunter:

„Selbst zu Hause geht sie – ging sie weg nur wegen diese Markt, diese Handel. Danach ist sie zu Hause – zu Hause."

Allerdings gab er dann zu, dass Angst nicht der einzige Grund für ihre Häuslichkeit sei:

„Also, sie geht auch un- noch ein Grund dafür warum sie nicht gerne weggeht, ist, also – ich brauche sie hier. Und wenn ich zurückkomme, dann ist sie für mich da und wenn sie dann gerade nicht da ist, kann ich was brauchen und dann ist sie nicht da- und das mag sie auch nicht -- machen."

Auf die Frage, ob und wie sich Frau Komlan durch die Erfahrungen des Verfolgtseins verändert habe, antwortete Herr Komlan, dass sie immer Angst bekäme, wenn er sich mit irgendwelchen Gruppen träfe, um über Politik zu reden. *„Zu Hause das war eigentlich kein Problem (...). Diese Angst führt dazu, dass sie gar nicht mehr mag, dass ich so viel mache (...). Wenn man sie zu Hause gekannt hat – und als sie hier war, konnte man feststellen, dass sie abgenommen hat, und sie wurde nach jeder Kleinigkeit krank. Sie musste immer wieder untersucht werden (...). Vorher hat sie gerne geredet und geantwortet, also sich gerne unterhalten. Aber jetzt sagt sie fast nichts mehr. Wir haben vorher vermutet, vielleicht hat sie Probleme mit dem Hören, aber eigentlich nicht. Also, sie mag nicht mehr viel sagen.(...). Selbst wenn wir alleine sind. Zum Beispiel manchmal sind wir in der Wohnung – wenn ich nicht sage: ´Na ja, kannst du nicht das bitte machen.´ Oder ´Willst du das nicht jetzt machen´ oder so, dann sitzen wir beide hier und reden nicht und gucken nur beide Fernsehen."*

Er sei in der Vergangenheit 5-6 Mal davon aufgewacht, dass seine Frau nachts im Bett lag und weinte. Er könne sich vorstellen, dass das auch schon öfters vorgekommen sei, ohne dass er etwas davon mitbekommen habe. *„Wenn ich sie frage: ´Warum weinst du denn?´ Dann sagt sie: ´Ich weiß gar nicht.´ (...). Manchmal redet sie einfach: ´Also, laß mich in Ruhe, laß mich los, warum hältst du mich denn fest?´ Und solche Sachen."*

Herr Komlan erzählte, dass seine eigene Angst nachgelassen habe, seit er hier in Deutschland sei.

„Als ich hier war – war noch diese Angst in mir. Aber jetzt also – denke ich, die Sicherheit, also wenigstens die Sicherheit ist da, wenn ich immer noch ein wenig ängstlich bin, wegen der Zukunft – wie – was wird – und bleiben wir oder nicht – also habe ich diese Angst nicht mehr viel."

Gegenwärtig fühle er sich physisch sicher. Doch die ständige Unsicherheit, was die Zukunft betreffe, werfe einen bedrohlichen Schatten über das Alltagsleben der Komlans. *„In den fünf Jahren, die ich hier schon bin, habe ich nichts Glückliches erlebt."*

Im Gegensatz dazu glorifizierte er den Alltag in der Heimat: *„Und fast jeder Tag war fast wie ein Fest. Also, wenn man das Geld hat, dann fühlt man sich wohl. Fast jeden Tag."*

4.1.4.3.7. Das Bild von der Zukunft

Herr Komlan sagte, dass es für ihn nicht möglich sei, Pläne für die Zukunft zu machen, solange der Ausgang seines Asylverfahrens ungewiss sei.

„Deswegen stört mich meine Anwältin. Um genau zu wissen, wie ist das überhaupt – kann ich mich darauf verlassen, dass ich in den nächsten zwei Jahren hier bin, oder werde ich irgendwann einmal eines Tages festgenommen – und dann nach Togo geschickt?"

Herr Komlan fordere, dass die deutschen Behörden, wenn sie ihn abschöben, auch die Verantwortung für die Konsequenzen, die diese Abschiebung mit sich brächte, übernähmen:

„Also – wenn Sie mich dann abschieben wollen – dann werde ich darum bitten, dass sie mich direkt bis zu Eyadema oder seine Soldaten hinbringen, damit sie ganz genau wissen, der wird umgebracht, und dann mit einer Schuss und so was ist in Ordnung – sonst bringe ich mich selber hier um, bevor sie mich dahin bringen, um (...) mich foltern zu lassen (Kassettenwechsel) -ich umgebracht werden, dann dass Sie das wissen – dann ist gut – aber dass sie irgendwelche Gerichte hier machen – ja, den haben wir zurückgebracht, alles in Ordnung, fünf Tage später werde ich erschossen.“

Auf die Frage, welche Konsequenzen die Abschiebung für die ganze Familie hätte, sagte er:

„Wenn mir das passiert, dann ist die Familie auch mit drin.“

„Wenn ich sterbe, dann sind meine Kinder auch- praktisch so ein Teil von den Kindern ist mit Sicherheit gestorben- weil ich ja für die da bin, und ich bin eigentlich für die verantwortlich – und wenn ich nicht da bin, dann ist mit Sicherheit schon ein Teil von denen gestorben.“

4.1.5. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 5: Familie Olabode

4.1.5.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: über eine im Bereich Asylrecht tätige Rechtsanwältin

Herkunft: Togo

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Sohn Marc, 6 Jahre; Tochter Sophie, 11 Monate; Herr Olabode, 37 Jahre; Frau Olabode, 34 Jahre

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Herr Olabode seit 2 Jahren; Frau und Sohn folgten 7 Monate später; Herr Olabode seit 3 Monaten anerkannt nach § 51 AuslG[5], restliche Familie Aufenthaltsbefugnis nach § 53 AuslG[6]

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Olabode tätig als Rechtsanwalt; Frau Olabode Leitung eines Frisiersalons

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Herr Olabode Job in einem Supermarkt; zur Zeit aus gesundheitlichen Gründen nicht berufstätig; Frau Olabode nicht berufstätig; Marc Besuch der Vorschule

Wohnsituation der Familie im Exil: durchgehend im Asylbewerber-Wohnheim

4.1.5.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Wir führten das Interview im Wohnheimzimmer der Olabodes.

Ich führte bereits zwei Wochen vorher ein kurzes Informationsgespräch mit Herrn Olabode, der er einen uns und unserem Forschungsvorhaben gegenüber sehr offenen Eindruck vermittelte.

Ein Kommilitone von uns erklärte sich bereit zu dolmetschen.

Der Gesprächsbeginn war etwas unruhig, da die Tochter krank geworden war und wir daher kurzfristig von den Räumen des UKE in das Zimmer der Olabodes umzogen.

Das Zimmer der Olabodes war sehr karg und schmucklos eingerichtet und vermittelte einen Eindruck eines Zwischenzustandes.

---

[5] Laut § 51 (Ausländergesetz) AuslG darf ein Ausländer „nicht in einen Staat abgeschoben werden, in dem sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht ist“. Sind eine Anerkennung nach § 16 GG und somit die Erteilung einer Aufenthaltserlaubnis ausgeschlossen, wird ihm nach § 30 AuslG eine Aufenthaltsbefugnis erteilt. Diese wird in der Regel zunächst auf ein bis zwei Jahre befristet. Ein Familiennachzug ist nur gestattet, wen die Familie voll aus dem eigenen Arbeitseinkommen unterhalten werden kann; es existieren keine Arbeitserlaubnis für Ehegatten und kein Anspruch auf einen geförderten Sprachkurs; es existiert ein Anspruch auf Kindergeld; eine schnelle Einbürgerung nach 5 Jahren ist möglich

[6] Eine Aufenthaltsbefugnis (s.o.), kann nach 2jähriger Duldung auch nach § 53 AuslG erteilt werden bei sonstigen bestehenden Abschiebehindernissen (z.B. bei „einer erheblichen konkreten Gefahr für Leib, Leben oder Freiheit“)

Alle waren europäisch gekleidet. Beide Eltern wirkten sehr selbstbewusst. Sie waren uns gegenüber offen und freundlich. Beide lachten mehrfach während des Gespräches.
Frau Olabode nahm die ganze Zeit über aktiv am Gespräch teil. Dabei griff sie z.T. eigenständig in die Erzählung ein, z.T. leitete Herr Olabode das Wort bewusst an sie weiter, wenn es um Erlebnisse ging, die sie betrafen. Zwischen beiden war eine gegenseitige Sympathie füreinander spürbar, die sich angenehm auf die Gesprächsatmosphäre auswirkte.
Beide waren gute Erzähler, die sehr detailliert, bildreich und kohärent reden konnten.
Der Sohn war während des Interviews fast die ganze Zeit über mit im Raum. Ihn störte unsere Anwesenheit, die zur Konsequenz hatte, das der Ton des Fernsehers abgestellt wurde. Er war sehr fernsehfixiert, was seine Eltern als Problem erlebten. Er wirkte oft unruhig und zappelig.

Leider funktionierte die Interaktion zwischen uns und dem Dolmetscher sehr schlecht, was sich negativ auf den Verlauf des Interviews auswirkte. So überschritt dieser mehrfach seine Kompetenz, indem er versuchte, das Gespräch selbst aktiv zu führen und indem er unseren Fragestil noch während des Interviews kritisierte. Auch war er inhaltlich schlecht vorbereitet, konnte wichtige Namen und Orte nicht richtig einordnen, so dass er bestimmte Passagen nicht korrekt zu übersetzen vermochte.
Allerdings waren die Olabodes in der Lage, die zwischen uns dreien aufkommenden Aggressionen einfach zu überspielen und selbst auf ein strukturloses Interview noch eine Fülle an gut strukturierten Informationen zu liefern.
Alles in allem dauerte das Gespräch über drei Stunden und wir waren anschließend sehr erschöpft.

4.1.5.3. Gesprächsdokumentation

4.1.5.3.1. Die Familiendefinition

Die Olabodes erlebten Familie, wie sie sie im Togo erfahren haben, als zentrale Institution:
„Unser Leben ist auf die Familie ausgerichtet.“
„Und man ist immer zusammen, man trifft sich. Es gibt einen gemeinsamen Punkt, der alle verbindet.“
Daraus ergebe sich ein System wechselseitiger Abhängigkeiten.
„Und es ist ganz schwierig ohne Familie zu leben. Wenn es Probleme mit der Familie gibt – und das kommt oft vor – dann ist es automatisch sehr schwierig zu leben.“
„Es passieren immer Dinge, wo du sie brauchen wirst, die Familie. Genauso – die Familie braucht dich auch.“
Im Interesse des Gesamtsystems Familie, dürfe diese ihren Einfluss auf die einzelnen Mitglieder bis in deren Intimleben hinein geltend machen. Dieses bewerte Herr Olabode jedoch als negativ.

Eine Frau zu heiraten, welche die Familie nicht akzeptiere, sei problematisch. Die Familie werde daraufhin versuchen, das betroffene Familienmitglied ihre Macht spüren zu lassen und dieses zu bestrafen.

„Nun wenn du es dir in den Kopf setzt kannst du es machen, aber die Familie wird sich nicht mehr an dich annähern. Und es ist sehr schwierig, auch mit der Frau, (...) ohne die Familie zu leben."

Würde man von einem Familienmitglied verflucht, dann sei es mit einem *„vorbei"*. Herr Olabode betont, das sei *„kein Aberglaube."*

„Wir haben einen Glauben – wenn du dich nicht gut mit Deiner Familie verstehst, dann werden dir Unglücke passieren. Das passiert dir regelmäßig. Und letzten Endes wird man dir raten, dich wieder Deiner Familie anzunähern, damit das aufhört. Und das ist für uns wahr."

Was das konkret bedeute, versuchte Herr Olabode am Beispiel seiner eigenen Familie zu erläutern (Vgl. S. 107f)

Herr Olabode beschrieb, wie sich viele Väter in traditionellen, polygamen Familien rücksichtslos ihren Frauen und Kindern gegenüber verhielten. Sie würden ihre Töchter *„als ihren Besitz"* und ihren Schiegersohn als einen *„Rivalen"* betrachten. Viele Väter vermögen nicht, ihre Tochter als eine eigenständige Person wahrzunehmen*, „die sich wehren darf, die ihre Gefühle hat und nach eigenen Bedürfnissen leben darf".* Allerdings hätten sie aufgrund der größeren Distanz ihren Kindern gegenüber oft nur einen geringen Einfluss in familiären Fragen (vgl. hierzu S. 105f)

4.1.5.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Befragt nach Erinnerungen aus seiner Kindheit begann Herr Olabode spontan zu erzählen:

„Ich war ein geliebtes Kind. Ich habe viel für sie gemacht, alle haben das gesagt. Ich war in gewissem Sinne, die am besten erzogene, gebildete Person der Familie. Und ich habe viel übernommen, was meine großen Brüder nicht wahrgenommen haben. Ich war derjenige, der auf die Uni ging. Ich habe – wir waren in der gleichen Klasse, mein großer Bruder und ich – und ich habe es geschafft, und er ist durchgefallen. Meine Familie schätzt mich hoch ein, weil ich gut in der Schule gearbeitet habe.(...). Es gab eine Zeit da waren sie eifersüchtig, weil sie gespürt haben, das ich mich viel mit ihr [seiner Frau] beschäftigt habe. Sie war für mich anziehender (...). Ich war ein bisschen das Nesthäkchen, aber auch derjenige, von dem alles akzeptiert wurde. Sogar, die großen, die Ältesten der Familie haben meine Meinung hören wollen, wenn sie Probleme hatten."

Der Vater von Herrn Olabode hatte acht Frauen. Seine Mutter sei die erste Frau, mit ihr hatte er sieben Kinder, drei Jungen und vier Mädchen. Zusätzlich hatte er noch zahlreiche Geliebte. Sein Vater wurde im Alter von 47 Jahren aus politischen Gründen umgebracht. Er ließ 21 Kinder zurück, von denen heute noch 20 lebten.

Die beiden Brüder von Herrn Olabode lebten mit ihren Familien in Frankreich und interessierten sich nicht mehr für die Geschehnisse in ihrer Heimat.

Seine Mutter starb, als er in Ghana war. Es sei ihm nicht einmal möglich gewesen, zu ihrer Beerdigung zu erscheinen. Jetzt seien es seine Schwestern, die in allen wichtigen familiären Fragen zu entscheiden hätten.

Von seiner Mutter sprach Herr Olabode sehr positiv: *„Also war es für mich vor allem meine Mutter, die ich gekannt habe. Sie hat mich erzogen, aufgezogen. Alles was ich bin, bin ich durch sie. Gut. Sie ist eine sehr ruhige Frau. Man muss sich das mal vorstellen, eine Frau, die sieben andere Frauen neben sich hat. Und sie hat sich trotzdem nicht scheiden lassen, ist trotzdem geblieben, und hat nach dem Tod sich sogar geweigert, wieder zu heiraten. Die anderen haben wieder geheiratet, aber sie ist hat sich geweigert (...). Alles was ich kenne, was ich habe, verdanke ich ihr."*

Herr Olabode habe keine direkten Erinnerungen an seinen Vater. Immer wieder während des Gespräches klagte er darüber, wie distanziert und wenig verantwortungsbewusst sich sein Vater gegenüber seiner Familie verhielt.
„Vielleicht würde ich mich mit ihm heute, wenn er noch leben würde nicht gut verstehen. Man hat mir viel von ihm erzählt, was mir nicht gefallen hat. Er hat die Frauen nicht gut behandelt. Er macht ihnen Kinder – und nachher muss sich die Mutter durchbeißen."
Sein Vater sei nicht sehr wohlhabend gewesen, trotzdem war er Fremden gegenüber sehr freigiebig. Dabei schien es ihn nicht zu kümmern, wie viel Geld für seine eigene Familie übrig blieb. *„Es gibt viele, die gut über ihn reden. Das sind Leute, die nicht zur Familie gehören, für die er viel Gutes getan hat. Aber die Leute aus der Familie reden nicht gut über ihn."*
Nach dem Tode seines Vaters wurde das Leben für seine Mutter einfacher, weil sie nun wieder Hilfe von ihrer eigenen Familie erhielt.
Herr Olabode habe das Gefühl, sein Vater habe seine Familie vernachlässigt. Kaum jemand von ihnen erhielt eine ausreichend Ausbildung, um später erfolgreich zu sein.
„Die meisten unter uns haben keinen Erfolg gehabt."
Den wenigen erfolgreichen unter ihnen wird der Erfolg von den anderen Geschwistern geneidet und sie forderten, dass man mit ihnen teile. Weigere man sich, straften sie einen Mittels eines Schamanen. Deshalb hätten seine zwei Brüder *„dafür gekämpft, das sie früh weggehen konnten. Sie haben verstanden, dass, wenn sie in Togo bleiben, sie nicht viel Zukunft hätten."*
Auch um das Erbe, das Haus des Vaters sei es zu Rivalitäten unter den Kindern der verschiedenen Mütter gekommen.
„Wir mischen uns da nicht ein. Das ist auch der Grundanlass von Problemen unter uns gewesen (...). Nachher tötet man sich am Ende."
Er und seine Brüder wollten nicht so leben wie ihr Vater.
„Und wir Männer wollen nicht viele Kinder. Meine Brüder in Marseille – einer hat drei, einer hat eins. Wir wollen nicht- das Leben ist schwierig. Und wir wollen nicht so mit unseren Frauen umge-

hen, wie unser Vater. Das Leben ist schwieriger geworden, als zu seiner Zeit. Die Emanzipation kommt hinzu. Es ist nicht wie früher."

In der Familie von Herrn Olabode sei gegenwärtig niemand politisch aktiv, und man sei gegen das Engagement von Herrn Olabode. *„Meine Mutter sagt immer, es sei die Politik gewesen, die meinen Vater getötet hat. Und wenn ich nicht auf mich aufpasse, werden sie mich auch töten. Aber das ist mir egal. Ich kann nicht gleichgültig bleiben..."*

4.1.5.3.3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Frau Olabode stamme aus einer sehr großen, erfolgreichen und wohlhabenden Familie.
Der Vater von Frau Olabode hatte zwei Frauen, von denen jede fünf Töchter und einen Sohn hatte. Die Mutter von Frau Olabode war die erste Frau. Bis auf eine kürzlich verstorbene Halbschwester von Frau Olabode seien noch alle Kinder am Leben. Ihre leiblichen Geschwister hätte alle einen Beruf erlernt.
Ihre eigene Mutter willigte in den Wunsch von Frau Olabode, Herrn Olabode zu heiraten ein. Sie vertraute ihrer Tochter, dass sie für sich selbst den richtigen Mann wählen könne. Ihr Vater reagierte zunächst wütend auf diese Verbindung (vgl. hierzu S. 104).
„Mein Vater ist polygam. Meine Mutter kümmert sich um uns. Dann kann mein Vater gar nicht so viel sagen."
Eine Tante von Frau Olabode wurde aus politischen Gründen ermordet, ein Onkel von ihr musste fliehen, sein Haus wurde zerstört.

4.1.5.3.4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Herr Olabode lernte seine Frau kennen als er fünfzehn war. Sie war zu der Zeit erst dreizehn. Er hatte damals seine Ferien in Lomé verbracht und war nun auf der Heimreise.
„Wir haben uns im Bahnhof kennen gelernt (lacht). Ich (...) habe sie gesehen und habe mir gedacht, wer ist dieses süße, hübsche Mädchen (lacht). Ich habe beobachtet, wie sie in der ersten Klasse einstieg. Aber mit meinem Fahrschein, konnte ich nicht erste Klasse fahren. Gut, ich dachte mir, wie kommt es wohl, das dieses junge Mädchen erste Klasse reist? Und ich bin dann auch mit meinem Fahrschein in der ersten Klasse eingestiegen (lacht). Sie war alleine in dem Wagon (...). Ich habe sie angesprochen, (...) und sie hat mir erzählt, dass ihr Vater Bahnhofsvorsteher ist. Sie konnte einfach fahren ohne Fahrgeld. Und ich habe gefragt, ob ich mit ihr da bleiben kann. Und sie hat mir geantwortet, dass ich, wenn der Kontrolleur kommt, und mein Ticket sieht, Probleme bekommen werde. Und ich bin trotzdem geblieben. Und ich habe begonnen, sie so ein bisschen anzugraben (lacht). Der Kontrolleur ist gekommen. Und sie hat mich dem Kontrolleur als einen ihrer Brüder vorgestellt. Und er hat mich nicht mehr nach meinem Ticket gefragt (...) (lacht). Aber sie hat eigent-

lich den Eindruck gemacht, dass sie sich gar nicht für mich interessiert. Wir haben uns aber getroffen. Und ich habe gesagt, ich werde ab und zu vorbeischauen. Sie hat einen sehr strengen Vater. Der wollte nicht, dass sie sich mit Jungen trifft. Aber ich habe immer die Stunden abgepasst, an denen der Zug ankam. Denn da war er immer beschäftigt (lacht). "

Schließlich habe ihr Vater doch erfahren, dass sie sich mit einem Jungen treffe und er schickte sie zur Strafe nach Lomé zurück. Der Kontakt sei abgebrochen. Ein Jahr später sei er ihr gefolgt, um in Lomé das technische Gymnasium zu besuchen.

„Ich (...) habe sie gesucht. In Lomé hatte sie mehr Freiheiten. Ihre Mutter ist sehr nett. Wir haben uns einfach so getroffen (...). Es hat sich alles gut angelassen so. Wir waren drei Jahre lang zusammen. Als ich auf die Uni gegangen bin kam es zu Problemen unter uns. Ich war nicht sehr treu – es war das Alter, wo man sich gut amüsiert. Ich hatte andere Frauen. Ein Freund von mir hat ihr alles erzählt. Sie hat das sehr ernst genommen. Wir haben uns getrennt."

Er begann in einer anderen Stadt zu arbeiten, suchte sie aber immer wieder auf und begann erneut um sie zu werben.

Durch seine Entscheidung Frau Olabode zu heiraten, spaltete sich seine Herkunftsfamilie in zwei Lager. Während ein Teil der Familienmitglieder seine Wahl respektierte, seien seine leiblichen Schwestern gegen diese Verbindung gewesen. Sie wollten, dass er eine andere Frau heiratet, mit der er zwischenzeitlich ebenfalls eine Beziehung hatte.

„Aber diese andere Frau – das war nicht meine Wahl (...). Ich habe nichts für sie empfunden (...) es war nicht die große Liebe. Ich konnte mir nicht vorstellen, das Leben mit ihr zu verbringen."

Bis zum Ende weigerten seine Schwestern sich, Frau Olabode in ihrer Familie willkommen zu heißen.

„Nun, ich hatte sehr viele Probleme mit ihr – sie war nicht sehr beliebt. Wenn ich sie mitgebracht habe zu Familienereignissen, gab es immer kleine Kriege (...). Die Familie hat sich gespalten – und das machte eine schlechte Stimmung (...). Aber meine Schwestern – ich habe versucht es ihnen zu erklären, wollen es einfach nicht verstehen (...)Vielleicht werden sie ihr Verhalten irgendwann ändern, wenn wir zurückkommen. Im Moment ist es aber schwierig."

Die Schwestern von Herrn Olabode lehnten auch den gemeinsamen Sohn der beiden ab. Der Sohn entwickelte verschiedene gesundheitliche Probleme.

„Als unserer Sohn geboren wurde, da haben sie sich geweigert zu kommen um ihn zu sehen. Und das macht Krankheiten beim Kind, wenn es geboren wird (...). Das ist die Tradition. Wenn das älteste Kind nicht akzeptiert wird, dann wird es von Krankheiten befallen (...). Diese Art von Krankheit hat keinen Namen. Sie kommt in der modernen Medizin nicht vor (...). Die ganze Diagnostik im Krankenhaus einen Monat lang – nichts (...). Er hat nichts mehr gegessen. Er hat sich erbrochen. Er ist bleich geworden, anämisch. Die Augen sind raus gekommen, er ist ganz mager geworden (...)Hände und Füße sind angeschwollen (...)Es gibt nur einen einzigen Ausweg (...). Die Leute, die das Kind nicht akzeptiert haben, müssen kommen und eine Zeremonie machen. Diese Zeremonie

findet sehr früh am Morgen statt. Man nimmt Wasser, nimmt es in seinen Mund und spuckt es auf das Kind. Und entschuldigt sich dabei dauernd. Wenn man das morgens macht – abends ist das Kind gesund. Man muss sagen – wir haben Euch zu unrecht verstoßen und jetzt akzeptieren wir Euch. Die Schwestern sind gekommen. Denn wenn sie es nicht gemacht hätten, und das Kind gestorben wäre, dann wären sie verurteilt worden, das Kind getötet zu haben. Die ganze Familie weiß natürlich darüber (...). Morgens hat man es gemacht, abends er begonnen zu essen. Das klingt ein wenig bizarr, aber so ist es (...). Das hat uns einmal mehr die Kraft der Familie in Afrika gezeigt."

„So war es ich habe es nicht gewollt, so ist es halt passiert und ich sage mir – man kann mich nicht zwingen etwas zu essen was ich nicht essen will – die falsche Frau."

Er schätzte sich als stark genug ein, sich gegen den Einfluss seiner Familie behaupten zu können.

„An mich selbst zu glauben – das ist ausreichend."

Nach der Heirat habe sich Herr Olabode in der Familie seiner Frau wohler gefühlt, vor allem nachdem er verfolgt wurde. Doch durch die Ablehnung, die seine Frau in seiner eigenen Familie erfahre, sei das Verhältnis nicht ganz unbelastet und es falle der Familie von Frau Olabode schwer, sich für die Belange von Herrn Olabodes Familie *„aufzumachen*" und an wichtigen familiären Ereignissen teilzunehmen.

Das zweite Kind der Olabodes wurde in Deutschland geboren. Es war eine Frühgeburt, und Frau Olabode verbringe immer wieder viel Zeit mit ihm im Krankenhaus.

4.1.5.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Beide Olabodes erlebten die politische Situation in ihrem Land als bedrückend und bedrohlich:

„Was wir hier machen – so frei sprechen – das könnten wir nie dort machen."

„Man wird erstickt, das geht doch nicht."

„Die meisten die in Lomé sind, sind korrupt (...). Das Land ist arm und unterentwickelt, aber das Geld gibt er (Eyadéma) dafür aus, dass die Leute gut über ihn reden- das ist traurig."

„Selbst die Kinder haben in Togo kein Leben (...)Selbst wenn ein Kind den Präsidenten irgendwann einmal im Spiel beleidigt, dann riskiert es, dass es vom Militär erschossen wird (...). Selbst fünf- oder sechsjährige Kinder werden von Militärs dann angehalten und die sagen: ´War das dein Papa, der dir das beigebracht hat?´ Das ist kein Leben (...). Selbst auf dem Markt, wenn du nicht Gutes über den Präsidenten redest, wirst du dort auf der Stelle verhaftet."

Herr Olabode begann sich seit 1991 öffentlich politisch zu betätigen indem er die Menschenrechtsverletzungen des Regimes in Manifesten anprangerte. Er enthielt dafür von verschiedenen Leuten *„geheime Informationen".* Als sich die politische Lage 1992 zuspitzte wurde die Situation für Herrn Olabode zunehmend gefährlicher. Er habe damals gut verdient und seine Arbeit habe ihm viel Freude gemacht. Er sei bei Kollegen und Mandanten beliebt gewesen.

„Die Politik hat alles verdorben."

„Wir haben uns zu einer Gruppe zusammengeschlossen und wir nannten uns die ´JFC- jeunesse de force de changement´. Wir haben viel gewagt."

Das Regime habe von ihren Aktionen erfahren und begonnen gegen sie vorzugehen.

„Seit dem wurde es für uns immer schwieriger, wir mussten uns verstecken, mussten auch mal wo anders schlafen, konnten nicht mehr uns frei bewegen (...)Von dem Moment an habe ich mich nicht mehr sicher gefühlt, habe mich bedroht gefühlt."

Sie versteckten sich in einem Stadtviertel in Lomé, in dem die Jugend sehr organisiert sei.

„Das Militär kriegt nicht so rechten Fuß da rein (...). Es war so eine Art Guerilla-Mentalität. Sie hatten einen Gott – sie hatten eine Kraft die sie gestützt hat (...). Aber irgendwann haben sie selbst dort Militär rein gesteckt und geschossen (...). Es gab überhaupt keinen Rückzug mehr von dem Moment an. Ich musste fliehen. Und ich bin mit den anderen Mitgliedern meiner Gruppe nach Ghana geflohen. Meine Frau ist zurückgeblieben. Unser Sohn war schon da. Als Baby. Es war ganz schwierig für meine Frau. Aber sie hat nach meiner Abreise Probleme bekommen. Sie wurde an meiner Stelle natürlich immer dann vorgefunden."

In Ghana setzen sie ihren politischen Kampf gegen das Regime fort. Den Schwerpunkt ihrer Arbeit hätte sie nun in der Zusammenarbeit mit anderen Flüchtlingen gesehen; so unterstützen sie u.a. eine Gruppe oppositioneller Militärs mit Hilfsmitteln und Informationen. Mehrfach betont er, selbst *„überhaupt keine Ausbildung für den Kampf"* zu haben. Durch einen missglückten Putschversuch, den diese Militärgruppe 1993 gegen Eyadéma durchgeführt habe, habe dieser auch von den Aktivitäten seiner Gruppe erfahren; ihre Namen seien auf einer Liste gesuchter Personen aufgetaucht. Auch in Ghana wurde es zunehmend schwierig für sie zu bleiben.

Frau Olabode, die im Togo zurückblieb erzählte über diese Zeit:

„Es war voller Unsicherheit (...). Es erzählen immer wieder Leute, dass auch die Leute in Ghana nicht in Sicherheit sind. Und das stimmt auch. Ich hatte mein kleines Kind noch. Ich weiß nie, wie er lebt, sein Vater, ob er verhaftet ist. Manchmal erfährst du er lebt, dann atmest du ein bisschen auf und morgen ist es wieder anderes."

Frau Olabode selbst war ebenfalls politisch aktiv. Sie habe die *„exponierte Stellung"* ihres Salons genutzt, um neue Mitglieder für eine Oppositionspartei zu werben. Sie hatte Kundinnen aus dem ganzen Land, sogar aus der Heimatregion des Präsidenten. Von einer Kundin, die selbst Regimeanhängerin war, wurde sie kurzfristig gewarnt, dass das Regime von ihren Aktivitäten erfahren habe: *„Die Kundin (...). ist gekommen und hat mir gesagt: ´Hör zu, ich habe erfahren, die werden kommen, ich mag dich gerne und deswegen sage ich es dir. Geh weg, sonst töten sie dich.´ Und wir haben mitgenommen was ging, konnten aber natürlich nicht alles transportieren, die Scheiben haben sie zerschlagen, alles mitgenommen, was sie tragen konnten."*

Herr Olabode und seien Gruppe fielen auf ein Angebot Eyadémas herein, allen Oppositionellen Amnestie zu gewähren. 1993 kehrten sie nach Togo zurück. Herr Olabode erlebte daraufhin, wie

ihm nahestehende Personen verhaftet wurden. Einen Monat später floh er erneut nach Ghana, dieses Mal war er auf sich alleine gestellt. Die Situation dort wurde zunehmend unsicherer. *„Und es gab viele bestechliche Militärs inzwischen in Ghana, die auf uns Jagd gemacht haben."*

Herr Olabode habe seine Frau nicht in seine Aktivitäten eingeweiht. *„Über bestimmte Dinge spreche ich nicht mit meiner Frau (...). ich habe nicht viel vertrauen (...). Sie weiß, was so jeder weiß, was die politischen Parteien auch sagen (...). das weiß dann aber allerdings auch jeder."*

Ein paar Tage nach seiner zweiten Flucht habe man Frau Olabode verhaftet.
„Sie haben Häuser etwas außerhalb der Stadt. Die sind ein bisschen versteckt hinter Bäumen, man weiß nicht, dass da Leute drin sind (...). Und sie bringen die verhafteten Leute dort hin. Und dorthin haben sie mich dann gebracht. Dort machen sie alle Dummheiten der Welt – ich weiß nicht mal, was mein Mann alles weiß. Sie kommen oft im Morgengrauen, wenn sie die Leute holen. Sie wissen, dass dann alle Zuhause sind. Unser Haus war zu, aber sie haben es aufgebrochen. Manche sind über die Mauer geklettert und sind einfach rein gekommen und haben den anderen, die draußen waren aufgemacht. Sie hatten das Auto vor der Tür geparkt. ´Wo ist Dein Mann?´ , haben sie gefragt. Ich habe gesagt:´Ich weiß nicht wohin er gegangen ist.´ ´du musst es doch wissen.´ (...). Sie haben sogar geglaubt, dass Waffen im Haus versteckt sind, aber ich habe gesagt: ´Ich weiß von nichts.´ Sie haben die Matratzen genommen, sie aufgeschlitzt, überall gesucht. Sie wollten sogar das die Abflüsse ausgebaut werden (...). Die Teppiche haben sie raus gerissen – überall gesucht. Danach haben sie mich dorthin gebracht, in das Haus. Mich dort zwei Monate eingesperrt. Manchmal musst du auf dem Boden schlafen. Und sie geben dir nichts zu essen. Sie foltern dich indem sie sage: ´Wir haben Deinen Mann gefasst.´, den nächsten Tag haben sie gesagt: ´Wir werden ihn umbringen.´– und das traumatisiert dich."
Am Abend zuvor seien bereits Leute in Zivil gekommen, um nach ihrem Mann zu fragen. Sie sei beunruhigt gewesen und habe daraufhin einen Lehrling gebeten, ihren Sohn zu ihren Eltern zu bringen, denn ihnen sei bekannt, dass die Militärs auch nicht davor zurückschreckten selbst kleinste Kinder zu töten.
Herr Olabode habe von der Verhaftung seiner Frau erfahren. Über Kontakte zu Politikern, die seiner Gruppe wohlgesonnen seien, sei es ihm gelungen, sie wieder frei zu bekommen.
„Das Haus, wo sie untergebracht waren – die Militärs, die wurden jede Woche ausgewechselt. Und der Tag, an dem sie fliehen konnte waren das Militärs, die auf unserer Seite standen. Die konnten natürlich nicht sagen, Tür auf und raus, die haben so getan, als hätten sie vergessen, dass die Tür offen war."
Frau Olabode glaubte damals, ihr wäre die Flucht eigenständig gelungen, sie ahnte nicht, dass die Freunde ihres Mannes diese Macht hätten. *„Aber das kann man ja auch nicht vorher bekannt machen, das ist ja viel zu gefährlich."*

Ein Freund von Herrn Olabode habe sie draußen erwartet und zu ihrem Mann gebracht. Eine Zeit lang lebten sie gemeinsam in Ghana. Später versteckte er sie bei Verwandten, während er selbst weiter aktiv war. *„Ich kann nicht ruhig sein, ohne etwas zu tun."*
Eine Zeit lang arbeitete er für einen Radiosender, bis dort jemand nachts eine Bombe zündete.
„Man war auch da irgendwie nie sicher, hatte nie Ruhe. Von Zeit zu Zeit mussten wir die Stadt wechseln, und dann waren wir auch da nicht mehr sicher, ja und so ging es immer hin und her."
1994 wurde ein großer oppositioneller Offizier getötet. *„Das hat uns demoralisiert, weil wir viel auf den gehofft hatten (...). Wir waren nicht so stark wie er. Es war für uns einfach nicht mehr möglich zu bleiben."*
Herr Olabode bat um Hilfe, um mit seiner Familie nach Deutschland fliehen zu können.
„Wir haben viele Kontakte (...). Man kennt die Namen, hat sie aber noch nie gesehen. Wenn jemand Probleme hat- wir, die wir wirklich bedroht sind können dann Hilfe erwarten, und man wendet sich dann an Leute, die die entsprechende Macht haben (...)"
Einen Monat später hatte er die Möglichkeit nach Deutschland zu fliehen, seiner Frau und dem Sohn half man sieben Monate später mit der Ausreise. *„Und sie haben mir versprochen, dass auch meine Frau mit dem Kleinen nachkommen wird. Und sie haben Wort gehalten."*
„So war also mein Gang- es gibt viele Sachen, die kann man jetzt gar nicht so mit einflechten- im Togo, in Ghana, viele Sachen, man kann das alles nicht so schnell erzählen. Aber wenn Ihr Fragen habt, dann stellt sie."

Die Olabodes bemühten sich, ihren Sohn von solchen Erlebnissen fern zu halten. Sie hätten ihm nie erzählt, dass Frau Olabode im Gefängnis gewesen sei, sondern ihm stattdessen gesagt, sie wäre verreist gewesen. Als wir Marc nach seinen Erinnerungen an die Heimat befragten, antwortete Herr Olabode schnell*: „Er hat alles vergessen- alles, alles"* Die Olabodes wüßten nicht, woher die Alpträume ihres Sohnes stammten. *„Ich weiß es nicht. Er hat nicht viel gesehen. Man hat ihn immer, wenn Gefahr im Verzug war, vorher zur Großmutter gebracht- er war nie da. Er ist drei Monate alleine bei seinen Großeltern gewesen. Vielleicht hat er da was gesehen. Das wissen wir dann nicht*."
Frau Olabode fiel dann aber doch noch ein*: „Ich erinnere mich, da gab es ein Ereignis, aber da war er sehr klein..."* Und ihr Mann ergänzte: *„Es gab Schreie, man verbrannte etwas..."*

4.1.5.3.6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Die Olabodes hätten einen Asylantrag gestellt. Vor 3 Monaten habe ihnen das Gericht mitgeteilt, dass Herr Olabode nach § 51 anerkannt werde. Doch er empfinde den § 51 als *„für unsere Situation nicht akzeptabel",* da er seine Familie nicht mit absichere und es ihnen auch nicht ermögliche, zur Schule zu gehen und Deutsch zu lernen. Seine Anwältin habe sich dafür eingesetzt, dass er doch noch nach § 16 anerkannt werde. *„Aber um das zu bekommen müssen wir vor Gericht erscheinen*

und man wird uns befragen. Wir müssen viel erklären. Ja, wir sind bereit, das zu tun. Und wir warten darauf, dass das Gericht sich meldet.“

Neben jenen Flüchtlingen, die als dem Regime namentlich bekannte Individuen verfolgt wurden, gebe es noch eine zweite Gruppe von Menschen, die geflohnen seien*„weil das Land einfach Angst macht“*. Letztere sei seiner Meinung nach mitverantwortlich für die ablehnende und misstrauische Einstellung, die gegenwärtig in Deutschland Flüchtlingen gegenüber herrsche.

Um anerkannt zu werden, würden Beweise verlangt, die schwer zu erbringen seien. *„Alles was ich an Beweisen habe ist eine Zeitung, die in Togo erscheint, und die von uns spricht. Der Titel ist: ´Das Militär ist auf den Spuren der UFC.´ (...)Diese Überschrift ist eigentlich das einzige, was in meinem Fall beweist, dass wir die Probleme im Togo hatten (...)Wenn man dich verhaften kommt, dann bringt man dir keinen Haftbefehl und nimmt dich offiziell fest, sondern- ein Beweis wäre die Liste, auf denen die ganzen Namen stehen in den Militärlagern, aber da kannst du schwierig hingehen.“*

Wenn einer von ihnen verraten worden sei, habe dieser das meist rechtzeitig über Informanten erfahren und sei geflohen. *„Wir wissen das es stimmt.“* Während all der Zeit seien sie nie auf die Idee gekommen, Belege über ihre Tätigkeiten zu sammeln, die ihnen zudem im Land selbst hätten gefährlich werden können.

„Aber als wir das damals gemacht haben, hatten wir natürlich noch nicht den Gedanken, dass wir jemals Asyl beantragen werden in einem anderen Land. Man hat nie daran gedacht so weit zu fliehen.“

„Ich habe gesagt was ich konnte. Aber ich wurde abgelehnt. Und das zeigt, das man mir nicht geglaubt hat.“

Es störe ihn, dass die deutschen Behörden, obwohl ihnen diese Problematik bekannt sein müsste, so wenig Entgegenkommen zeigten.

„Man kennt uns eigentlich nicht. Man kennt die ganzen Offiziere, die die Aktion mitgemacht haben. Die großen. Die aber in Wirklichkeit nichts ohne uns wären.“

Herr Olabode sei auch hier weiter politisch aktiv. Er leiste Öffentlichkeitsarbeit, unterhalte weiterhin Kontakte zu Leuten in Ghana, sei informiert über alle wichtigen gesellschaftspolitischen Vorgänge seines Landes, organisiere Hilfe für Oppositionelle in der Heimat.

In dem ersten Wohnheim, in dem sie gemeinsam gelebt hätten, hätten sie Probleme mit anderen Mitbewohnern bekommen. Es sei zu einem handgreiflichen Streit zwischen einem Armenier und Frau Olabode gekommen, als dieser sie von der Waschmaschine der gemeinsamen Waschküche weggedrängt habe, obwohl er keinen Termin gehabt habe. Sie habe ihrem Mann angerufen, der daraufhin sofort von der Arbeit nach Hause gekommen sei.

„Und ich kannte die Person, die da hinter steckte. Ich habe sie zur Rede gestellt, warum er das gemacht hat (...). Er hat ein Messer gezogen. Sie und zehn andere (...) die im Haus waren sind runtergekommen und haben sich alle gegen mich gestellt. In dem Gemenge hat er mich überall verletzt.

Und ich habe dann, nachdem ich vier Tage deswegen im Krankenhaus war, darum gebeten, dass man uns woanders einquartiert."

Der Armenier floh nach dem Zwischenfall vor der Polizei. Sie hätten erfahren, dass er Mitglied in einer kriminellen Organisation war. Drei Stunden später sei er von eigenen Landsleuten getötet worden. Zwei Monate hätten die Olabode anschließend noch in dem Wohnheim bleiben müssen, in welchem noch viele Freunde des getöteten Armeniers lebten. Die Diakonie, wo die Olabodes Mitglied seien, habe bereits vorher eine Wohnung für sie gefunden, doch diese sei ihnen verweigert worden, solange sie noch nicht anerkannt seien. Sie hätten warten müssen, bis ihnen ein Platz in einem anderen Asyl-Bewerberwohnheim zugewiesen worden sei. In dem neuen Wohnheim fühlten sie sich relativ sicher. *„Wir haben Nachbarn die nicht aggressiv sind."*

Beide litten unter der Passivität ihres hiesigen Lebens, unter dem Nichtstun, sie hätten das Gefühl, sie verschwendeten ihre Zeit. Frau Olabode sagte, sie sei *„nie zufrieden."*, sie vermisse das Gefühl gebraucht zu werden, etwas zu tun zu haben.

„So auf diese Weise hast du die ganze Zeit das Gefühl, das geht dich alles nichts an, und du bist etwas frustriert. Du siehst Sachen, du lebst sogar in dem Land, aber du kannst nichts machen."

Sie wünschten sich, dass Frau Olabode hier ihre Schneiderkenntnisse erweitern könnte, Herr Olabode würde sich gerne in Informatik weiterbilden.

„Ich sehe das auch als Chance in einem entwickelten Land zu sein. Allerdings nicht, indem man versucht hier möglichst viel Geld zu verdienen, sondern möglichst viel zu lernen, um mit diesem Wissen das eigene Land weiterzuentwickeln."

„Man verlernt auch, wenn man nichts macht. Die Gefahr laufen wir. Wir müssen was machen hier, wir dürfen keine Zeit verlieren (...). Es ist schrecklich, dass wir die ganze Zeit von der Hilfe der anderen abhängig sind. Ich würde gerne selber arbeiten. Dass wir auch unsere Ausbildung selber zahlen können."

Herr Olabode klagte, dass man hier als Ausländer nur schlecht bezahlte Jobs bekäme, die deutlich unter dem Niveau ihres Ausbildungs- und Wissensstandes lägen und in denen man vor allem nichts lernen könne.

„Und als ich Anwalt war, da habe ich auch viel von den Mandanten gelernt, aber im Restaurant Teller zu waschen – das würdigt uns herab. Das macht uns Stress."

Deshalb hofften sie, möglichst bald anerkannt zu werden, um sich endlich weiterbilden zu können.

Auch die Erinnerungen an die Heimat würden die Familie noch oft einholen:

„Immer wenn wir träumen sind es schlechte Sachen. Immer. Das wird immer schlimmer. Ein Traum ist, dass jemand gestorben ist. Oder dass das Regime alle niedergemetzelt hat. Das ist immer im Kopf. Das macht uns alt- ich habe graue Haare gekriegt. Wir sind davon besessen (...). Meine Frau hat heute nacht einen Alptraum gehabt. Und auch Marc. Sie hat (...) von einem Begräbnis geträumt. Das sie jemanden aus ihrer Familie hat begraben müssen. Wir träumen nie von schönen Sachen

(...). Das ist, als würde man in einer Angstpsychose leben und weiß, dass irgendwas passieren wird. Es ist als ob uns ein schlechter Geist treibt. Andere Leute können vergessen, aber wir schaffen es nicht."

Marc wache nachts oft weinend auf, weil er von bizarren, bedrohlichen Dingen geträumt habe.

„Er will nicht alleine schlafen. Er hat Angst. Hat auch Angst alleine aufs Klo zu gehen."

Auf die Frage was ihnen helfe, mit dieser Situation fertig zu werden, sagten sie, das wichtigste sei, hier als Familie zusammenleben zu können.

Beide Olabodes litten darunter, dass sie hier nur wenige Kontakt hätten, dass es sehr schwer sei hier Freunde zu finden, dass vor allem die Deutschen so wenig offen seien.

Herr Olabode sei sehr aktiv in der Diakonie. Er sehe hierin die einzige Möglichkeit, überhaupt zu Deutschen Kontakt aufnehmen zu können. Er vermisse, das Diskutieren mit anderen, wie er es aus der Heimat kenne. *„Aber sonst sitzen wir einfach so hier rum."*

Durch die fehlenden Kontakte sei vor allem Frau Olabode sehr in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt, da hier niemand sei, bei dem sie die Kinder zwischendurch lassen könne.

Die Olabodes erlebten die räumliche Beengtheit und die Passivität ihres Alltags vor allem als Problem für ihre Kinder. Marc sehe fast den ganzen Tag fern. Herr Olabode habe das Gefühl, er *„verblöde"* dadurch. *„Er sieht die ganze Zeit fern, das ist so seine Beschäftigung. Aber das stellt natürlich für uns hier ein Problem dar. Das ist eines unserer Probleme, in Deutschland. Ja- er kann nicht raus, wegen des Wetters, es ist kalt, ja und wir sind hier ziemlich eng (...) die Kinder bräuchten natürlich viel mehr Platz um (...) zu spielen. Sie müssen aber hier drinnen bleiben und die ganze Zeit fernsehen. Das ist schwierig."*

Beide Eltern klagten darüber, dass ihr Sohn sich hier in Deutschland sehr verändert habe:

„Er war sehr höflich im Togo, er respektierte die Leute. Hier sagt man immer es ist gut, wenn ein Kind aktiv ist, aber in unseren Augen gibt es Dinge, die er macht, die darf ein Kind nicht machen (...). Wenn du mit ihm sprichst, dann widerspricht er dir."

„Wenn du ihn schlägst, sagt er, dass er die Polizei rufen wird."

„Wenn ich die Nachrichten gucken will, dann sagt er, dass Zeichentrickfilme kommen und dass ich das deshalb nicht darf. Und wenn ich das dann trotzdem mache, sagt er: ´Ja, ich habe ja gar keine Rechte hier.´ (...). Es ist eine Menge Stress, die wir hier in Deutschland haben (...). Der langweilt sich die ganze Zeit."

Marc beklagte sich über die anderen Kinder in seiner Vorschule*: „Ich spiele in Ruhe und die ärgern mich immer."* Sie nähmen im seine Mütze weg und schmissen sie in den Dreck, würden ihn *„Neger"* nennen. Herr Olabode: *„Er ist zwar klein, aber er sagt dir trotzdem, wenn du mit ihm sprichst, welche Sachen ihm nicht passen. Das hat er uns erzählt (...). Dass er die Deutschen nicht mag. Das ist nicht gut, dass ein so kleines Kind schon so was sagt."* Marc sagte, er möge nur jene Deutschen nicht, die ihn ärgerten, ansonsten hätte er aber schon Freunde im Kindergarten.

Obwohl er eigentlich wisse, dass er bereits sechs Jahre alt sei, bestehe er darauf, noch klein zu sein: *„Mein Vater denkt, ich wäre soo groß, aber ich bin immer noch nicht so groß, ich habe immer noch fünf Jahre."*

4.1.5.3.7. Das Bild von der Zukunft

„Ja. Das ist wie eine Entwurzelung (...). Es stimmt, dass wir öfters traurig sind. Wir schauen uns- wir fragen uns die ganze Zeit, was in der Zukunft wird, und wir sehen der nicht sehr gut entgegen. Weil hier alle unsere Aktivitäten zum Erliegen gekommen sind (...). Die kleine Hoffnung, die uns bleibt, ist die Tatsache, dass wir zumindest was lernen können, was wir in unser Land importieren."
Im Bezug auf die kommenden Präsidentschaftswahlen und die politische Zukunft des Landes äußerte sich Herr Olabode: *„...er wird gewinnen. Im Togo muss man schießen (...). Parteien können nichts mehr machen. Die Jungen müssen die Waffen in die Hand nehmen (...)Es wird Blut fließen, es wird Tote geben, das ist schade, aber wir haben keine Wahl. Wir können ihn doch nicht so einfach weiter machen lassen. Und wir müssen auch heim zu uns, weil hier ist das nicht unser Leben (...). Wir sind hier nicht glücklich. Wir müssen eines Tages nach Hause (...). Und ich verstehe nicht, warum man dann überhaupt zu den Wahlen gehen soll. Wir verlieren nur Zeit mit den Wahlen. „*
„Die Älteren bei uns (...) klagen sie jetzt an dafür, dass sie solange mit ihm zusammengearbeitet haben (...). Wir können auf keinen Fall so weitermachen, sonst werden eines Tages unsere Kinder uns anklagen."
Leider wurde ein Teil des Gespräches nicht aufgezeichnet, so dass ein Teil der Äußerungen zu dieser Frage verloren gingen.

4.1.6. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 6: Familie Masseme

4.1.6.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie:

Herkunft: Togo, Adidogomé

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Herr Masseme, 29 Jahre; Frau Masseme, 20 Jahre; Tochter, 5 Monate

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Herr Masseme knapp 6 Jahre; Frau Masseme; Herr Masseme Aufenthaltsbefugnis; Frau Masseme´s Verfahren läuft noch

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Masseme Sportlehrer, später Student der Mathematik; Frau Besuch der Grundschule

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Herr Masseme Reinigungskraft bei einer Versicherung; Frau Masseme nicht berufstätig

Wohnsituation der Familie im Exil: Herr Masseme drei Jahre in Asylbewerber-Wohnheimen, anschließend Mietwohnung; Bezug der gegenwärtigen Wohnung drei Monate vor dem Interviewtermin

4.1.6.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Wir führten das Interview in der Wohnung der Masseme´s die einfach aber wohnlich eingerichtet war. Wir wurden freundlich empfangen. Beide Eltern und das Kind waren während des gesamten Interviews anwesend. Herr Masseme hatte darauf bestanden selbst zu übersetzten. Allerdings übersetzte er seiner Frau nur ganz explizit an sie gerichtete Fragen, und beantwortete diese zudem häufig selbst, so dass Frau Masseme von dem Interview überwiegend ausgeschlossen blieb. Auch war es oft nicht leicht, dem Deutsch von Herrn Masseme folgen zu können.

Schon bald nach Beginn des Interviews kam ein Freund der Familie zu Besuch, der sich zu uns setzte und zuhörte. Ein wenig später kam ein weiteres befreundetes Ehepaar zu Besuch und setzte sich ebenfalls dazu. Herr Masseme wurde hierdurch zunehmend abgelenkt. Er vermittelte den Eindruck, kein wirkliches Interesse an dem Interview zu haben. Wir erleben das Interview beide als anstrengend und schwierig und die Anwesenheit des Besuches als störend. Frau Webers Versuch, das anzusprechen wurde abgetan mit einem: *„Das ist überhaupt kein Problem. Wir sind eng, eine Familie.“*

4.1.6.3. Gesprächsdokumentation

4.1.6.3.1. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Herr Masseme begann die Geschichte seiner Familie mit den Worten:
„Wir haben also damals eine große Familie gehabt. Also, ihr wisst, in Afrika machen viele Kinder (Lachen). Als wir im Probleme waren, jeder ist sich versteckt irgendwo in seiner Ecke. Jeder versucht, was besser zu machen."
Sein Vater habe 25 Kinder mit vier Frauen gehabt, davon 8 mit seiner Mutter. Herr Masseme sei das zweitälteste Kind.
Er habe sein Haus verloren und sei über Nacht aus Togo geflohen. Sein Vater sei mittlerweile gestorben, seine Mutter, und seine noch unverheirateten Geschwister seien nach Ghana geflohen. Die restlichen drei Geschwister seien irgendwo.

Befragt nach Erinnerungen an seine Familie erzählte er:
„Ja, für Familie, zuerst was wichtig ist, ist (...) was die Kinder von den Eltern lernen sollen. Danach müssen die auch zur Schule, was von anderen lernen. Und wenn die groß genug, die können das vergleichen. Und wissen, was gut ist für die ist."
Er habe in seiner Familie gelernt, traditionell Kleider und Schuhe herzustellen. Sein Vater habe ihm sein Wissen über Landwirtschaft und traditionelle Medizin weitergegeben.
„Das hat mich auch sehr helfen."
Sein Vater sei nicht politisch aktiv gewesen, habe wenig zu den Tätigkeiten seines Sohnes gesagt.
„Mein Vater ist nicht zur Schule gegangen und (...) er weiß nicht, als was ich ihm gesagt habe (...). Im allgemeinen in Afrika, die Eltern schicken Kinder zur Schule, damit die wissen, was in der Welt verläuft, die zurückbringen zu Eltern. So, wenn etwas schief läuft, und hast du eine Kinder, Intellektuelle, er kommt zu dir und sagst: ´du Papa, passt man auf, zur Zeit läuft diese schief, zur Zeit läuft diese schief.´ So soll das sein. Denn von hier wir müssen dort geben. Wir müssen, ja."

4.1.6.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Befragt nach ihren Erinnerungen an ihre Familie antwortete Frau Masseme:
„Die sagte, dass auch viele Kinder haben. Gutes Training. Bis die erwachsen sind."
Der Vater von Frau Masseme habe 11 Kinder mit zwei Müttern gehabt.
Ihr Vater sei Bürgermeister und in einer Oppositionspartei organisiert gewesen. Sie habe ihn in seiner politischen Arbeit unterstützt.
„Vorher wenn (...) in einer Familie, gibt es einen der gut beim Regierung ist, die Familie auch freut sich. Aber jetzt nicht so. Die Familie hat Angst, weil, wenn der Probleme hat, das bedeutet, die ganze Familie hat keine Position mehr in der Stadt."

„Und es war auch sehr (...) gefährlich (...). Staatliche Soldaten kommt immer Zuhause und versuchen, denen zu umbringen oder denen zu schießen. Deswegen, der Mann ist (...) von Hause weggelaufen (...) er hat ein Auto gestoppt, in Autobahn und er ist weiter gefahren. Und seine Familie weiß überhaupt nicht, wo ist er gelandet. Und wie was sein gesund usw. Und er weißt auch nicht, wie ist seine Familie geändert."

Frau Masseme und ein anderes Kind hätte sich nach der Flucht ihres Vaters verstecken müssen, bis sie auch fliehen konnten. Auf unsere Frage, ob sie auch persönlich bedroht wurde, antwortete sie: *„Sie war bei einem Freund von seinem Vater gelebt in Hauptstadt. Also, da ist sich also versteckt. Dann ist die nachher nach Hamburg gekommen."*

Frau Masseme habe erfahren, dass ihr Vater zwischenzeitlich in Ghana war. Sie habe mittlerweile wieder Kontakt mit ihren Eltern.

4.1.6.3.3. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Die Massemes waren Nachbarn. Sie habe damals die 6. Grundschulklasse besucht.

„Sie war viel bei mir gewesen. Fast jeden Tag. Für lernen. Von dort hab ich gesehen, dass, sie hat ein gut Mentalität und sie können was Gutes machen. Zukunft machen."

Sie sei seine Geliebte geworden.

Nach seiner Flucht hätten sie indirekt über e-mail noch Kontakt zueinander gehabt.

4.1.6.3.4. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

„Demokratie ist ein neuer Dinger für uns. Wir haben so lange gelebt, ohne Demokratie, aber sogar haben wir keine solche Schwierigkeit gehabt (...). Ich war damals bei Staatspartei.(...). Wenn Demokratie zu uns gekommen sind, ich habe nachgedacht und gesagt: kuckt mal, was wir vorher gemacht haben ist Quatsch. Jetzt sollen wir zurück und mit Demokratie anfangen, damit unserer besserer Leben, Freiheit haben und so weiter."

1989 sei er von der RPT in eine oppositionelle Partei gewechselt, und dort in der Öffentlichkeitsarbeit tätig gewesen.

„Die wissen, dass ich mit RPT arbeite, viele Informationen sind weg und ich kann nicht viel Dings auch von Partei, dass heißt oppositionelle Partei, haben. Die wollen unbedingt mich in RPT-Partei haben. Aber grundsätzlich sagen: ´Wahrheit ist gut als Geld´. Muss man nicht an der materiell denken mehr an der, was danach kommt. Deswegen bin ich bei oppositionelle Partei. Sonst in oppositionelle Partei kriege ich überhaupt nichts. Bei anderer Partei ich (...) habe meine Bezahlung jeden Monat."

„Für das hab ich Problemen bekommen. Es gab ein Problem zwischen uns und staatlicher Partei RPT. Sie versuchen uns zu schießen. Die versuchen unsere Häuser zu brechen, unsere Familien sind unschuldig. Die sind so gestorben, die wissen überhaupt nicht, was politisch ist (...). Die kom-

men einfach (...) schießen, und am Ende die sehen, dass der Schuldige war, ist nicht dabei (...). Das ist traurig!"

Einmal, nach einer politischen Versammlung sei er für mehrere Stunden auf einer Polizeiwache festgehalten worden.

Eines Tages seien Soldaten bei ihm ohne Vorwarnung aufgetaucht. Er sei geflohen ohne seine Eltern oder Kollegen darüber informieren zu können.

„Nein, die wissen überhaupt nicht. Vom Putsch bin ich weggehauen. Ich konnte nicht jemandem sagen, dass ich wollte jetzt fliehen (...). Ist es so gekommen und bin ich auch weg gegangen. Nur was ich getragen habe, anderes nicht. Meine Bücher, alles ich habe zurückgelassen (...). Es war keine Zeit zu planen wo und wie, weil die Soldaten in unser Haus. Ich bin durch das Fenster raus gegangen. Und unsere Häuser auch waren mit Feuer (...). Alles was ich gehabt habe, (...) Bücher, und Dokumente, alles ist verbrannt.."

Seine Familie habe damals geglaubt, er sei in den Flammen umgekommen.

Er hätte sich auch in einem der Nachbarländern nicht sicher fühlen können *(„wir wissen, in Afrika, also, wenn dieser Präsident ist Freund von anderem, d.h. kannst du dich nicht verstecken.")* und sei deshalb nach Deutschland geflohen.

Zur Schilderung der Erlebnisse Frau Massemes vgl. S. 117f.

4.1.6.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

„Und hier auch, ich wollte nicht sagen, ich bin zufrieden hier zu sein. Zufrieden von was? Von wer?(...). Jemand hat mich nicht schlecht gesprochen oder irgendwas gemacht, aber ich fühle mich, ich bin kein Mensch mehr!"

„Ich habe viele Jahren verliert. Wegen das. Und ich sage einfach, ich will ich mehr daran denken (...)! Das heißt, das ist nicht normal!"

„Ich fühle mich im Gefängnis. Weil, auf der Straße, beim Arbeitsplatz, beim Behörde, ich habe überhaupt kein Recht."

Befragt nach seinen hiesigen Problemen und wie er seine Situation hier erlebe, antwortete Herr Masseme:

„Ja, wir fangen von der Behörde an (...). Als Ausländer, man hat überhaupt keine Position hier in Deutschland. Ich weiß nicht, wie man das erzählen kann, was bei der Ausländerbehörde läuft (...). Die versuchen immer mich zu unterdrücken."

„Viele Ausländer kriegt mental Probleme durch Ausländerbehörde."

Ein Problem sei, dass die meisten Ausländer sich einfach mit den deutschen Gesetzen nicht auskennen würden und folglich ihre Rechte oft nicht gewahrt würden.

Er berichtete über sein Asylverfahren. Man wollte ihm nicht glauben, wollte ihn abschieben.

„Aber wo soll ich hin gehen? Und wie? Ich hatte kein Geld mehr. Ich konnte nicht in Togo zurück. Ich kann, ich konnte nicht in andere Länder hier in Europa oder anderswo auf der Welt gehen (...). Wenn solche Regierung hier, die einzige Lösung ist zum Togo zu schicken, dass für mich ist wirklich, ich weiß nicht welche Adjektiv geben! Ja, wirklich! Ja, ich konnte nicht erzählen, wenn ich heute in Flughafen Togo lande, wie soll bei mir passiert! (...). Solche Land, man muss also selbst fragen, wenn in dieses Land ich zurückgehe, was für mich passiert wäre."
Er hätte sich damals auf einer Konferenz in Togo mit einem Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes (?) über seine politische Tätigkeit unterhalten. Sein Rechtsanwalt habe während seiner Anhörung vorgeschlagen, diesen als Zeugen zu befragen. Dessen Aussage verdanke er letztendlich seinen Status, denn das Gericht habe vor ihm *„ein bisschen Angst gehabt."*

Ähnlich schlechte Erfahrungen habe er auf dem Standesamt gemacht. Aufgrund des dadurch entstehenden Anspruchs auf ein Visum für Frau Masseme, habe man dort 1½ Jahre gezögert, ihrer Eheschließung zuzustimmen.
„Und letzter Tag, was hat die Frau gesagt, (...) die unserer Eheschließung gemacht hat? Die sagt, Herr Masseme, wirklich wir haben nicht gewusst, dass du es schaffen könntest. Aber du hast es geschafft. Und wir begrüßen euch! (...). Sie hat das deutlich gesagt, (...) warum hat das lange gedauert. Sie hat alles zu mir erzählt. Weil, sie weiß, (...) dass ich bin jemand, der nicht aggressiv ist (...). Ich stecke mein Kopf rein, ich kucken was für Geschichte, äh, Gesetz vor mir ist (...). Wenn man sie mir schlecht sagen, das tut mein Herz weh."

Er habe sich zwischenzeitlich auf dem Arbeitsamt als arbeitssuchend gemeldet. Es ärgere ihn, dass man andere Arbeitssuchende ihm vorziehe, auch wenn diese deutlich schlechter qualifiziert seien als er, nur weil er Afrikaner sei. Es sei darüber zu einer Diskussion mit einer Sachbearbeiterin gekommen, die ihm unterstellt habe nur wegen des Geldes nach Deutschland gekommen zu sein. Er habe versucht der Sachbearbeiterin die wirklichen Gründe für sein Hier sein zu erklären. Mehr noch als die Tatsache, dass sie keine Arbeit für ihn habe, störe ihn die Art, wie sie ihn behandele: *„Wenn du machst Schlechte zu mir jetzt, vergessen nicht, dass wenn ich in meiner Heimat bin, ich bin auch jemand. Und ich konnte in einem Office arbeiten, als was du machst hier. Und da vielleicht auch ein Deutscher kommen und was brauchen. Vergesse nicht, dass im Ausland auch gibt es deinen Bruder, deine Schwester."*
Sie habe ihm geantwortet: *„Es ist mir egal. So einfach ist das* (...). *Ich habe keinen Platz für dich."*
Es sei ihm unangenehm von der Sozialhilfe leben zu müssen.
„Ich habe das von meinen Eltern gelernt. Und das hat mich geholfen. Die Eltern haben überhaupt kein Geld, damit ich weiter studieren kann. Ich muss also selbst was suchen, wenn ich weitermachen will. Und, als ich eher hierher gekommen bin, muss man Essen, schlafen, nützt nichts! Das habe ich aber niemals gemacht und ich will niemals das machen!! Ich kann nicht!"

Schließlich habe er selbst eine Arbeitsstelle gesucht. Er habe eine telefonische Einladung zu einem Vorstellungsgespräch bekommen. Als er dort erschien und sichtbar wurde, dass er Afrikaner sei, habe es plötzlich geheißen: *„Es tut mir leid. Tut mir sehr leid, ich habe leider keinen Platz für dich."*

Auf die Frage ob er gegenwärtig arbeite sagte Herr Masseme: *„Ich bin berufstätig bei Versicherung."*

Auch die Frage, was dort seine Aufgabe sei, sagt er: *„Ich bin nur Reiniger."*

Immer wieder kam Herr Masseme auf seine Erfahrung zu sprechen, wegen seiner Hautfarbe ausgegrenzt zu werden.

Wenn jemand, der ihn nicht kenne, eine abfällige Bemerkung mache, sei ihm das relativ egal. *„Aber die Leute die wissen, mit denen habe ich zu tun, wenn die etwas sagt, ich muss durchsehen, durchgucken, was auch sagen. Aber, ich bin kein Rassist, wo das will. Was läuft hier wirklich, ist Rassismus. Und man kann nicht dagegen. Die einzige Lösung ist, die einzige Lösung: jeder hat seine Heimat. Und, wir wollen nur den Deutschen erbeten, wir sind nicht hier immer, nur für eine Zeit."*

„Wenn wir wollen auch zur Vergangenheit gehen, die Deutschen nach dem Weltkrieg sind auch weg von Deutschland (...). Es gibt Leute, die wissen hier überhaupt nichts, was vorher gelauft hätte. Die sagen einfach, wir sind Deutsche, Deutschland für Deutsche, und wir wollen nichts hören, nichts sagen außer: der muss raus. So einfach ist das. Aber die vergessen auch, dass die Eltern waren irgendwo anderes. Wegen das gleiche Probleme (...). Ja! Wegen Krieg!"

Wir fragten, wie sie mit diesen Problemen umgingen.

„Das Problemen ist das, also, als Zivil kam man nichts machen dafür. Die Leute die helfen sollen, die sind auch Rassisten (...). Polizei, ja! So ist das (...)"

Als Ausländer und vor allem als Schwarzer habe man bei Auseinandersetzungen keine Chance.

So ist den auch sein einziges Anliegen an uns*: „Nur was ich sagen könnte ist, dass wenn sie ihre Leute mobilisieren und über Rassismus sprechen könnten, das wäre für uns gut. Das ist das einzige Problem, mit dem wir hier leben."*

Auf die Frage, ob es ihm schwer falle, über diese Erlebnisse zu sprechen, antwortete Herr Masseme *„Selbst ich wollte nicht von solche Dinge reden."*

Auf die Frage, ob es ihm lieber sei, wenn wir diese Schilderungen noch zum Abschluss brächten, *„damit sie das los würden",* oder ob wir besser das Thema wechselten, antwortete er: *„Nee, ist mir egal, wenn sie will, können sie das weitermachen. Kein Problem."*

Auf unsere Frage, welche guten Erinnerungen er mit seinem Aufenthalt in Deutschland verbinde, konnte er uns keine nennen.

Wir fragten Herrn Masseme daraufhin, welches seine ganz konkreten ersten Eindrücke nach der Ankunft waren. Auch hier konnte er uns keine nennen:

„Das ist also, als ich hier gekommen bin, ich denke an meiner Probleme und was da dazwischen läuft, hier habe ich überhaupt keine Stuhl mit (?). Zuerst muss mal zur Behörde. Mit Behörde sprechen und klar zu kommen. Außer dass, kann man was noch suchen?!"

Auf die Frage, ob er zum Zeitpunkt seiner Ankunft hier viel Angst gehabt habe, antwortete Herr Masseme: *„Nur meine Angst war, dass wenn, die Leute mich nicht hören und sofort abschieben, wie werde ich also..... sonst nichts."*
Trotzdem habe er darauf vertraut, dass man ihn nicht abschieben werde.
Auch hier fühle er sich vor politischer Verfolgung nicht sicher, sondern durch Leute aus Togo bedroht.
„Die einzige, was gutes ich finde, ist, dass man kann nicht, also kommen und ein Haus verbrechen oder- Also, sonst alles was ich treffe hier ist, also, für mich Chaos."

In der Zeit, als er noch alleine war, sei es noch schwieriger gewesen. Er habe sich so oft es ging in der Bücherhalle aufgehalten, um nicht alleine in der Wohnung sein zu müssen. Jetzt könne er sich mit seiner Frau unterhalten, und sie könnten Ideen austauschen.

Seine Frau würde sich praktisch nur in Begleitung ihres Mannes bewegen.
„Das ist ein bisschen schwieriger für sie, (...) etwas zu erledigen. Weil, wenn man nicht (...) Sprache beherrschen kann, kannst du nichts bewegen."
Dennoch seien sie zur Zeit wenig motiviert viel Geld in einen Sprachkurs zu investieren, da ungewiss sei, wie lange sie überhaupt noch hier blieben. Erst wenn sie wüssten, dass *„sie hier ein bisschen länger bleibt, sollte sie auch was lernen! Nur Straßensprache ist nicht genug."*

Die Kontakte die sie hier zu anderen Afrikanern hätten, seien ihm nicht genug, man sehe sich höchstens einmal in der Woche. *„In Afrika, wir sind immer, jede Minute wir sind zusammen."*
Er hätte schon gerne Kontakt zu Deutschen. *„Weil, wir wollen noch wissen, was ich nicht weiß. Wenn man nicht Kontakte wollte, dann bleibst du, wo du bist. Dann kommst du nicht mehr hoch."*

4.1.6.4. Das Bild von der Zukunft

„Was ich denke ist, ich habe keine Zukunft hier (...)Was habe ich gelernt? Überhaupt nichts! Was ich in der Leben gemacht habe ist nur Studium. Und jetzt ich habe nichts weiter gelernt. Ich arbeite nicht als was sich studiert habe. Was werde ich? Also, ich weiß nicht, wirklich! Und manchmal, wenn ich denke über das, ich kriege lauter Kopfschmerzen. Und was machen? Gar nichts!"
Auf die Frage, ob er schon mit seiner Frau darüber gesprochen habe, ob sie den Wunsch hätte wieder zur Schule zu gehen antwortete Herr Masseme: *„Sie will weiter zur Schule, aber wie? Das ist die Frage. Ich will auch weiter studieren, aber..."*

Beide wollen nach Togo zurück, sobald sich die politische Lage dort verbessert habe.

„Wenn jetzt ich will nach Hause zurückgehen, die einzige Problem ist über Politik. Zur Zeit geht es überhaupt nicht. Und hier in Deutschland auch, (...). ich fühle mich nicht Zuhause (...). Wenn heute es gut geht in meiner Heimat, morgen ich gehe zurück. Wirklich! Weil, alles was hier läuft ist wirklich unangenehm und kann man nichts machen. Und wenn man etwas nicht machen kann, das bringt, also manchmal Probleme."

4.1.7. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 7 mit Familie Yahya aus dem Sudan

4.1.7.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: über einen uns bekannten Diakon

Herkunft: Sudan; Herr Yahya aus dem Süden, Frau Yahya aus den Nuba-Bergen

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Herr Yahya, 38 Jahre; Frau Yahya 27 Jahre; Töchter 4 und 6 Jahre; Sohn 9 Monate

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: Herr Yahya seit vier Jahren; restliche Familie ein Jahr später; Anerkennung der Familie nach § 16a GG.

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Yahya begonnenes Architekturstudium; tätig in der Logistik verschiedener humanitärer Organisationen; Frau Yahya ohne Schulbesuch und ohne Berufstätigkeit

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Herr Yahya Nachtwächter in einem Hotel; Frau Yahya ohne Berufstätigkeit; Töchter Besuch des Kindergartens

Wohnsituation der Familie im Exil: ein Zimmer im Asylbewerber-Wohnheim

4.1.7.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Das Interview wurde von Dr. Walter in der Räumen der Kinder- und Jugendpsychiatrie des UKE geführt. Ich selbst zeichnete das Gespräch vom Nebenraum aus auf Video auf und erlebte die Yahyas daher kaum persönlich.

Die Yahyas behielten die ganze Zeit über ihre Winterjacken an, während Dr. Walter nur ein Hemd trug.

Herr Yahya wirkte während des Gespräches sehr aufmerksam und Dr. Walter zugewandt, dessen Blickkontakt er suchte. Er dominierte das Gespräch stark. Er hatte darauf bestanden, persönlich für seine Frau zu übersetzen. Doch selbst an diese gerichteten Fragen, begann er schon nach wenigen Sätzen aus seiner eigenen Sichtweise zu beantworten. Das, worüber er mit Dr. Walter sprach, übersetzte er ihr nicht. Er wirkte sehr konzentriert und führte nach jeder Unterbrechung des Gespräches Sätze meist aufs Wort genau da weiter, wo er unterbrochen wurde. Sein Tonfall blieb während des gesamten Gespräches unverändert monoton und emotionslos, selbst wenn er über schlimmste Erlebnisse redete. Dadurch fiel es dem Zuhörer schwer, ihm zu folgen. Auch sein Gesicht zeigte wenig Mimik. Dagegen gestikulierte er beim Sprechen lebhaft mit den Händen.

Frau Yahya, wirkte abwesend und gelangweilt von dem Gespräch. Ihr Blick wich den anderen aus und ging ins Leere. Sie suchte wenig Kontakt zu dem Baby, das sie auf dem Schoß hielt. Das Baby wurde schon bald unruhig und begann zu schreien. Herr Yahya griff daraufhin reflexartig nach der Flasche und gab sie seiner Frau. Als das Kind nach mehreren Minuten erneut zu weinen begann, setzte sich Frau Yahya mit ihm auf den Fußboden und entzog sich damit endgültig dem Gespräch.

Die beiden Töchter begannen frühzeitig sich zum gemeinsamen Spiel im Zimmer auszubreiten. Sie erkundeten den Raum mit aufmerksam suchenden Blicken, bewegten sich dabei aber vorsichtig und leise. In der Regel ging die große Schwester vor, und die kleinere folgte ihr nach einer kurzen Weile. Sie verhielten sich sehr still und kommunizierten, wenn überhaupt, auch untereinander nur mit gedämpfter Stimme. Sie malten viel. Als Dr. Walter sich mit der ältesten Tochter über ihre Erinnerungen an den Sudan zu unterhalten versuchte, reagierte sie (anders als im Kontakt mit ihr allein vor dem Interview) schüchtern. Meist nickte sie bloß oder schüttelte den Kopf. Die Eltern bemühten sich, sie zum Antworten zu ermutigen und ihr die Fragen zu übersetzen. Herr Yahya erklärte, die Kinder seien Fremden gegenüber im allgemeinen schüchtern, aber wenn sie Leute besser kennen würden, wären sie offen und redeten viel. Dieses Verhalten entspräche den in ihrer Kultur üblichen Normen.
Als Dr. Walter den Raum verließ, wirkte die Familie einander zugewandter. Herr Yahya ging auf seine Frau und Kinder zu und nahm den Säugling auf den Arm, was auf diesen beruhigend wirkte. Mann und Frau redeten miteinander und wirken weniger gehemmt. Die Kinder boten ihrer Mutter Kekse an.
Zum Abschluss gab Herr Yahya uns noch ein Buch über Verfolgung im Sudan, damit wir es uns kopieren könnten.

4.1.7.3. Gesprächsdokumentation

4.1.7.3.1. Die Familiendefinition

Familie bedeute, dass derjenige, der etwas besitze, es mit seinen bedürftigen Familienmitgliedern teile. *"If I have money I have to look for some other on my family, who don´t have a job who don´t have something to eat (...). If another one gets a money tomorrow - he will come and look who don´t have money. So all of them (...). they are living a good live."*
Jeder solle sich bei den Yahyas willkommen fühlen. *"Many people they have married from our relatives and they join to our family to live in. They are always happy, they come to our family, they don´t go back to their own family. "*
Jetzt sorge er für seine Kinder. Dafür würden diese dann später ihn und seine Frau versorgen und nicht zulassen, dass sie einst ins Altersheim müssten, wie das in Europa üblich sei. Dabei falle die Aufgabe, sich um die Eltern zu kümmern, vor allem den jüngeren Geschwistern zu. Über seine älteste Tochter sagte er: *"This one now is big. If she is married she can go in the Ausland..."* Allerdings würden er und seine Frau bestimmen wollen, wen ihre Tochter später einmal heirate. Hierbei sei vor allem wichtig, aus was für einer Familie der Mann stamme und ob er *"ein guter Mensch"* sei.

Nach Geschichten befragt, die ihm oder seiner Familie in schwierigen Situationen helfen würden, begann Herr Yahya von ihrer traditionellen Religion zu erzählen, deren Bräuche bis auf den heuti-

gen Tag von einer Generation an die nächste weitergegeben würden: *"In every house (...) in our tribe, our one big family -- but is not exactly -- is family from one, one -äh- one - grandfather and one grandmother a long time ago. Who spread with many people, ja? (...). That culture we don´t leave it also up to now. We are follow that (...). We cannot forget it (...). Yes the same with this Blut, our people use to - to care of Blut - Ja. It catches people, it always catches people..."*
Es bedürfe eines speziellen Ortes, an dem die Leute sich zum gemeinsamen Gebet versammelten und beobachteten, wie einige in Trance fielen, meist Frauen. Um an diesen Ort zu kommen, legten die Leute hundert Kilometer zu Fuß zurück und durchschwömmen, ohne zu zögern, mehrere Flüsse. Aber hier in Europa fehlten ihnen die speziellen Orte, um diesen Glauben weiter praktizieren zu können.

Sein Onkel sei eine Art Priester gewesen. Er sei manchmal für mehrere Monate verschwunden, ohne dass jemand gewusst hätte, wo er war. Dann habe er nichts getrunken als Milch und Wasser von einem ganz bestimmten Fluss. Er könne diesen Ort nicht verlassen: *"He can´t go away. He can only die there. But himself - he cannot dying himself because himself he is very, very strong. So, if somebody wants to come to kill him, you cannot see him, okey?"* Hier in Deutschland könne ihnen dieser Onkel nicht mehr helfen. Mittlerweile wüssten sie nicht einmal mehr, ob der Onkel noch am Leben sei.
Er sagt, wenn er mit Dr. Walter im Sudan wäre, würde er ihn zu den alten Menschen in den Dörfern führen, an Orte, wo es merkwürdige/fremdartige Dinge (´strange things´) zu sehen gebe. Dinge, die ein Europäer nicht glauben würde, wenn er sie bloß erzählt bekäme. *"That is the culture how our old people live.. They have the good culture.(...)"*
Nach dem Verständnis dieser Kultur könnten Menschen einander nichts Schlechtes antun, sondern begegneten allen Lebewesen mit Wohlwollen, Hilfsbereitschaft und Respekt. *"...like my children. Now they don´t know, this is White and this is Black, they think all Menschen sind Menschen (...). As our father told us also, if somebody is bad or beat him, meet him one day, he will change his mind and become good.*[7]*"*
Afrikanische Religion habe die Macht, wirklich zu helfen. Glauben bedeute, Geduld und Vertrauen zu haben. *"Like we now (...) we think, only one day, the god will give us the chance to get a house."*

4.1.7.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Die Familie von Herrn Yahya stamme aus dem Süden des Landes. Sein Vater habe zwei Frauen gehabt. Mit der „großen" hatte er neun Kinder und mit der „kleinen", seiner leiblichen Mutter, sieben; vier Jungen und drei Mädchen.

[7] Ähnlich, wie die alten Dinge nicht mehr greifbar sind, ist heute seine Gewaltlosigkeit nicht mehr vorhanden. Ein Jahr nach dem Interview kam er zum Dr. Walter und bat diesen, ihm zu helfen eine neue Armee aufzubauen und Waffen zu besorgen.

Die Häuser seiner Familienangehörigen im Süden seien zerbombt worden, und seine Mutter und Vater wurden getötet. Sein ältester Bruder *("the big one from the house")* wurde Weihnachten ´95 erschossen. Ein anderer Bruder hielte sich jetzt im Camp der Rebellen versteckt.

4.1.7.3.3. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Frau Yahyas Vater habe bei der Eisenbahn gearbeitet (*"The father is really the master for the one railway.").* Er stamme aus einer kleinen Stadt in den Nuba Bergen. Ihre Mutter stamme aus dem Süden.
Mittlerweile sei ihr Vater entlassen worden, da er kein Moslem sei. Zwei ihrer Brüder seien gezwungen worden, der Armee beizutreten und gegen die Rebellen zu kämpfen.

4.1.7.3.4. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Die Ehe sei durch Frau Yahyas Mutter vermittelt worden , der die Familie von Herrn Yahya noch aus Kindertagen bekannt ist. Sie habe gewusst, dass in dessen Familie keine Erbkrankheiten existierten, was in ihrer Kultur ein wichtiges Heiratskriterium sei. Die Yahyas hätten eine große, traditionelle Hochzeit gefeiert, die 7 Tage gedauert habe und zu der neben der ganzen Familie auch viele Eisenbahner und Mitarbeiter internationaler Organisationen eingeladen gewesen seien. Nach der Hochzeit seien sie in ein schönes, großes Haus in Khartoum gezogen. Frau Yahya sei gerade mit der zweiten Tochter schwanger gewesen, als Herr Yahya festgenommen wurde.

4.1.7.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Das Leben der Yahyas sei tief geprägt von der politischen Situation ihrer sich im Bürgerkrieg befindlichen Heimat und von wachsender Unterdrückung der Christen, auf die Herr Yahya wieder und wieder zu sprechen kam.
Er berichtete, dass Nicht-Muslimen eine gute Schulbildung oder gute Jobs verwehrt blieben, dass sie so in finanzielle Not gerieten und kaum noch in der Lage wären, ihre eigene Familie zu ernähren.
"They give only to these Moslems. And if your children are hungry and they don´t have water to drink - what do you do? You are supposed to change to be a Moslem, than they - that is how they win people." Er berichtete mehrfach, dass Männer, einfach aufgrund ihres christlichen Glaubens verhaftet würden und dass man ihnen dann ihre Kinder fortnähme. Diese würden dann gezwungen eine islamische Schule zu besuchen und den Koran zu studieren.
Es gebe keine Christen in einflussreichen Positionen in der Armee oder der Regierung. Und die wenigen Christen, die überhaupt irgendein öffentliches Amt inne hätten, trauten sich nicht, kritische Äußerungen von sich zu geben.

"We have a big connection with Sudanese army- some army like Christian army, there are some Christian people in army, but they have no power. They put two or three Christians in the government only to show that there are Christians in the Government. But they have no courage to say- if they say something, they dismiss him immediately and put him in prison to stay there in prison. If you come you not support Moslem that is what they make."

Doch selbst moderate Moslems, wären vor Verfolgung und Folter nicht sicher.

Auch Ausländer, v.a. Europäer, würden in ihrer Bewegungsfreiheit zunehmend eingeschränkt. Ihnen werde vorgeworfen, die Christen des Landes zu unterstützen. Auch der ungeheure Wohlstand vieler im Sudan lebender Weißer riefe die Missbilligung der Regierung hervor.

Der Bürgerkrieg sei außerordentlich brutal. Viele Menschen, v.a. in den Nuba Bergen und im Süden des Sudan, hätten all ihren Besitz oder gar ihr Leben verloren. Islamistische Söldnertrupps zögen mordend und vergewaltigend durch die Dörfer und hätten dabei auch keine Skrupel, sich an Kindern zu vergehen.

Sein politisches Engagement habe bereits zu Schulzeiten begonnen und dazu geführt, dass er von der secondary school suspendiert wurde.

Dr. Walter: *„What was your profession in Sudan?"*

Herr Yahya: *„ I am exactly don´t have at the moment a special profession, because I am not finishing university."*

Dr. Walter: *„You started to study?"*

Herr Yahya: *„No. I started to study university, but the politic problem that we are making every time in Sudan we are fighting with Moslem (...). We just have problems with them too much."*

Später habe er lange für verschiedene humanitäre Organisationen gearbeitet. Er habe Informationen und Leute zu den Camps der Rebellen geschmuggelt. Ein Gefangener habe ihn verraten. Er sei darauf in Khartoum festgenommen und in ein großes Gefängnis im Norden des Sudan verschleppt worden. Dort sei auch gefoltert worden.

Auf die Frage, ob er von diesen Erlebnissen heute noch träumen würde, antwortete er: *"I dream sometimes, sometimes. Sometimes I am crying in the night, if I dream about the time I was with security and torture and so on. When they put the fingers away (zeigt auf seine Nägel), that is very bad. Sometimes they make the one metal like this (zeigt auf den Tisch) with a hot, hot water, they say you sit on it, yeah. Sometimes they attack you with electricity ..."*

Auf Nachfrage nennt er noch einige weitere der angewandten Folterpraktiken und fährt dann fort: *"Yeah if you not talk, they really do. Sometimes the people they die. They´re dying and they take you and nobody knows. With fingers and with eggs from the Menschen, you know, the eggs. They catch it with gear, you know, they catch them."*

"Ja, ja. They do all that thing. They do it to me. They do it to all."

Auf die Frage ob und wie er sich durch diese Foltererfahrungen verändert habe, antwortete er: *"No I feel only from the hitting on my lung here."*

Auf die Frage, ob er damals Angst gehabt habe, man würde ihn umbringen antwortete er: *"Yeah. For me I am afraid, then but is really, they have to kill me."*
Er habe gewusst, dass viele der Gefangenen verschleppt und dann heimlich umgebracht wurden und dass auch sein eigenes Leben in Gefahr gewesen sei. Über Kontakte zu einem Gefängniswärter sei ihm die Flucht aus dem Gefängnis und mit dem Schiff in den Libanon gelungen. Dort sei er von der Hisbollah aufgegriffen und zurück in den Sudan gebracht worden.
"And if you arrive to Sudan from the airport they put you to in the plane - army plane, not civilian plane, civilian, no- They put you to helicopter or somewhere they take you through Nuba Mountain or South and then you are finished, they kill you immediately- Because they catched three friends with me, three people. They killed them in 1987, I have here all the history in this thing. That is the place, they killed my friends, people who work together, yeah? We were supposed to be four people. But they arrested three people and me. I ran away."
Ihm sei die Flucht nach Deutschland gelungen. Er habe Kontakt mit seiner Frau aufgenommen, die ihn bereits tot glaubte.

Das Leben seiner Frau und der Kinder sei ebenfalls bedroht gewesen. Sie seien gezwungen worden, ihr Haus zu verlassen und bei verschiedenen Familien unterzutauchen. Frau Yahyas Vater und ihre Brüder hätten sie während dieser Zeit finanziell unterstützt.
"When I was not there my wife- she has some brother, ja? This brother is – they just – ran away from the city to go to the rebels camp, because they have arrested him also. Because of that I am not there an my wife also has dissappeared from there where my wiefe is he ran away also from capital (...). He is in rebel camp and my wife is living in a very dangerous life."
Herrn Yahya sei es gelungen, über einen Bekannten, Kontakt zu einem Menschen aufzunehmen, der am Flughafen arbeitete. Dieser habe seine Familie heimlich ins Flughafengebäude geschleust und dort für mehrere Stunden bis zum Abflug der nächsten Lufthansamaschine versteckt. Im Flugzeug habe Frau Yahya dann alle notwendigen Dokumente erhalten.

4.1.7.3.6. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Die Yahyas seien nicht zufrieden mit den Bedingungen unter denen sie hier leben müssten. Herr Yahya gehe einer Arbeit nach, die seinen eigenen Fähigkeiten und Erfahrungen nicht gerecht werde. Schwerwiegender sei jedoch, dass sie, obwohl sie längst anerkannt seien, immer noch in einem Asylbewerber-Wohnheim leben müssten.
Herr Yahya sprach für seine bitter enttäuschte Frau. Sie habe gedacht, dass sie hier in Deutschland so leben könnten, wie sie das in ihrer Heimat vor dem Verschwinden des Mannes taten. Dort hätten sie ein schönes, großes Haus gehabt und die Kinder hatten viel Raum zum Spielen. Doch hier müssten sie nun in einem Container leben, in einem einzigen Raum für fünf Personen. 730,- DM Miete verlange man dafür von ihnen. Die Kinder müssten auf dem Boden schlafen. Nachts liefen Kakerlaken über ihren Körper. Ungeziefer befände sich auf den Speisen und auf den Toiletten. Der Ort sei

laut, die ganze Nacht über liefe Musik. Auf Herrn Yahyas Beschwerden reagiere keiner. Fremde Leute mit Waffen beträten das Wohnheim und fingen Ärger an. Selbst im Gefängnis habe er unter deutlich besseren Bedingungen gelebt als hier. Diese Bedingungen seien für ihn nicht vereinbar mit einem Land, das angeblich die Menschenrechte respektiere. Niemand fühle sich zuständig, an den schlechten Lebensbedingungen der Flüchtlinge etwas zu verbessern, weder Politiker noch Menschenrechts-Organisationen. *"If they want to get a house for me its not difficult.(...)But all of them they are the same (...). You don´t get help (...). There are plenty of houses in Pinneberg (...). For Sozialamt, but they don´t want to give house, me the house because I´m a black. What they think? For the paying I pay."*

Es sei schwierig, mit Leuten in der Heimat in Kontakt zu treten, da Telefone abgehört würden und telefonieren zudem sehr teuer sei. Über Bekannte in Ägypten könne er indirekt mit Leuten im Sudan kommunizieren. Zu seinen direkten Verwandten sei der Kontakt jedoch abgerissen. Er wisse nicht einmal, wer von ihnen noch am Leben sei.
Frau Yahya träume oft nachts von ihren Brüdern. Sie wache davon weinend auf. Sie glaube nicht, dass es ihren Brüdern gelingen könne, an einen sicheren Ort zu entkommen. *"If they run away from there, no place for them to go. If they run away- if they run away from the war, they come to the capital, they catch them and kill them, because they ran away from the war. If they go to their own, to Nuba Mountain, it´s already damaged. They catch them there and kill them (...). And if they are staying in the war to fight (...). they will kill them in the war."*

4.1.7.3.7. Das Bild von der Zukunft

Herr Yahya vertraue auf eine bessere Zukunft im Sudan*: "Sometimes I think there will be (...) peacetime. It will take two or three years, the country will become good like before."*
Dann wollten die Yahyas zurückkehren. Denn hier könne man nicht glücklich sein. Hier sei das Leben zu mühsam und zu leidvoll.
Vor allem um seine Kinder sorge er sich: *"My children they are here, they´re small children. They still have a good future in front. But me, I am already thirty years. If I die, it´s the same, no problem. Thirty five years. I lived half of it, but my children, (...). they´ll have to find their own way in the future. Its not good for them to be in this place."*

4.1.8. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 8 mit Familie dos Santos aus Angola

4.1.8.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: über einen uns bekannten Diakon, der als Betreuer der Familie fungiert

Herkunft: Angola, Quipungo; vor der Flucht viele Jahre in Luanda gelebt

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Sohn Miguel, 10 Jahre; Tochter Manuela, 4 Jahre; Frau dos Santos, 33 Jahre

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: seit sechs Jahren, Duldung[8]

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Kindergärtnerin

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Frau dos Santos hier nicht berufstätig; Miguel Besuch der 3. Grundschulklasse; Manuela Besuch des Kindergartens

Wohnsituation der Familie im Exil: immer in Wohnheimen gelebt

4.1.8.2. Rahmen und Verlauf des Gesprächs

Dieses Gespräch war das erste von mir und Frau Weber selbst geführte Interview. Der Betreuer von Frau dos Santos hatte von wiederholten Schwierigkeiten mit ihr berichtet. Sie sei bereits straffällig geworden, auch spräche sie kaum Deutsch und kein Portugiesisch, sondern nur ihre eigene Stammessprache. Während eines Vorbereitungsbesuches, bei dem Miguel übersetzte, reagierte sie zurückhaltend aber nicht ablehnend auf unser Forschungsanliegen. Sie erklärte sich einverstanden, mit uns ein Gespräch zu führen, wenn es in dem von ihr gewählten Rahmen stattfinden könne: in ihrer eigenen Wohnung und mit einem ihr vertrauten Dolmetscher.

Miguel wirkte für einen Zehnjährigen schon sehr reif, wenn auch ernst und verschlossen. Manuela suchte bereits nach sehr kurzer Zeit den Kontakt zu uns. Sie wirkte sowohl an diesem Vormittag wie auch während unserer nächsten Begegnung recht ausgeglichen und fröhlich. Wir fuhren die Familie nach dem Vorgespräch zu ihrer Unterkunft zurück. Als Manuela den Ort erkannte, rief sie ganz aufgeregt: *"Das ist unser Zuhause, das ist unser Zuhause!"*

---

[8] Eine Duldung ist mit keinem Rechtsanspruch verbunden, sondern stellt lediglich einen vorübergehenden Verzicht der Behörde auf Abschiebung dar; sie wird in der Regel für 6 Monate, oft aber auch für deutlich kürzere Zeiträume erteilt; sie kann mit Auflagen versehen sein, wie z.B. einem Arbeitsverbot oder einer Einschränkung der Freizügigkeit auf den Kreis oder das Land; es existiert kein gesetzlicher Zwang zur Lagerunterbringung, die kommunale Unterbringung findet in Heimen, Wohnungen des Sozialamtes oder in Lagern statt; Krankenhilfe und Sozialhilfe sind nach dem AsylBewLG eingeschränkt; eine Arbeitserlaubnis wird vom Arbeitsamt nach Lage und Entwicklung des Arbeitsmarktes nur erteilt, wenn für die konkrete Stelle kein bevorrechtigter Arbeitssuchender gefunden werden kann; es existiert kein Anspruch auf Kindergeld und kein Anspruch auf einen geförderten Sprachkursus

Knapp eine Woche später fand das Gespräch statt. Die Familie hatte sich für den Termin schön gemacht. Frau dos Santos trug ein Kleid mit afrikanischem Muster, Manuela hatte eine kunstvolle Flechtfrisur.
Der Raum, in dem die drei zusammen lebten, war ca. 10 qm groß. Er enthielt an Möbeln lediglich ein Doppelbett und ein Schlafsofa. Platz für einen Schrank gab es nicht, die Kleidungstücke lagen auf dem Boden. Dennoch wirkte das Zimmer aufgeräumt, soweit dieses bei der Beengtheit möglich war. In einer Ecke stand ein laufender Fernseher. Während des Gespräches war zunächst der Ton abgedreht; später wurde er ganz ausgeschaltet.

Der Dolmetscher war ein Bekannter einer befreundeten Nachbarsfamilie. Er hatte bereits einige Erfahrung als Dolmetscher am Gericht machen können. Soweit wir das beurteilen konnten, kam er seiner Aufgabe gut nach.

Miguel und Manuela blieben während ihrer Anwesenheit die ganze Zeit über ruhig. Manuela suchte den Kontakt zur Mutter, an deren Seite sie saß, während Miguel neben dem Dolmetscher auf dem Sofa Platz nahm. Die meiste Zeit über waren die beiden jedoch draußen. Miguel, der einen verbundenen Fuß hatte, suchte zwischendurch eigenständig einen Arzt auf.

Insgesamt blieben wir für 2½ Stunden. Allerdings dauerte das wirkliche Gespräch deutlich kürzer.
Die Gesprächsatmosphäre war freundlich, aber doch vorsichtig. Frau dos Santos war in der Lage zu artikulieren, wenn sie Schwierigkeiten mit einer Frage hat.
Das Gespräch wurde zwischendurch immer wieder durch längere Telefonate oder das unangemeldete Auftauchen von Besuch unterbrochen. Der Besuch wartete draußen, was Frau dos Santos gedanklich zunehmend ablenkte. Wir begannen daraufhin schnell die einzelnen Unterpunkte des Interviewleitfadens „abzufragen“, um das Gespräch schneller zu beenden. Beim Anhören der Transkripte fiel auf, wie sehr diese letzten Minuten, den "Verhör"-Charakter einer Asylbefragung hatten. In dem Gespräch fiel mir vor allem die plötzliche Erschöpfung von Frau dos Santos auf, weswegen wir das Gespräch dann auch vorzeitig beendeten. Das Gespräch entsprach in vielem nicht unseren Vorgaben. Wir waren verunsichert. Er ist im nachhinein erkannten wir, dass in dem Gespräch vieles auch generalisierten Interaktionsmustern von Frau Dos Santos entsprach. Wir geben es hier wieder, da gerade „schiefgegangene Interviews“ sich oft als spezifische Interaktionsmuster herausstellen.

4.1.8.3. Gesprächsdokumentation

4.1.8.3.1. Die Familiendefinition

Auf unsere Frage, wie sie den Begriff ´Familie´ definiere, antwortete Frau dos Santos: *"Also, unter Familie verstehe ich meine Kinder und meinen Mann,----------falls ich einen hätte."*

Befragt, ob diese Definition auch der gängigen Definition in ihrer Heimat entspreche, antwortete sie: *"Also, in Afrika verstehen wir unter Familie die große Familie. Da kommen auch dazu Cousinen, die Tanten, Großmutter. Größere Familie als hier in Europa."*
"Und was ich in Afrika für gut halte, ist das Zusammensein in einer Familie, diese Hilfsbereitschaft in der Familie." So hätten ihr als Kind ihre Eltern und Geschwister immer helfend zur Seite gestanden.
Über ihre eigenen Aufgaben in der Familie sagte sie, dass sie als Mutter gut auf ihre Kinder aufpassen solle. Als Ehefrau sollte sie versuchen, mit ihrem Mann *"gut umzugehen"; "Respekt vor ihm haben"; "tun, was er gerne möchte."* Was die Aufgaben der Kinder seien, sollten diese vielleicht selber sagen. Von Miguel erfuhren wir, dass er auf seine kleine Schwester aufpassen und der Mutter bei der Hausarbeit helfen solle. Manuela brauche noch nicht zu helfen.

4.1.8.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Frau dos Santos sei in der Provinz Quipungo geboren worden, wo ihre Eltern einen Hof hatten. Ihr Vater verkaufte als Händler Güter, die er aus der Hauptstadt Luanda bezog. An das Leben dort gemeinsam mit Eltern und Geschwistern vor dem Krieg habe sie gute Erinnerungen.
Als wir sie baten, uns die Geschichte ihrer Familie zu erzählen, begann sie mit den folgenden Worten: *„Meine Familie, habe ich auch Geschwister. Ich habe, zum Beispiel eine ältere Schwester und die hat ein Kind und die beiden sind wegen des Krieges einfach so verschwunden. Und mein Vater ist auch aufgrund des Krieges verstorben. Ich habe noch kleine Brüder, die zur Zeit noch in Angola leben."*

4.1.8.3.3. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Die Familie ihres Mannes stamme ebenfalls aus Quipungo. Die Ehe sei von ihren Schwiegereltern arrangiert worden, bei denen sie nach der Hochzeit zunächst für einige Zeit gelebt habe. Ihrem Mann, der schon in Luanda lebte, sei sie erst später gefolgt. Insgesamt habe sie 9 Jahre lang in Luanda gelebt. Dort sei auch Miguel geboren worden. Es sei ihnen damals finanziell gut gegangen. Solange ihr Mann *„da war"* und sie *„nur Hausfrau"* war, habe sie keine Sorgen gehabt.
Manuela sei in Deutschland geboren worden. Sowohl zu dem Vater von Miguel, wie dem von Manuela bestehe kein Kontakt mehr. Sie werden mit keinem Wort erwähnt.

4.1.8.3.4. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Beginnend mit den Worten: *"Also, ich habe eine schlechte Erinnerung von zu Hause",* erzählte Frau dos Santos davon, dass sie Zeugin wurde, wie ihr Mann, der *"Informationen für die Regierung (...) an die Rebellen"* weiterreichte, in ihrem Hause in Luanda gefoltert und dann *"gekidnappt*" wurde.

Es sei im Haus geschossen worden und sie und Miguel, der noch klein war, seien auch bedroht worden. Das sei 1990 gewesen. Sie habe ihren Mann nicht mehr wiedersehen können.
Sie sei über die Tätigkeit ihres Mannes aufgeklärt gewesen: *"Also, mein Mann hat mich darüber informiert, dass er politisch tätig war, dass er Informationen weitergegeben hat, und er hat mir erzählt, dass wir davon auch Geld bekommen und um zu anfangen zu leben. Das war sozusagen sein Job."*
Sie habe danach Angst gehabt, in ihr Haus zurückzukehren. Bis zu ihrer Flucht nach Europa im Jahr 1991 habe sie bei einem Freund ihres Mannes gelebt, der ihr in allem geholfen habe. Sie hatte davon gehört, dass Soldaten auf der Suche nach weiteren Unterlagen in ihr Haus zurückkehrten und dieses plünderten.
"Und das hab ich nicht für gut gehalten, dass, wenn zum Beispiel jemand verhaftet werden muss, dann verhaftet der Sicherheitsdienst alle Leute in der Familie. Und da habe ich mich entschlossen, woanders zu gehen, wo die Menschenrechte nicht verletzt werden."

4.1.8.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Zentrales Gesprächsthema waren die schlechten Lebens- und Wohnbedingungen der Familie. Frau dos Santos lenkte das Gespräch immer wieder aktiv auf dieses Thema, um uns mit neuerlichen Beispielen ihre Lebenssituation hier näher zu bringen, die sie sehr bedrückte.
Frau dos Santos sei unzufrieden, dass die Lebensbedingungen hier, die nicht wie erhofft *"sicherer und besser"* seien als zu Hause, sondern *"einfach schlecht"*. Nach sechs Jahren *"in diesen Bedingungen*" habe sie *"die Nase voll"*. Wenn das Wetter es zulasse, versuche sie, dem Ort durch Spaziergänge zu entkommen.
Auch die Kinder *"erleben diese ganze Geschichte schon mit",* merkten der Mutter den Kummer an. *"Ich weine ab und zu und dann kommt Manuela zu mir und sagt: ´Mama, warum weinst du?´. Und ich erzähle ihr, warum ich weine- wegen Bedingungen hier."*

"Das ganze Leben in diesen einigen Quadratmetern, das ist einfach zu wenig."
Es mangele der Familie an Platz für Kleider; an Platz für die Kinder zum Spielen. Es gebe keinen Raum zum Zurückziehen. Wenn Manuela beispielsweise spätabends noch essen möchte, werde dadurch der bereits schlafende Miguel gestört.
Im Sommer sei es in dem Raum zu warm. Im Winter sei es feucht. Die Kinder könnten aufgrund der stickigen Luft nicht gut schlafen. Manchmal öffne Frau dos Santos mitten in der Nacht die Tür, um Luft reinzulassen. Davon wachten die Kinder auf und erschreckten sich.
Immer wieder käme es zu Konflikten mit den zwei Mitbewohnern, vor allem um das Reinigen von der gemeinsamen Küche und dem Bad.
"Aber trotzdem bin ich verpflichtet, muss ich mit diesen Leuten zusammenleben, und wir verstehen uns nicht, unter Afrikanern geht es vielleicht noch besser ."

Seit einiger Zeit würden bei Manuela am ganzen Körper *"Pickel"* auftreten, was Frau dos Santos auf die unhygienischen Wohnbedingungen zurückführe. Sie fühle sich *deshalb "immer verpflichtet, (...) sauber zu machen"*, auch wenn der Schmutz gar nicht von ihrer Familie stamme.
"Manchmal sage ich: ´O.k., ich mache nicht sauber´, aber wenn ich an die Kinder denke, dann muss ich das machen. Und das ist diese- Also ich möchte nicht so etwas tun, aber muss ich trotzdem tun, dann fühle ich wie einen Kontrast in mir und das geht nicht."

Frau dos Santos habe das Gefühl, sie könne an ihrer gegenwärtigen Lebenssituation nichts ändern. *"Ich tue nur, was meine Aufgabe ist, also den zuständigen Leuten zu sagen, wie ich lebe, aber dann sollten sie sich schon entscheiden, wie sie meine Lebensbedingungen verändern können. Aber ich selber weiß ich nicht, was ich tun kann."*
So habe sie mehrfach versucht verschiedenen Personen, wie den Hausmeister oder ihrem Kinderarzt auf ihre Situation aufmerksam zu machen. Auch dem Sozialamt habe sie mehrfach hiervon berichtet. Und auch uns fragte sie, ob wir nicht etwas für sie tun könnten.
Ihre Versuche, selbst aktiv zu werden, seien bisher von wenig Erfolg belohnt worden. So habe sie z.B. vom Sozialamt einen § 5-Schein für eine Dreizimmerwohnung bis zu 900,-DM erhalten. Doch bisher sei es ihr nicht gelungen, eine Wohnung zu finden. *"Wenn Leute merken, dass du Ausländer bist, dann kommst du nicht in Betracht. "*
Frau dos Santos sei enttäuscht darüber, dass die Leute, die ihrer Meinung nach etwas tun könnten, ihr bisher nicht halfen. *"Also, der Auslöser dieser Enttäuschungen, das war meiner Meinung nach, also, es war der Bericht. Wenn ich an die zuständigen Leute was berichte, was mich angeht, dann kümmern sie sich nicht darum. Aber ich habe durch Gespräche mit anderen Leuten von anderen Kreisen gehört, dass Leute dort, die Behörden, etwas für sie tun."*
Befragt danach, wie sie mit vergleichbaren Situationen in ihrer Heimat umgegangen sei, sagte sie, dass sie zu Hause viele der hiesigen Sorgen nicht hatte.

Über Kontakte zu anderen Menschen sprach Frau dos Santos nur bei konkreter Nachfrage. In diesem Zusammenhang erwähnte sie den Kontakt zu einem Mann und einer Frau aus Angola, mit denen sie sich ab und zu treffe.
Über bestehende Kontakte in die Heimat wollte sie nicht reden: *"Also, sie hat ein Problem. Zum Beispiel diese Frage, ob sie noch Kontakt von zu Hause hat- also sie denkt, das gehört mehr zu zum Beispiel Asylverfahren."*
An Kontakten mit Deutschen erwähnte sie ihren Betreuer, dem sie auch ihren § 5-Schein gegeben habe, mit der Bitte, *"vielleicht als Deutscher etwas für sie zu tun".*

4.1.8.3.6. Das Bild von der Zukunft

Auf die Frage, ob sie sich eine Zukunft für ihre Familie in Deutschland vorstellen könne, antwortete Frau dos Santos*: „Ich sehe nichts dagegen, dass ich hier meine Zukunft auch aufbauen kann, aber*

sechs Jahre bin ich hier, in diesen Bedingungen und wenn ich einfach Interessenabwägung mache, dann ist es besser für mich nach Hause zu gehen.“

Und an anderer Stelle: *"Vielleicht ist es besser, wenn (...) Deutsche Ausländer hier nicht wollen, (...) dann können sie auch zum Beispiel ein Flugticket besorgen, dann können wir nach Hause vielleicht gehen, und dort können wir leben, wie wir daran gewöhnt sind."*

"Ich bin jedes Mal krank. Wenn Leute nicht mehr von mir hören möchten oder mir, mich nicht mehr sehen möchten, dann können sie auch mich nach Hause schicken. Vielleicht ist es besser. Weil eines Tages werde ich einfach so sterben, weil es zu warm ist oder zu feucht..."

Auf unsere Frage, ob Miguel unter den gegebenen Umständen lieber nach Afrika zurückkehren würde, antwortet Frau dos Santos: *„Ja, vielleicht hätte er selber geantwortet, wenn er hier wäre. Weil er ist zehn Jahre alt, er weiß Bescheid.“*

4.1.9. Verdichtungsprotokoll von Interview Nr. 9 mit Familie Rugemanizi aus der dem. Rep. Kongo

4.1.9.1. Vorstellen der Gesprächspartner

Vermittlung des Kontaktes zu der Familie: über eine im Bereich Asylrecht tätige Rechtsanwältin

Herkunft: Dem. Rep. Kongo, Kinshasa

Alter und Geschlecht der im Exil lebenden Familienangehörigen: Sohn Albert, 5 Jahre; Sohn Marcel, 1Jahr; Herr Rugemanizi, 33 Jahre; Frau Rugemanizi, 31 Jahre

Dauer des Aufenthaltes und rechtlicher Status im Exil: seit 4 Jahren; abgelehnt, drohende Abschiebung

Schulische und Berufliche Situation in der Heimat: Herr Rugemanizi Tätigkeit als Bildhauer; Frau Rugemanizi Entwerfen von Schnitten für ein Modejournal, später Gelegenheitsjobs

Schulische und Berufliche Situation im Exil: Herr Rugemanizi stundenweise Aushilfe in einem Restaurant; Frau Rugemanizi keine Berufstätigkeit; Albert Besuch des Kindergarten

Wohnsituation der Familie im Exil: Bis vor drei Monaten im Asylbewerberheim; jetzt Zweizimmerwohnung im Reihenhaus in einem kleinen Dorf im südlichen Niedersachsen

4.1.9.2. Rahmen und Verlauf des Gespräches

Das Gespräch führten wir auf Wunsch der Familie in deren Wohnung. Das ganze Gespräch war extrem überlagert von den sich aktuell überschlagenden Ereignissen in deren Asylverfahren und den daraus resultierenden existentiellen Ängsten der Familie. Es fiel eine im Vergleich zu den telefonischen Vorgesprächen deutlich nervösere Stimmung auf. Auch schien die Familie an diesem Tag nicht mehr in der Lage zu sein, uns mit unserem Forschungsanliegen und unseren Bedürfnissen wahrzunehmen. Dieses sorgte unsererseits für einige Irritationen und Unmut, was wir aber in der dortigen Situation nicht thematisierten. So hieß es beispielsweise gleich zu Beginn, es stünde deutlich weniger Zeit für das Interview zur Verfügung als vereinbart, weil die Familie am selben Tag noch nach Hamburg reisen müsse, um mit ihrer Anwältin zu sprechen. Auch lehnte Herr Rugemanizi plötzlich jegliche Aufzeichnung des Gespräches ab, obwohl er dieser im telefonischen Vorgespräch zugestimmt hatte. Er wirkte so aufgewühlt, dass unsere Zusicherung, das Gespräch werde streng anonym bearbeitet, gar nicht zu ihm durchzudringen schien. Gegen Ende des Gespräches bemerkten wir, dass er selbst das Gespräch heimlich mit einem Diktiergerät aufgezeichnet hatte, ohne seinerseits uns um Einwilligung zu fragen.

Trotzdem bemühten sich die Rugemanizis um eine freundliche Atmosphäre. Wir wurden gleich ins Wohnzimmer geführt und bekamen Kaffee angeboten.
Sowohl die Kleidung der Rugemanizis wie auch die Wohnungseinrichtung waren sehr europäisch.
Frau Rugemanizi, die deutlich lebendiger und zupackender wirkte als ihr Mann und trotz allem Kummer auch noch „echt“ wirkende Fröhlichkeit vermitteln konnte, war zu Beginn des Gespräches nicht anwesend, da sie in der Küche beschäftigt war.
Herr Rugemanizi wirkte sehr ängstlich und misstrauisch, obwohl er viel lächelte. Trotz der Übersetzungen durch eine Dolmetscherin, hatte er sprachliche und inhaltliche Probleme, uns zu verstehen, was den Gesprächsbeginn sehr schleppend machte, mit Unsicherheiten auf beiden Seiten. So stellte sich erst auf der Rückfahrt im Zug heraus, dass er die Fragestellung und das Ziel unserer Arbeit gar nicht verstanden hatte. Dieses wurde ihm erst im Nachhinein von seiner Frau in ihrer gemeinsamen Muttersprache befriedigend erklärt.
Die Antworten von Herrn Rugemanizi blieben meist sehr vage. Zu Beginn berichtete er uns spontan von den aktuellen, ihn belastenden Ereignissen, die Hauptgrund für seine Angst und sein Misstrauen waren (vgl. hierzu S. 142f). Er wirkte von diesen Ereignissen sehr angeschlagen, erschöpft. Es war kaum möglich, das Gespräch auch auf andere Themen und Fragestellungen zu lenken.
Erst als Frau Rugemanizi sich zu uns setzte, wurde das Gespräch lebendiger und freier. Frau Rugemanizi brachte sich aktiv und sehr lebhaft ins Gespräch ein.

Zwei Wochen vor dem Interview gab es einen schweren, eskalierenden Streit zwischen beiden Eheleuten, der aber dank der Intervention des älteren Sohnes und einer Gemeindeschwester wieder geschlichtet werden konnte, worüber Herr und Frau Rugemanizi sehr erleichtert zu sein scheinen. Auch während des Gespräches waren kurze aggressive Momente spürbar, beispielsweise wenn Frau Rugemanizi, die vieles besser zu verstehen oder zu beobachten schien, ihrem Mann von Zeit zu Zeit ins Wort fiel. Doch eine Behutsamkeit im Umgang der beiden miteinander, Aggressionen nicht sinnlos verletzend herauszulassen, überwog.
Beide Kinder waren während des Interviews recht ruhig. Marcel schrie ein paar Mal schrill auf, ließ sich aber immer schnell wieder besänftigen. Sowohl auf dem Schoß seines Vaters wie auf dem seiner Mutter lag er gerne. Besonders faszinierten ihn Gesichter, in die er immer wieder gerne griff. Er schien keine Angst vor Fremden zu haben.
Albert wirkte für sein Alter sehr wach und sehr reif. Er war offen und sehr wortgewandt. Er sprach fließend Deutsch und Französisch. Er beantwortete unsere Fragen ohne viel Schüchternheit und war sehr darum bemüht, Aufmerksamkeit und Zustimmung zu erhalten. Während des Interviews saß er lange Zeit schweigend mit im Raum und hörte zu. Dabei machte er ein sehr ernstes, konzentriertes Gesicht, um den Anschein zu vermitteln, er verstünde alles wovon gesprochen wurde. Oft drehte er uns schräg über die Seite sein Gesicht zu, machte Faxen und lächelte uns dabei an, wobei es ihm wichtig zu sein schien, ein versicherndes Lächeln zurückzubekommen. Mehrfach betonte er uns

gegenüber, dass er schon sehr groß sei. Als wir später gemeinsam zum Bahnhof fahren wollen, rief er das Taxi für alle.
Der Umgang der beiden Geschwister untereinander liebevoll.

Auf Wunsch der Familie hatten wir eine Dolmetscherin mitgebracht, die ihre Französischkenntnisse vor allem während eines einjährigen Frankreichaufenthaltes erworben hatte, d.h. trotz guter Sprachkenntnisse war Französisch nicht ihre Muttersprache. Auch hatte sie bisher wenig Erfahrung mit „afrikanischem“ Französisch gemacht.
Frau Rugemanizi begann während des Gespräches immer häufiger spontan Deutsch zu sprechen, wobei sie aber trotz gutem Wortschatz die deutsche Grammatik eher schlecht beherrschte. Da sie zudem auch noch sehr hektisch sprach, konnte der Sinn dessen, was sie uns sagen wollte, oft nur vermutet werden, so dass das Auftreten sprachlich bedingte Missverständnissen wahrscheinlich ist. Sie sprach besser deutsch als ihr Mann und verstand vor allem deutlich mehr.

Nach dem Interview fuhren wir gemeinsam mit der Familie nach Hamburg. Dieses gab uns die Möglichkeit einen intensiveren, spontanen Kontakt mit den Kindern aufzubauen. Vor allem Albert schien darüber sehr glücklich. Er hatte sehr viele Fragen an uns und war bemüht, uns ständig in sein Spiel einzubinden. Mindestens zweimal reagierte er fast verstört, als ich mich –nachdem ich mich ein Weilchen intensiv mit ihm unterhalten habe- kurz abwendete, um eine an mich gerichtete Frage zu beantworten. Als sein Vater (aus Unachtsamkeit?) einen von Albert gebastelten Papierflieger zerdrückte, zog er sich zurück und fing still an zu weinen. Auch sonst klang seine Welt bedrohlich. Er erzählte, dass er nachts oft Angst habe und dass er unter seinem Pullover ständig Monster versteckt habe, sechs schwarze Monster, gute Monster, die ihn vor Gefahren schützen würden. Gleichzeitig schilderte er sich als jemand, der mittels des eigenen Witzes unverwundbar sei. Frau Rugemanizi berichtete, dass, wenn Albert merke, dass seine Eltern traurig oder schwermütig seien, er versuche, sie wieder aufzuheitern, indem er Faxen mache oder lustige Geschichten erzähle.

Es stellt sich die Frage, inwieweit dieses Interview überhaupt eine im Rahmen unserer Forschungsarbeit verwendbare Auswertung erlaubt. Wichtige Informationen fehlen ganz oder sind nur sehr spärlich und unsere retrospektive Aufzeichnung des Gespräches aus dem Gedächtnis sind den sonstigen Tonband- oder Videoaufzeichnungen deutlich unterlegen. Dennoch möchte ich dieses Gespräch trotz aller Mängel in die Auswertung mit einbeziehen, da ich denke, dass all das Chaotische, Bedrückende und Lückenhafte, das diesem Gespräch anhaftet, nicht von ungefähr kommt, sondern Ausdruck davon gibt, wie überwältigend die aktuelle Lebenssituation für die Familie Rugemanizi war. So denke ich, es wäre ebenso eine Verfälschung des Auswertungsergebnisses, diesen „Problemfall“ einfach wegen seiner oben genannten Mängel zu ignorieren.

4.1.9.3. Gesprächsdokumentation

4.1.9.3.1. Die Geschichte der Herkunftsfamilie des Mannes

Der Vater von Herrn Rugemanizi war Postbeamter. Jetzt sei er pensioniert. Er habe drei Häuser in Kinshasa, welche von seinen Kindern noch mitbenutzt würden. Herr Rugemanizi habe von seinem Vater Unterstützung bei seiner politischen Tätigkeit erfahren.
Nach der Flucht von Herr Rugemanizi, seien Soldaten zu seinem Vater gekommen, um dort nach ihm zu fragen. Sie zertrümmerten seinem Vater dabei mit Stiefeltritten ein Scheinbein. Herr Rugemanizi zeigte uns ein Foto von seinem Vater mit verletztem Bein. Er leide seitdem unter großen Schuldgefühlen seinem Vater gegenüber. Unsere Frage, ob Herr Rugemanizi sich jemals mit seinem Vater über diesen Vorfall und über seine Schuldgefühle habe austauschen können, wurde von ihm falsch verstanden. Er antwortete, dass er erst lange nach seiner Flucht brieflich Kontakt mit seinem Vater aufgenommen habe, als er von diesem ein paar Dokumente geschickt haben wollte.
Die Mutter von Herrn Rugemanizi sei im Vorjahr gestorben. Über die Geschwister von Herrn Rugemanizi erfuhren wir nichts, ebenso über Kindheitserlebnisse und –erinnerungen.

4.1.9.3.2. Die Geschichte der Herkunftsfamilie der Frau

Die Mutter von Frau Rugemanizi war Diamantenhändlerin; gegenwärtig habe sie Kinshasa verlassen, weil es ihr dort zu gefährlich war. Frau Rugemanizi sei froh über diese Entscheidung der Mutter. Von ihrem Vater erfuhren wir nur, dass er vor acht Jahren gestorben sei. Frau Rugemanizi habe noch zwei Brüder und eine Schwester.
Mit einem ihrer Brüder sei sie vor vielen Jahren zusammen nach Deutschland geflohen. Aus Heimweh und weil sie schwanger geworden sei, kehrte Frau Rugemanizi schließlich nach Zaire zurück. Zu dem Bruder sei seit dem der Kontakt abgerissen, sie habe ihn nie mehr aufspüren können, worüber sie oft bitter geweint habe.
Als Soldaten nach ihrer Rückkehr nach Frau Rugemanizi suchten, habe sich ihre Mutter schützend in den Hauseingang gestellt und sei so selbst bedroht worden. Frau Rugemanizi sagte, ihre Mutter möchte vor allem eines: ihre Kinder in Sicherheit wissen, am liebsten in Europa. Sie sagte, sie höre von ihrer Mutter, wenn diese Probleme habe, und wenn sie keine Probleme habe, höre sie nicht von ihr. Andersherum gelte dasselbe. Sie habe jetzt bereits ein ganzes Weilchen nicht mehr von ihrer Mutter gehört, worüber sie ganz froh sei.

4.1.9.3.3. Die Geschichte der Gegenwartsfamilie

Herr Rugemanizi habe Frau Rugemanizi eines Tages einfach auf der Straße angesprochen, sie habe ihm gefallen. So lernten sie sich kennen. Beide lächelten bei dem Gedanken daran. Albert war damals schon geboren, zu dem Vater habe aber kein Kontakt mehr bestanden. Herr Rugemanizi ak-

zeptierte das Kind ziemlich problemlos. Albert nenne ihn „Papa“. Er wisse gar nicht, dass er nicht der leibliche Vater sei. Herr Rugemanizi wollte es ihm schon einmal sagen, aber sie wollte es noch nicht, da er ihrer Meinung hierfür noch zu jung sei. Es gefiel Frau Rugemanizi nicht, erfahren zu müssen, dass ihr Mann politisch aktiv war, da sie dadurch die Sicherheit der Familie gefährdet sah. Auf ihren Wunsch floh die Familie vor ca. 1½ Jahren nach Deutschland. Vor einem Jahr wurde ein gemeinsamer Sohn der Rugemanizis in Deutschland geboren.

Zwei Wochen vor dem Interviewtermin hatten die beiden einen schweren Streit. Herr Rugemanizi sagte von sich selber, dass er sehr eifersüchtig sei, wenn seine Frau mit anderen Menschen rede oder telefoniere. Er wolle dann immer sehr genau wissen, mit wem sie worüber gesprochen habe. Es störe ihn zu merken, wie seine Frau sich verändere. In der Heimat habe sie sich den kulturellen Normen entsprechend immer seinen Wünschen gefügt. Hier sei sie viel selbstbewusster geworden und viel selbständiger. Während Herr Rugemanizi am afrikanischen Rollenverständnis von Mann und Frau festzuhalten versuche, äußerte sich Frau Rugemanizi sehr kritisch zur Rolle der Frau in Afrika; sie begrüße die Selbständigkeit, die Frauen hier genössen. Der Streit eskalierte und Herr Rugemanizi wurde handgreiflich. Albert griff –um seine Mutter zu beschützen - daraufhin zum Telefonhörer und rief die Gemeindeschwester an. Es sei zum Gespräch zwischen der Gemeindeschwester und den Eheleuten gekommen. Herrn Rugemanizi wurde der Vorschlag gemacht, er solle eventuell alleine in die Heimat zurückreisen, wenn sich die beiden nicht mehr vertrügen. Es gelang ihnen dann aber doch noch, jeweils einzulenken und Frieden zu schließen. Herrn Rugemanizi hatte dieser Streit sichtlich mitgenommen. Selbst seinem Arbeitgeber sei aufgefallen, dass er während der vergangenen zwei Wochen unkonzentriert und in Gedanken versunken gewesen sei. Auch Frau Rugemanizi betonte mehrfach, ihr Mann sei in letzter Zeit oft abwesend und schwermütig. Er schlafe schlecht, und rede viel im Schlaf, auch scheine er unter Alpträumen zu leiden.

4.1.9.3.4. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat, die zur Flucht führten

Frau Rugemanizi lebte bereits von 1989 bis 1992 gemeinsam mit ihrem Bruder in Deutschland. Über die Hintergründe der damaligen Flucht erfuhren wir nichts. Frau Rugemanizi erzählte, dass sie damals starkes Heimweh hatte. Als sie über die deutschen Medien erfuhr, dass sich die politische Lage in ihrer Heimat entspannt hatte, beschloss sie, ins damalige Zaire zurückzukehren. Zu diesem Zeitpunkt war sie mit Albert schwanger. Über ihren damaligen Partner schien sie jedoch nicht sprechen zu wollen. Sie sagte, dass sie ihren Entschluss nach Zaire zurückzukehren, später oft bereut habe. Es habe sie geschockt, zu sehen, wie dieses Land, welches sie aus Kindertagen noch als reich erinnere, von Jahr zu Jahr weiter heruntergewirtschaftet wurde und wie sich eine zunehmende Resignation bemerkbar machte. Von Entspannung und Demokratie schien das Land so weit entfernt wie eh und je. Zudem hätte viele Menschen gewusst, dass sie in Europa gewesen sei. Sie galt mit einmal als unbequeme Person, da man davon ausging, dass sie in Europa Zugang zu unzensierten

Medien gehabt hatte. Deshalb sei sie von Soldaten mehrfach verbal attackiert worden. Sie reagierte darauf mit solcher Angst, dass sie sich fast die ganze Zeit über zu Hause aufhielt. Wenn sie, beispielsweise auf dem Weg zum Markt, doch einmal ein paar Soldaten nur von ferne sah, floh sie schnell in eine Nebenstraße. Zu der Zeit lernte sie ihren Mann kennen. Sehr schnell zog sie zusammen mit Albert bei ihm ein, um so endlich ihren eigenen Wohnort, an dem sie sich nicht mehr sicher gefühlt hatte, gegen einen neuen, vermeintlich sicheren einzutauschen. Ein schwerer Schock war es für Frau Rugemanizi kurze Zeit nach ihrem Umzug von ihrem Mann zu erfahren, dass dieser politisch aktiv und auch nicht bereit sei, diese Aktivitäten einzustellen.

Herr Rugemanizi war während der letzten zwei Jahre in seiner Heimat in einer Jugendbewegung organisiert. In erster Linie verteilte er Flugblätter; auch lud er zu regelmäßigen Versammlungen bei sich ein. Er wurde verhaftet, war aber nur für sehr kurze Zeit im Gefängnis. In einem Gefängnis war er für vier, in einem weiteren für drei Tage. Ein Wächter, der den selben "Namen" hatte wie Herr Rugemanizi, ließ ihn damals entkommen. Nach der gelungenen Flucht aus dem Gefängnis suchte er den Chef seiner Organisation auf, um die Flucht für sich und seine Familie außer Landes zu organisieren.

Sowohl Herr Rugemanizi wie Frau Rugemanizi redeten sehr schlecht von ihrer Heimat; sowohl von Mobutu wie auch von Kabila. Beide seien sie Diktatoren, die Günstlingswirtschaft betrieben. Sie seien enttäuscht, dass Kabila nicht wie versprochen Wahlen durchgeführt habe. Nicht nur in die politischen sondern auch in die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen hätten sie kein Vertrauen. „In Afrika“ sei alles schlecht: die Infrastruktur, das Gesundheitssystem, das Schulsystem. Nur der private Sektor funktioniere, doch der sei ungemein teuer. Frau Rugemanizi sagte, sie seien unter einer Diktatur aufgewachsen, ihre Kinder sollten es endlich besser haben.

4.1.9.3.5. Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke, die das Leben im Exil prägen

Fast alles in dem Interview drehte sich um das Asylverfahren und die drohende Abschiebung. Zwei Tage vor dem Interview erhielten die Rugemanizis mit der Post den endgültigen Ablehnungsbescheid. Ihre Duldung laufe zwei Monate später aus. Die Rugemanizis hätten sofort versucht, mit ihrer Anwältin Kontakt aufzunehmen. Sie seien enttäuscht, weil diese am Telefon kaum Zeit für sie zu haben schien und auch distanzierter wirkte als sonst. Und das, obwohl sie immer pünktlich gezahlt, und insgesamt schon viel Geld in die Anwaltskosten investiert hätten. Deshalb wollten sie jetzt nach Hamburg fahren, um persönlich mit ihr zu sprechen.

Herr Rugemanizi wurde vor einiger Zeit von einem Journalisten interviewt. Er äußerte sich dabei sehr kritisch über die neue Regierung Kabilas. Obwohl der Journalist ihm versprochen hatte, seine Äußerungen würden anonym bleiben, seien diese kürzlich in einer sehr populären afrikanischen Zeitschrift veröffentlicht worden, unter Nennung von Namen und Aufenthaltsort von Herrn Rugemanizi Diesen Zeitungsartikel, den er uns auch zeigte, habe er vor wenigen Tagen von seinem Vater zusammen mit einem Begleitbrief geschickt bekommen. Dieser Vorfall bereitete Herrn Rugemanizi

in Anbetracht einer drohenden Abschiebung große Sorgen. Er rechne deswegen sicher mit negativen Konsequenzen, falls er wieder in seine Heimat zurück müsste.

Beide Söhne litten an Glucose-6-Phosphat-Dehydrogenasemangel. Bei dem jüngeren sei dieser erbliche Enzymdefekt jedoch deutlich schwerwiegender ausgeprägt als bei dem älteren. Sie dürften deshalb viele Medikamente nicht einnehmen, darunter fast alle gängigen Schmerz- und vor allem Malariamedikamente, die in Afrika eingesetzt würden. Die Rugemanizis befürchteten nun, nach ihrer Rückkehr wäre Marcels Leben bedroht, sobald er einen ersten schweren Malariaanfall erlitte, denn die dortigen Ärzte wären in der Regel sehr unmotiviert und alternative Medikamente wären entweder gar nicht vorhanden oder aber unerschwinglich teuer. Die Rugemanizis seien enttäuscht darüber, dass der Kinderarzt, der die Diagnose gestellt und sie so gründlich aufgeklärt habe, nicht bereit gewesen sei, ihnen zu helfen, als die Rechtsanwältin vorschlug, die Krankheit des Kindes in die Begutachtung zum Asylverfahren einzubauen.

Alles in allem fühlten sie sich die Rugemanizis in dem Ort, in dem sie lebten, wohl. Sie sagten, sie hätten gute Kontakte zu den Nachbarn, die sehr hilfsbereit seien und von denen sie fast alle ihre Möbel geschenkt bekommen hätten. Sie sagten, dass sie hier viele Freunde gefunden hätten, auch deutsche Freunde. Auch Albert scheine sich hier wohl zu fühlen. Er gehe hier in den Kindergarten. Eigentlich solle er dieses Jahr eingeschult werden. Er könne jetzt schon ein wenig schreiben, worauf seine Eltern, die schon ein wenig mit ihm üben, sehr stolz seien. Sie sagten, wenn er hier bleiben könne, würde er es bestimmt bis zum Uniabschluss bringen.

Diskriminiert fühlten sie sich von den Beamten der nächsten Stadt, die sie für die Ablehnung ihres Asylantrages hauptsächlich verantwortlich machten und die für ihr rassistisches Gedankengut bekannt seien, was ihnen auch ihre Anwältin bestätigte. Es ärgere Herrn Rugemanizi, dass seine Anwältin nichts dagegen unternehme, wo sie doch als Anwältin schon eine gewisse Macht habe. Insgesamt fühle sich Herr Rugemanizi sehr hilflos gegenüber deutschen Ämtern.

Frau Rugemanizi erzählte kaum von ihrer früheren Zeit in Deutschland. Sie habe damals an dem selben Ort gewohnt, an dem sie auch dieses Mal lebten, bis sie vor ein paar Monaten eine eigene Wohnung fanden.

4.1.9.3.6. Das Bild von der Zukunft

Frau Rugemanizi sorge sich sehr um die Zukunft der Familie, v.a. der Kinder. Sie habe große Angst davor, zurückgeschickt zu werden, bevor in ihrer Heimat Demokratie herrsche (wobei sie selbst davon ausgehe, dass bis dahin noch viele Jahre vergehen werden). Sie sagte, sie beiden seien unter einer Diktatur aufgewachsen, ihre Kinder sollten es einmal besser haben. Eine Zukunft in der Dem.

Rep. Zaire könne sie sich gegenwärtig nicht vorstellen. Sie sagte, wenn sie zurückmüsste, „dann könne sie auch gleich Gift nehmen“.

Nachtrag: Ca. zwei Monate nach dem Interview rief mich Frau Rugemanizi unerwartet an. Sehr aufgeregt berichtete sie, ihre Duldung sei ausgelaufen, man hätte ihnen die Papiere weggenommen, und wir müssten unbedingt helfen. Wir sollten noch einmal kommen, damit wir das Interview nun in aller Ausführlichkeit fortsetzen könnten, sie wären diesmal auch zu einer Tonbandaufzeichnung bereit. Wir müssten die verantwortlichen Beamten davon überzeugen, dass sie die Wahrheit gesagt hätten und deshalb hier bleiben müssten. Der Rest war so verworren, vorgetragen in hektischem, schlechten Deutsch, dass ich Frau Rugemanizi beim bestem Willen nicht mehr folgen konnte. Ich erklärte Frau Rugemanizi, dass ich glaube, mit solch einem Interview könnten wir der Familie in der akuten Situation wenig helfen, versprach aber, mich noch einmal mit der Anwältin in Verbindung zu setzen. Am selben Tag rief mich eine Mitarbeiterin von amnesty international und erzählte mir, sie hätte gerade die letzten Stunden bei der Familie zugebracht. Mit viel Geduld habe sie schließlich folgendes in Erfahrung gebracht: Die Rechtsanwältin der Rugemanizis hatte gegen die drohende Abschiebung Berufung eingelegt, diese war aber nicht mehr rechtzeitig eingetroffen, so dass die zuständige Ausländerbehörde die Abschiebung der Familie veranlasste. Zu ganz früher Morgenstunde tauchte die Polizei völlig überraschend bei den noch schlafenden Rugemanizis auf. Man nahm der Familie die Papiere ab, erlaubte gerade noch das Allernötigste in ein paar Plastiksäcken zu verstauen und brachte die Rugemanizis dann zum Flughafen von Hannover, wo bereits eine Maschine nach Kinshasa wartete. Wegen des hohen Sicherheitsrisikos würden die abgeschobenen Flüchtlinge auf den Flügen nach Kinshasa nicht, wie sonst üblich von Sicherheitsbeamten des Bundesgrenzschutzes begleitet. Im Flugzeug sei Frau Rugemanizi regelrecht hysterisch geworden und habe aus Verzweiflung solch eine Szene gemacht, dass der Pilot Mitleid bekommen und sich standhaft geweigert habe, mit der Familie an Bord zu fliegen. Vom Flughafen aus hätten die Rugemanizis nun endlich Gelegenheit erhalten, ihre Anwältin anzurufen. Anschließend seien sie von der Polizei wieder in ihre Wohnung zurückgebracht worden, ihre Papiere hätten sie jedoch nicht zurückerhalten. Frau Rugemanizi sei daraufhin in die nächstgelegene Kirchengemeinde geflohen.
Mit viel Verhandlungsgeschick gelang es der Mitarbeiterin von AI schließlich im Verlaufe der nächsten Tage die Papiere mit einer um einen Monat verlängerten Duldung zurückzuerhalten. Sie fragte nun, ob es möglich sei, einen Arzt oder eine Ärztin zu finden, der bzw. die bereit sei, in für den Laien verständliche Worten zu erklären, was sich hinter dem Begriff Glucose-6-Phosphat-Dehydrogenasemangel verberge und welche Risiken damit für den Jungen eventuell nach einer Rückkehr in die Dem. Rep. Kongo verbunden seien; eine medizinische Indikation wäre gegenwärtig die einzige Möglichkeit eine Abschiebung noch zu verhindern. Eine Ärztin, die selbst viele Jahre in Kinshasa gearbeitet hatte erklärte sich bereit, ein Gutachten auszustellen. Doch weder ihr noch ein von der Rechtsanwältin in Auftrag gegebenes Gutachten wurden für die Beurteilung des nachfol-

genden Verfahrens herangezogen; das Gericht bezog sich ausschließlich auf ein von der Ausländerbehörde selbst in Auftrag gegebenes Gutachten.

Ich habe diese Ereignisse u.a. deshalb in solcher Ausführlichkeit dargestellt, weil sie die gegenwärtige Lebenssituation der Familie Rugemanizi und die von der Familie verwendeten Copingstrategien sehr pointiert wiedergeben.

5. Diskussion:

5.1. Wie nahmen die Familien ihre soziale und politische Lebenssituation in ihrer Heimat wahr und wie bewerteten sie diese?

In den Schilderungen der Familien aus Togo gab es eine Reihe von Parallelen. Die politische Situation im Togo seit Beginn der 90er Jahre wurde von allen Familien sehr negativ bewertet. Die von den verschiedenen Familien gemachten Aussagen und Metaphern wirkten allesamt sehr bedrückend und bedrohlich. Die Situation im Land sei *„nicht erträglich“* (vgl. hierzu S. 68). Eyadéma habe das *„Leben durcheinander so gebracht“* (vgl. hierzu S. 57), *„Man wird erstickt, das geht doch nicht.“*; *„Selbst die Kinder haben in Togo kein Leben“* (vgl. hierzu S. 108*); „Für Togo gibt es keine Zukunft“* (vgl. hierzu S. 88) etc. Auf der gesellschaftspolitischen Ebene bestehe ein Vakuum. Eyadéma habe die alte bestehende „gute“ Ordnung korrumpiert und somit ad absurdum geführt - die einst einflussreichen Chefs seien nur noch Marionetten in Eyadémas Machtapparat; eine neue „gute“ Ordnung gebe es noch nicht. In dem Transformationsprozess von traditioneller Gesellschaftsordnung, in der Macht durch Abstammung legitimiert war, zu einer modernen Demokratie, in der Legitimation idealerweise durch Bildung und Wissen entstehe, sei die Gesellschaft in der Diktatur steckengeblieben (Herrschaft mittels Militär und Gewalt ohne Legitimation).

Von Herrn Adjovi und Herrn Adiwanou wissen wir, dass sie der politische Situation bereits seit Schulzeiten kritisch gegenüberstanden und dass sich an ihrer Wahrnehmung nicht viel geändert hatte (vgl. hierzu S. 57 und S. 68). Und auch Frau Adjovi war spätestens seit ihrem Engagement in einem Studentenverein dem Regime gegenüber kritisch eingestellt (vgl. hierzu S. 56). Dagegen wissen wir von Herrn Komlan und Herrn Masseme, dass sie die politische Situation in der Vergangenheit ursprünglich als positiv erlebten. So beschrieb Herr Komlan, dass in seiner Familie kritische Anmerkungen zu Eyadéma Tabu waren (vgl. hierzu S. 93). Auch Herr Masseme sagte, vor Beginn der Demokratisierungsbewegung habe es keine Schwierigkeiten gegeben (vgl. hierzu S. 118). Doch als das Ausmaß an Willkür und Brutalität des Regimes gegenüber Wehrlosen und politisch Unbeteiligten zu Beginn der 90er zu sehr zunahmen und man begann, öffentlich über das Unrecht des Regimes zu sprechen und beide selbst Zeuge von gewalttätigen Übergriffen durch das Militär wurden, ließ sich deren positives Bild nicht länger aufrecht erhalten. Bei beiden kam es zu einer radikalen Umbewertung der politische Situation, die die Vergangenheit in Frage stellte. Herr Komlan erlebte es wie eine Befreiung, endlich die Wahrheit sehen und den Mund aufmachen zu dürfen. Die von beiden in die Demokratisierungsbewegung gesetzten Hoffnungen erfüllten sich allerdings nicht, sondern die Situation wurde immer destabiler und bedrohlicher, worauf beide mit Enttäuschung und großer Angst reagierten (vgl. hierzu S. 95f und S. 118f).

Frau Sadou und Frau Masseme hatten Eltern, die politisch gegen Eyadéma tätig waren und diese Einstellung an ihre Töchter weitervermittelten (vgl. hierzu S. 67 und S. 117). In den Familien von Frau Adjovi und von Herrn Kodjo gab es sowohl Anhänger wie Gegner Eyadémas und es fand innerhalb der Familie eine Auseinandersetzung um politische Themen statt (vgl. hierzu S. 54f, 79f). Der Vater von Herrn Olabode wurde aus politischen Gründen ermordet, allerdings erfuhren wir nichts über die Hintergründe. Der Rest der Familie wollte seit dem mit Politik nichts mehr zu tun haben (vgl. hierzu S. 104 und 106). Herrn Komlan wurde in seiner Familie das Bild vermittelt, das politische System seiner Heimat sei gut. Erst als dieses Bild mit dem eigenen Erfahrungen von Herrn Komlan nicht länger kompatibel war, machte er sich auf die Suche nach einem neuen Bild (vgl. hierzu S. 95). In den restlichen Herkunftsfamilien schien Politik keine wichtige Rolle gespielt zu haben.

In allen von uns interviewten Familien hatte sich als Konsequenz auf die Situation mindestens ein Familienmitglied politisch engagiert. Dieses Engagement führte in allen Fällen zu einer Neubewertung der Lebenssituation der Familien, denn die Familien wurden daraufhin direkt verfolgt und bedroht.

Aus der Traumaforschung wissen wir, dass der bewussten Entscheidung, ein erhöhtes Verfolgungsrisiko in Kauf zu nehmen, als Konsequenz der eigenen politischen Aktivitäten, ein protektives Potential innewohnt. Die Verfolgung stellt somit kein vollkommen unvorhersehbares Schicksal dar, sondern ist zumindest bedingt erklärbar (z.B. Summerfield, 1995). Dieses deckt sich auch mit unseren Ergebnissen. So ließ sich den Schilderungen von Herrn Adjovi, Herrn Adiwanou, Herrn Kodjo und Herrn Olabode entnehmen, dass sie sich den Bedrohungen anfänglich noch gut gewachsen fühlten, da sie mit diesen auch gerechnet hatten und auf sie zu reagieren wussten, z.B. in dem sie sich versteckten. So sagten die Adjovis, solange die Konsequenz für Herrn Adjovis Tätigkeit „nur“ Gefängnis bedeutete, konnte die Familie dessen Engagement noch positiv bewerten (vgl. hierzu S. 56). Auch Herr Adiwanou schien die wiederholten Verhaftungen noch lange als nicht zu bedrohlich erlebt zu haben, weil er darauf vertrauen konnte, in entscheidenden Momenten Hilfe durch andere Menschen zu erhalten (vgl. hierzu S. 68). Später erlebten sie ihren politischen Gegner jedoch als übermächtig, ihre Situation wurde zunehmend bedrohlicher. Herr Adjovi sprach von „verrückten“ Militärs, deren Absichten unkalkulierbar waren, so dass das Leben für keines der Familienmitglieder mehr sicher war (vgl. hierzu S. 58f). Herr Olabode beschrieb, dass man sie fand und bedrohte, egal wie weit sie sich zurückzogen und wo sie sich versteckten. Selbst im ghanaischen Exil wechselten sie noch ständig die Stadt, trotzdem konnten sie sich nirgendwo mehr sicher fühlen und nirgendwo mehr zur Ruhe kommen (vgl. hierzu S. 108f, 111). Bei Herrn Komlan und Herrn Masseme gewann man im Interview den Eindruck, dass sie sich der möglichen Konsequenzen zu Beginn ihres politischen Engagements gar nicht bewusst waren. Dadurch wurde die Situation, als ihnen diese bewusst wurde, noch viel bedrohlicher. Herr Masseme berichtete, dass seine gesamte Existenz

plötzlich zerstört wurde. Sein Haus mit all seinem Besitz und seinen Dokumenten verbrannte, seine Familie und die seiner Frau wurden versprengt (vgl. hierzu S. 117ff).

Die Familien verloren hierdurch die Unterstützung durch den Mann. Frau Kodjo erlebte dieses alleine gelassen sein und die fehlende Unterstützung als so bedrohlich, dass sie als Reaktion darauf ganz alleine nach Europa floh (vgl. hierzu S. 82f). Teilweise erlebten die Frauen auch wie sie selbst direkt bedroht wurden. Frau Olabode berichtete, als wie bedrohlich sie es erlebte, wie man ihre Werkstatt und ihre Wohnung zerstörte und sie später verhaftete und im Gefängnis misshandelte (vgl. hierzu S. 108ff). Wie Frau Komlan ihren Gefängnisaufenthalt erlebte, erfuhren wir von ihr nicht. Von Frau Sadou erfuhren wir nur, dass sie die Situation nach der Flucht ihres Mannes, als sie und ihre Co-Frau selbst verfolgt werden, als *„sehr, sehr schwer“* erlebt habe (vgl. hierzu S. 69f). Auffällig ist, dass die Schilderungen ihrer Kinder wenig bedrohlich klangen (und sie behaupteten ja auch mehrheitlich, sie hätten keine Angst gehabt). Dort waren die „Guten“ (ihre Verwandten) immer stärker (Cousin schlägt die Soldaten mit Steinen in die Flucht) oder listiger (der Vater kann entkommen), keiner von ihnen wurde verletzt, getötet, überwältigt (vgl. hierzu S. 70). Trotzdem ist anzunehmen, dass sie über all die Zeit selbst etwas von den bedrohlichen Ereignissen mitbekamen.

In vielen Interviews wurde erwähnt, dass die Sorge um Angehörige die Situation noch bedrohlicher machte. So beschrieb Frau Olabode, dass sie die Angst und Ungewissheit um ihren Mann schlimmer fand, als die eigene Verhaftung (vgl. hierzu S. 109f). Für Herrn Adjovi war es nicht die Sorge um die eigene Person, sondern um seine Frau und seine Kinder, deren Sicherheit nicht mehr gewährleistet war, die zu dem Entschluss zu fliehen führte (vgl. hierzu S. 58). Herr Adiwanou erlebte, dass die Situation nach seiner Flucht die Zukunft seiner Kinder bedrohte und er sich deshalb bemühte sie nach Deutschland nachkommen zu lassen (vgl. hierzu S. 69). Herr Kodjo musste erleben, wie seine gänzlich unbeteiligte Schwester ermordet wurde (vgl. hierzu S. 81). Ebenso musste er erleben, wie versucht wurde seine Familienangehörigen dazu zu benutzen, ihn zur Aufgabe seiner Aktivitäten zu bringen. Er erlebte die Situation als lebensbedrohlich für ihn und seine Angehörigen solange er noch in Afrika war (vgl. hierzu S. 82)

Auf der anderen Seite wurde die Unterstützung durch die jeweiligen Herkunftsfamilien von Frau Adjovi, Familie Komlan und Familie Adiwanou als hilfreich erlebt (vgl. hierzu S. 54f, 66, 96). Familie Olabode konnte zumindest teilweise auf Unterstützung durch die Familie der Frau zurückgreifen (vgl. hierzu S. 107, 111). Wo die Herkunftsfamilie fehlte war die Situation oft noch bedrohlicher, wie bei den Massemes (vgl. hierzu S. 117f). Auch Frau Kodjo wäre damals nicht geflohen, wenn ihre Eltern sie hätten unterstützen können, als ihr Mann weg war (vgl. hierzu S. 82).

Ausführlich wurde nur in dem Interview mit Familie Kodjo über die jeweilige Entscheidung der beiden Ehepartner zur Flucht gesprochen (vgl. hierzu S. 82f). Aber auch keine der sonstigen Familien schien für sich damals eine Alternative hierzu gesehen zu haben.

Die soziale Situation vor Beginn ihres Engagements bzw. der Verfolgung wurde von allem Familien positiv dargestellt. Keine Familie berichtete von finanziellen Sorgen. Die meisten berichteten ihr

Beruf habe ihnen Spaß gemacht und sie hätten hierüber auch Anerkennung erfahren. Viele von ihnen arbeiteten in anspruchsvollen Berufen und zeigten hierin auch eine Bereitschaft Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen. Viele Familien erlebten es als positiv, sich im eigenen Garten selber mit Lebensmitteln versorgen zu können. Die menschlichen Kontakte zu Nachbarn, Freunden und Familie waren zahlreich, vermittelten ein Gefühl der Verbundenheit. Das Gefühl in entscheidenden Momenten nicht alleine dazustehen, sondern Hilfe durch andere Menschen zu erhalten, war für viele Familien hilfreich (vgl. hierzu S. 66, 83f, 93, 100, 108ff, 117). Auch die soziale Situation verschlechterte sich bei vielen Familien. Herr Adiwanou wurde vom Dienst suspendiert, der Salon von Frau Olabode wurde zerstört, ihre gemeinsame Wohnung verwüstet, der gesamte Besitz von Herrn Masseme verbrannte (vgl. hierzu S. 68, 109f, 119).

Familie Yahya und Familie dos Santos kamen aus Ländern, in denen zur Zeit ihrer Flucht Bürgerkrieg herrschte. Das Ausmaß der Bedrohung war groß (lebensbedrohlich) bei einem hohen Grad an Ungewissheit. Die zeitliche Dimensionen von Krieg und Verfolgung waren nicht kalkulierbar (vgl. hierzu S. 127, 133f).
Frau dos Santos stand den politischen und gesellschaftliche Verhältnissen in ihrer Heimat passiv gegenüber. Sie waren ihr unverständlich. Sie fühlte sich als Frau nicht zuständig für politische Fragen und interessiert sich auch nicht dafür. Der Überfall auf ihr Haus und die Verschleppung ihres Mannes trafen sie unvorbereitet. Allerdings wusste sie, dass sie sich bei verschiedenen Personen immer Hilfe organisieren konnte, ohnmächtig fühlte sie sich trotz ihrer eher passiven Rolle nie. Ihre Familie war durch die Ereignisse im Land ebenfalls bedroht. Sie verlor nahe Angehörige, ohne jedoch näher zu erwähnen wann oder warum (vgl. hierzu S. 133).

Dagegen erklärte sich Herr Yahya die Verfolgung im Sudan teilweise als Folge seines eigenen politischen Engagements gegen die ihm verhasste islamische Regierung. Er war seit seiner Schulzeit aktiv. Das Ausmaß der Bedrohung, der die Familie ausgesetzt war, war überwältigend groß. Herr Yahya selbst konnte sein bedrohtes Leben durch zweimalige Flucht nur knapp retten. Seine Frau und Kinder wurden ebenfalls bedroht. Die Bedrohung ging für die in der Heimat verbliebenen Familienangehörigen weiter, was v.a. für Frau Yahya eine große Belastung darstellte (vgl. hierzu S. 128ff).
Beide Familien berichteten davon, als Folge des Krieges und der Verfolgung auch ihre materielle Sicherheit verloren zu haben (vgl. hieraus. 128, 133).

Die Eltern Rugemanizi erlebten die allgemeine Situation in ihrem Land als bedrückend. Allgemein erschien ihnen ein Leben unter diesen Bedingungen kaum lebenswert (vgl. hierzu S. 142). Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben eines einzelnen Menschen sei in ihrer Heimat so ausgeprägt, dass die Rugemanizis auch direkt um das Leben ihres jüngsten Kindes bangten, das aufgrund eines erblichen Enzymdefektes zusätzlicher ärztlicher Aufmerksamkeit bedarf (vgl. hierzu S. 143).

Zudem waren beide auch direkt durch die Militärs Mobutus bedroht, und sie befürchteten, dass sich an dieser Bedrohung auch unter dem Regime Kabilas nichts Wesentliches ändern werde (vgl. hierzu S. 141f).

Darüber hinaus mussten beide erleben, dass ihre Eltern ihretwegen von Soldaten angegriffen wurden; d.h. sie erleben, wie auch unbeteiligte Angehörige zu Opfern gemacht wurden (vgl. hierzu S. 140).

Beiden Rugemanizis und ihren jeweiligen Herkunftsfamilien ging es finanziell relativ gut (vgl. hierzu S. 140).

1. Je später die Familien, die politische Unterdrückung und die Verletzung von Menschenrechten wahrnehmen, und je kurzfristiger ihr Entschluss, sich für einen politischen Wechsel zu engagieren, desto bedrohlicher ist ein Scheitern dieses Engagements. Denn durch die Umbewertung der politischen Situation wird auch die eigene Vergangenheit der Familie in Frage gestellt. Ein Scheitern beinhaltet auch eine Bedrohung oder den Verlust ihrer einst als positiv erlebten Vergangenheit.
2. Um eine Situation und deren Konsequenzen ertragen zu können, ist es für die betroffene Person notwendig, für sich selbst Alternativen zu dieser wahrgenommen und sich bewusst für diese entschieden zu haben. Sieht ein Mensch für sich keine Alternative mehr zu der Flucht aus seiner Heimat, ist das Gefühl des Verlustes besonders groß und die Bewältigung der ihn erwartenden Schwierigkeiten von vorne herein erschwert.
3. Die Auswirkungen des politischen Engagements betreffen in Afrika immer die gesamte Familie. Dabei erweisen sich die Bedrohungen von Angehörigen als besonders „effektives Mittel“ der Verfolgung, da sie Schuldgefühle und Ängste erzeugen, die in der Regel schlechter zu ertragen sind, als eine direkte Bedrohung der eigenen Person. Um so wichtiger die Familie in einer Kultur ist und um so weniger die Individuen von ihr als abgegrenzt erlebt werden, um so häufiger findet nicht nur eine individuelle sondern eine familiäre Verfolgung statt.
4. Wenn alle betroffenen Personen gemeinsam hinter dem politischen Engagement und dessen möglichen Konsequenzen stehen (was allerdings für kleine Kinder kaum möglich ist), d.h. wenn die Familie sich diesbezüglich als eine geschlossene Einheit erlebt, sind die Auswirkungen für alle einfacher zu tolerieren, als wenn Angehörige sich als passives Opfer von etwas erleben, mit dem sie nie etwas zu tun haben wollten.

Hypothesen 1

5.2. Wie gingen die Familien mit dieser Situation um?

Eine wichtige Bewältigungsform stellte bei allen Familien das aktive politische Handeln dar. Herr Adjovi, Herr Adiwanou und Herr Kodjo arbeiteten aktiv in verschiedenen oppositionellen Organisationen und Vereinen mit. Herr Adjovi war Herausgeber einer oppositionellen Zeitschrift. Alle drei veröffentlichten regimekritische Artikel (vgl. hierzu S. 57f, 68, 80). Herr Olabode war ebenfalls in einer oppositionellen Bewegung tätig, in der er v.a. strategische und organisatorische Aufgaben übernahm (vgl. hierzu S. 108ff). Herr Komlan unterstützte eine oppositionelle Partei mit Geld und Fahrdiensten (vgl. hierzu S. 95f). Herr Masseme wechselte von der Regierungspartei zu einer oppositionellen Partei (vgl. hierzu S. 118). Herr Yahya arbeitete als Informant und Rekruteur für die Rebellen (vgl. hierzu S. 128). Herr Rugemanizi engagierte sich in einer Jugendbewegung (vgl. hierzu S. 142). Frau Adjovi engagierte sich in einer oppositionellen Frauenorganisation (vgl. hierzu S. 59). Frau Olabode ermöglichte einer oppositionellen Partei, die exponierte Stellung ihres Salons und ihre vielen Kontakte in Anspruch zu nehmen (vgl. hierzu S. 109). Frau Sadou engagierte sich anfänglich im Verein ihres Mannes und gründete später mit anderen Frauen einen eigenen demokratischen Verein (vgl. hierzu S. 69). Frau Kodjo und Frau Komlan unterstützen die Arbeit ihrer Männer, indem sie sie auf politische Veranstaltungen begleiteten, anderen Frauen die politischen Ziele der Partei erklärten oder als Frauengruppe sangen (vgl. hierzu S.80 und S. 96). Frau Masseme unterstützte die politische Arbeit ihres Vaters (vgl. hierzu S. 117). Die anderen Frauen erwähnten keine selbständigen Aktivitäten.
Die Aktivitäten der Frauen orientierten sich häufig an den Bedürfnissen der Familie. So beschrieb beispielsweise Frau Sadou, wie sie sich immer wieder mutig für die Freilassung ihres Mannes einsetzte, ohne sich durch die Drohungen der Soldaten einschüchtern zu lassen, und ohne dabei ihre sonstigen familiären Pflichten zu vernachlässigen. Dazu gehörte auch, die finanziellen Verluste, nach der Suspendierung ihres Mannes vom Dienst, aufzufangen (vgl. hierzu S. 68f).

Aus der Copingforschung ist bekannt, dass soziale Unterstützung, wenn sie von den Betroffenen erwünscht ist, eine zentrale Rolle für die psychische Stabilität in Stresssituationen darstellt. Dabei ist spontane Hilfe durch andere in vielen Fällen effektiver als aktiv gesuchte (Lazarus & Launier, 1981; Lazarus & Folkmann, 1984; Aldwin, 1994; Eckenrode, 1991; Thoits, 1986). Fast alle Familien in unserer Untersuchung berichteten davon, dass sie zwischenmenschliche Kontakte für sich nutzen konnten und ihnen von anderen Menschen geholfen wurde. Herrn Adiwanou und Adjovi wurde durch verschiedene Menschenrechtsorganisationen und amnesty international geholfen (vgl. hierzu S. 68, 59). Herr Olabode und Herr Yahya berichteten über vielfältige Kontakte, sie wussten immer wieder Personen für sich zu gewinnen, z.B. um Frau Olabode aus dem Gefängnis zu befreien oder Familie Yahya nach Deutschland nachzuholen (vgl. hierzu S. 108ff, 129). Auch Herr Rugemanizi und Herr Komlan nutzten zwischenmenschliche Kontakte für ihre Flucht aus dem Gefängnis, bzw. außer Landes (vgl. hierzu S. 95, 142). Frau Olabode wurde von einer Kundin rechtzeitig vor

den Absichten der Soldaten gewarnt (vgl. hierzu S. 109). Frau Kodjo, Frau Komlan und Frau dos Santos organisierten sich Hilfe von Freunden oder Verwandten, nachdem ihre Männer nicht mehr da waren (vgl. hierzu S. 82, 96, 133).

Alle Familien gingen durch ihr politisches Engagement ein Risiko ein. Deshalb konnte ein rechtzeitiges Erkennen und Reagieren auf Gefahren oft lebensrettend sein. Herr Kodjo beispielsweise beschrieb sich als vorsichtig und mit einen guten Instinkt für Gefahren (er erschien nicht auf der Veranstaltung, auf der seine Schwester erschossen wird; er versteckte sich rechtzeitig vor seinen Verfolgern; vgl. hierzu. S. 81). Auch Frau Olabode reagierte immer wieder aufmerksam und rasch auf drohende Gefahren. So gelang es ihr rechtzeitig, ihren Sohn und einen Teil ihrer Werkstatt zu retten. Es schien ihr zu gelingen, die Dinge um sie herum, aufmerksam und genau wahrzunehmen, ohne von bedrohlichen Dingen überwältigt zu werden (vgl. hierzu S. 109f).

Bezüglich der Entscheidung zur Flucht gab es in den Familien große Unterschiede. Während ein Teil der Familien selbst den Rückzug noch aktiv zu gestalten wusste, reagierten andere passiv auf eine für sie nicht länger erträgliche oder sehr bedrohliche Situation. Nachdem sie die Erfahrung machen mussten, dass das aktive Engagement in der Heimat nicht weiter möglich war, ohne die Familie zu gefährden, wogen die Adjovis ab zwischen den Alternativen, auf das aktive Eintreten für die eigenen Ideale und Ziele zu verzichten, oder zu fliehen. Sie entschieden sich für letzteres und somit für die Wahrung des eigenen Handlungsspielraumes (vgl. hierzu S. 58).
Bei Herrn Olabode ließ sich über die Zeit, als Anpassung an die jeweiligen Gegebenheiten ein Wandel von sehr aktiven, handlungsorientierten Bewältigungsstrategien hin zu zunehmendem Rückzug erkennen. Er hatte eine realistische Vorstellung davon, wo seine eigenen Grenzen sind. Als diese zum Schluss erreicht waren (sie konnten nicht ewig von einer Stadt zur nächsten fliehen; er glaubte, Eyadéma sei nur noch mit direkter, massiver Waffengewalt beizukommen), wusste er um Hilfe zu bitten, um fliehen zu können (vgl. hierzu S. 111). Herr Komlan dagegen wurde von den Ereignissen einfach mitgerissen und reagierte mit großer Angst. Sehr früh schon entschloss er sich deshalb zu fliehen, um sein Leben zu retten (vgl. hierzu S. 95). Herr Masseme floh völlig unvorbereitet, als die Katastrophe bereits hereingebrochen war, es gelang ihm nicht einmal sich zu verabschieden oder irgendetwas mitzunehmen (vgl. hierzu S. 117f).

Der Erwerb von Wissen und Informationen spielte in vielen Familien eine sehr zentrale Rolle. Wissen erfüllte dabei einmal die Funktion, die eigene Umwelt erklärbarer und somit kalkulierbarer und gestaltbarer zu machen und gab darüber hinaus gesellschaftliches Prestige (Akademische Titel, berufliche Anerkennung) und damit verbundene Privilegien. Vor allem die sehr ausführlichen Schilderungen von Herrn Olabode zeigten, wie wichtig es ihm war ein sehr detailliertes und differenziertes Wissen über die relevanten gesellschaftlichen Strukturen und Vorgänge, auch in informellen, inoffiziellen Bereichen zu haben (vgl. hierzu S. 108ff). Eine gute Schulbildung der Kinder und die Mög-

lichkeit sich geistig weiterentwickeln zu können, hatte in vielen Familien eine höhere Priorität als materieller Wohlstand (vgl. hierzu S. 69ff, 113). Herr Masseme betonte mehrfach, mit seinem Haus seien auch alle seine Bücher und Dokumente (die durch geistige Arbeit erworbenen Qualifikationen) verbrannt, ein Verlust, der besonders schlimm sei (vgl. hierzu S. 119).

Wichtig war für die Adjovis - gerade für Herrn Adjovi – das Bedürfnis und die Möglichkeit, die eigenen Gedanken weiterzugeben. Immer wieder suchte er nach Tätigkeiten, die es ihm ermöglichten, zu anderen zu "sprechen", beispielsweise durch die Herausgabe seiner Zeitung. Sein verhinderter Wunsch, Lehrer zu werden, gehörte sicherlich auch in diesen Bereich (vgl. hierzu S. 57f). Auch Herr Adiwanou, Herr Kodjo und Herr Olabode veröffentlichten ihre eigene Meinung in den Medien, Herr Rugemanizi gab seine Meinung in einem Interview wieder. Herrn Kodjo war es zudem wichtig seine eigenen Erlebnisse in einem Buch niederzuschreiben, das er seiner ermordeten Schwester widmete. Sie sollte nicht vergessen werden, und ihrem brutalen Tod, auf diese Weise doch noch irgendeine Form von Sinn abgewonnen werden (vgl. hierzu S. 81). Auch sonst betonte er mehrfach, wie wichtig es ihm sei, seine Erfahrungen anderen mitzuteilen (vgl. hierzu S. 85).

Die Familien orientierten sich dabei an verschiedenen Weltbildern. Schon Summerfield (1995), verweist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung vorbestehender geistiger Schemata und Weltbilder des Betroffenen. Diese haben Auswirkungen auf die Art, wie er die äußeren Ereignisse bewertet und folglich auch darauf, wie leicht oder schwer sich diese integrieren lassen und wie traumatisierend sie auf ihn wirken. Während Herr Kodjo und Herr Yahya immer wieder erwähnten, wie wichtig ihnen die „afrikanische Tradition“ sei, sind es bei Herrn Olabode und Herrn Adjovi vor allem die „modernen, westlichen Werte“ und bei Herrn Komlan der Islam. Bei Herrn Komlan sind es vor allem die externen Zuschreibungen von Werten und Handlungsanweisungen, die seinem Leben Orientierung und innere Sicherheit geben. Er hatte zudem die Fähigkeit, sich Menschen zu suchen, deren geistigem Denkvermögen er vertraute. Er war bereit, deren Einschätzungen und Urteil zu folgen, weil er glaubte, dass diese aufgrund einer besseren Schulbildung ihm auf diesen Gebieten überlegen seien (vgl. hierzu S. 92, 95). Herr Yahya hatte eine Wertung verschiedener Weltbilder vorgenommen, bei der die traditionelle, afrikanische Kultur ganz oben rangierte und die fundamentalistisch-islamische ganz unten. Auch er gewann aus seinem Glauben Anleitungen, die die Welt für ihn erklärbarer und sinnhafter machten und die sein Verhalten mitbestimmten (vgl. hierzu S. 125ff). Dabei idealisierte Herr Yahya die afrikanische Tradition stark. Die alten Männer in den Dörfern, die noch im Besitz des uralten, guten Wissens seien und vor allem sein Onkel verfügten, seinem Wunschdenken zufolge, über übermenschliche Kräfte und Fähigkeiten. Sie könnten einen vor allem Leid und allen Gefahren schützen. So sei der Onkel unsichtbar, unverwundbar, übermenschlich stark und hilfsbereit. Diese Aufwertung der eigenen Tradition war sicher eine wichtige Fähigkeit, die helfen konnte, die eigene Identität vor der islamischen Übermacht im Lande zu bewahren. Im Interview wurde jedoch auch sein Zweifel daran deutlich, ob diese Hilfe im Exil tatsächlich greifbar ist (vgl. hierzu S. 125f).

Vielen Familien fiel es schwer, die Situation in der Heimat und ihre eigenen Erlebnisse innerlich akzeptieren zu können. Herr Adiwanou sagte über seine Erlebnisse während der Schulzeit *„das kann ich einfach nicht vergessen“*. Er konnte die Situation in seinem Land so nicht akzeptieren, nicht tolerieren, innerlich *„revoltiere“* alles gegen Eyadéma und sein Regime (vgl. hierzu S. 68). Herr Kodjo sagte über seine Flucht, auch wenn er wisse, dass es ist die richtige Entscheidung war, falle es ihm emotional schwer zu akzeptieren, dass er geflohen sei (vgl. hierzu S. 83). Herrn Olabode beschrieb sich selbst als jemanden, der schlecht ruhig bleiben könne, wenn ihn etwas störe (vgl. hierzu S. 111). Herrn Adjovis fiel es zwischendurch immer wieder schwer, die Auseinandersetzungen von einer persönlichen Ebene *(„Ich habe ein Problem mit dem Präsidenten“),* die teils Züge eines Vater-Sohn-Konfliktes trugen, auf eine distanziertere, politische Ebene zu heben, von der er sich leichter abgrenzen konnte.

Frau Kodjo sagte, bis jetzt sei es ihr nicht gelungen, die belastenden Ereignisse zu vergessen (vgl. hierzu S. 83). Auch Familie Olabode gelänge es nicht zu vergessen. Oft träumten sie schlecht von der Vergangenheit (vgl. hierzu S. 113). Auch Herr Rugemanizi und Herr Yahya litten immer wieder unter schlechten Träumen (vgl. hierzu S. 128, 140).

Auf der anderen Seite versuchten es die einzelnen Personen immer wieder zu vermeiden an bestimmte Erlebnisse erinnert zu werden und darüber zu sprechen. So sagte beispielsweise Frau Kodjo, über bestimmte Dinge spräche sie nicht gerne, weil die Erinnerung an diese Zeit so schlecht sei (vgl. hierzu S. 82, sowie Frage 5.4.).

Herr Kodjo und Herr Rugemanizi sagten, dass sie unter Schuldgefühlen litten. Koch (1995) weist darauf hin, in Gesprächen mit Flüchtlingen immer wieder erfahren zu haben, dass die Mehrheit von ihnen unter dem Gefühl zu leiden hätte, durch die zurückliegenden traumatischen Ereignisse direkt oder indirekt in Schuld verstrickt zu sein. Hieraus entwickelte sich nicht selten ein quälender, lebenslanger Konflikt. Herr Rugemanizi litt darunter, dass seinem Vater seinetwegen ein Bein zertrümmert wurde; d.h. er war sich der Auswirkungen seiner Tätigkeit auf Angehörige durchaus bewusst und fühlte sich für deren Wohlergehen mitverantwortlich. Gleichzeitig musste er erkennen, dass er diese nicht schützen konnte (vgl. hierzu S. 140). Herr Kodjo litt an Schuldgefühlen seiner ermordeten Schwester gegenüber, wie auch den in der Heimat zurückgelassenen Leuten seiner politischen Bewegung. Die Schuldgefühle hinderten ihn daran, die Erlebnisse in der Heimat innerlich zum Abschluss zu bringen, er war gedanklich ständig mit der Heimat beschäftigt (vgl. hierzu S. 81ff). Auf viele Fragen, wie ob er bedroht oder verhaftet wurde, gab Herr Kodjo zunächst eine ironische Antwort, um somit eine gewisse innere Distanz zu den Ereignissen gewinnen zu können. Allerdings war er in der Lage, die ironische Gesprächsebene von selbst wieder zu verlassen (vgl. hierzu S. 75, 79, 81).

In den Antworten der Kinder, tauchten immer wieder magische Phantasien des „mächtig Seins“ auf; beispielsweise, wie sie die Soldaten besiegten, so wie David einst Goliath besiegte. Attiogbe sagte: *„Ich habe keine Angst, weil ich die Soldaten verhaftet habe.“* Ihrem Cousin sei es gelungen, ganz

alleine viele Soldaten mit Steinen in die Flucht zu schlagen (vgl. hierzu S.70). Auch Albert berichtet von guten Monstern, die ihn beschützen könnten (vgl. hierzu S. 139).

1. Jedes aktive, gesellschaftspolitische Handeln kann solange intrapsychisch hilfreich sein, wie es dem Betroffenen das Gefühl gibt, eine als nicht tolerabel erkannte Situation werde hierdurch verändert. Führt es dem Betroffenen aber lediglich seine eigene Ohnmacht vor Augen, da die äußeren Umstände wenig Spielraum für eine aktive Veränderung ließen, ist die Situation anschließend meist noch schwerer erträglich (Frustration), zumal es oft zusätzlich zu realen Verlusten (Verfolgung, Flucht, finanzielle Verluste) kommt.
2. Ist die Bedrohlichkeit einer Situation überwältigend groß, kann Leugnung ein hilfreicher Bewältigungsmechanismus sein. Sie kann aber eine spätere Auseinandersetzung mit der Situation erschweren, („Warum hast du damals nichts dagegen unternommen?“) weil sie die Person nachträglich mit ihrer damaligen Ohnmacht konfrontiert und Schuldgefühle erzeugt. Diese werden dazu führen, dass die betroffene Person auch jede spätere Auseinandersetzung zu meiden sucht und den Bewältigungsprozess somit innerlich nicht wird abschließen können.
3. Wichtig ist jede Hilfe, die dazu führt, dass es der betroffenen Person gelingt, eine realistische Wahrnehmung der eigenen Grenzen unter überwältigenden Bedingungen zu entwickeln, diese zu akzeptieren, und auf ein „Scheitern“ unter solchen Bedingungen nicht mit eigenen Versagens- oder Schuldgefühlen zu reagieren.
4. Durch Erwerb und die Weitergabe von Wissen werden die Erfahrungen anderer Menschen genutzt und mit den eigenen in Beziehung gesetzt. Es wird eine Kontinuität erzeugt, die dem Betroffenen das Gefühl vermittelt, das eigene Leid wäre nicht umsonst gewesen, sondern diente auch dazu den Wissens- und Erfahrungsschatz zukünftiger Generationen, insbesondere der eigenen Kinder, zu mehren.
5. Weltbilder liefern Interpretationsmuster und Handlungsanweisungen für den zwischenmenschlichen Umgang. Sie geben Orientierung, wo die Gesellschaft unter den Bedingungen von Diktatur oder Bürgerkrieg versagt hat und sie ermöglichen Utopien, die eine als bedrückend erlebte Realität erträglicher scheinen lassen. Allerdings können hieraus selbst wieder Konflikte erwachsen, je stärker das jeweilige Weltbild von der Realität abweicht. So sehnen sich viele Familien nach einem an der afrikanischen Tradition orientierten Leben, obwohl sie wissen, dass dieses unwiederbringlich der Vergangenheit angehört.

Hypothesen 2

5.3. Wie nahmen die Familien ihre soziale und politische Lebenssituation im Exil wahr und wie bewerteten sie diese?

Aus der Traumaforschung ist bekannt, dass gerade diese Phase von entscheidender Bedeutung für mögliche psychische Traumatisierungen ist. Für die meisten Flüchtlinge ist Trauma kein einmaliges, abgeschlossenes Ereignis, sondern ein kumulativer Prozess, der sich bis in das Erleben der Gegenwart im Exil fortsetzt. Probleme während dieser Phase, können trotz eines relativ „günstigen" Verlaufes in der Heimat oder auf der Flucht, eine schlechtere Langzeitprognose mit sich bringen, als schwerwiegende Belastungen während der Zeit der direkten Verfolgung, wenn diese im Exil gut aufgefangen werden können (vgl.Keilson, 1979; Van der Veer, 1995).

Bezüglich der Wahrnehmung ihrer Lebenssituation im Exil gab es bestimmte Themen, die von sehr vielen oder allen der Familien benannt werden. Diese Themen decken sich weitgehend mit jenen, die auch in der Forschung mit Flüchtlingen und Migranten immer wieder als zentral erwähnt werden (vgl. hierzu S. 17f).

Sehr wichtig war fast allen Familien die relative Sicherheit des Lebens in Deutschland. Für Herrn Komlan und Herrn Masseme war sie der einzige Grund hier bleiben zu wollen (vgl. hierzu S. 60, 71, 85, 100, 122, 143).

Ebenfalls positiv bewertet wurde das hiesige Schulsystem. Herr Adjovi sprach von einer Chance für seine Kinder, die hier zur Schule gehen und ein neues Schulsystem kennen lernen könnten (vgl. hierzu S. 60). Rugemanizis glaubten, ihre Kinder würden hier eine bessere schulische Ausbildung erhalten als in der Heimat (vgl. hierzu S. 143). Die Möglichkeit seine Kinder wieder zur Schule schicken zu können, war für Herrn Adiwanou der Hauptgrund seine Familie nach Deutschland nachzuholen (vgl. hierzu S. 64, 70).

Viele Familien berichteten, sich ursprünglich bewusst für eine Flucht nach Deutschland und nicht nach Frankreich entschieden zu haben, trotz der zu erwartenden größeren sprachlichen Probleme. Obwohl Deutschland einst Kolonialmacht von Togo war, hatten die meisten ein recht positives Deutschlandbild und sie bewerteten auch die deutsche Außenpolitik in Bezug auf Togo deutlich positiver als die französische. Ihr positives Bild konnten die Familien aufgrund der eigenen Erfahrungen in Deutschland nicht länger aufrechterhalten und sie reagierten deshalb mit Enttäuschung.

Das hiesige Asylverfahren wurde von allen Familien negativ bewertet. Dennoch gab es zwischen den Familien, die anerkannt waren, und jenen die von einer Abschiebung bedroht waren, große Unterschiede welche Relevanz dieses Thema für sie hatte. Herr Adjovi und Herr Kodjo kritisierten lediglich das Misstrauen, mit dem das Bundesamt den Flüchtlingen begegnete und Beweise verlange, die sie oft nicht bringen könnten (vgl. hierzu S. 59, 85). Bei Herrn Olabode bekam das selbe Thema zusätzlich eine persönliche Relevanz *(„und das zeigt, das man mir nicht geglaubt hat",* vgl. hierzu S. 112). Olabodes hatten das Gefühl, die Realität gewähre Ausländern wie ihnen keine Rechtssicherheit. Die Institutionen, von denen sie sich Schutz erwarteten, regierten mit Gleichgültigkeit auf ihre Lage. Sie empfänden ihren gegenwärtigen rechtlichen Status als *„nicht akzeptabel"*,

da dieser sie stark in ihren Freiheiten einschränke und der Familie zudem keine Sicherheit böte (vgl. hierzu S. 111f). Herr Masseme fühlte sich von der Ausländerbehörde *„unterdrückt“;* man nutze dort die Unwissenheit vieler Ausländer aus, um ihnen ihre Rechte vorzuenthalten. Er erlebte sich einst als absolut abhängig von Ausgang des Asylverfahrens (vgl. hierzu S. 119). Herr Komlan fühlte sich bedroht durch das immer noch schwebende Asylverfahren, dessen Ausgang er bestenfalls als ungewiss einstufte (vgl. hierzu S. 97f). Bei Familie Rugemanizi war das Gefühl der Bedrohung durch die drohende Abschiebung so groß, dass es kaum noch ein anderes Thema in ihrem Alltag gab (vgl. hierzu S. 142).

Der größere materielle Wohlstand Deutschlands im Vergleich zu ihren Heimatländern war augenfällig, und wurde von den Kindern von Familie Adiwanou spontan positiv bewertet (vgl. hierzu S. 73). Trotzdem bewerteten außer Familie Rugemanizi (vgl. hierzu S. 143) alle anderen Familien ihre eigene finanzielle und soziale Situation in Deutschland als schlechter im Vergleich zur Heimat. Herr und Frau Adjovi waren relativ zufrieden mit der eigenen materiellen Situation. Beide waren sich darüber im klaren, dass es ihnen im Vergleich zu vielen anderen Flüchtlingen sehr gut ging (vgl. hierzu S. 60f).

Die Familien, die noch in Asylbewerberunterkünften wohnen mussten, erlebten ihre Lebenssituation als besonders schlecht. Familie Komlan, Familie Olabode und Familie Yahya erwähnten, dass sie die Wohnverhältnisse unter denen sie gezwungen seien zu leben massiv belasteten. Vor allem störe es sie, ihre Kinder unter solch beengten, krankmachenden oder als entwürdigend erlebten Bedingungen aufwachsen zu sehen (vgl. hierzu S. 98, 114, 129). Für Frau dos Santos sind ihre hiesigen Wohnbedingungen das einzige zentrale Thema des Interviews (vgl. hierzu S. 134ff). Bereits seit dem 2. Weltkrieg ist bekannt, dass ein „langer Verbleib in Lagern mit passiver Auslieferung an andere Passivität und Regression fördert und aktive Anpassungsmechanismen, die in den meisten Studien als wesentlicher protektiver Faktor beschrieben werden, behindern.“ (vgl. hierzu Walter, S. 63; 1995).

Die von vielen Familien als Problem empfundene eingeschränkte Bewegungsfreiheit ihrer Kinder, war neben den Wohnverhältnissen vor allem auf das hiesige Klima zurückzuführen. Das Leben hier könne nicht so im Freien stattfinden, wie sie es aus ihrer Heimat gewohnt seien. Den Kindern fehle der nötige Freiraum zum Spielen (vgl. hierzu S. 64, 84, 98, 114, 134f).

Fast alle Familien empfanden es als belastend, dass sie in Deutschland deutlich weniger Kontakt zu anderen Menschen hatten als in ihrer Heimat, und dass selbst dieser Kontakt oft nur auf andere Flüchtlinge beschränkt blieb, obwohl es ihnen in ihrer Heimat nie schwer fiel, Kontakte zu anderen Menschen aufzunehmen. Herr Kodjo beschrieb die Interaktionen hier lebender Afrikaner als ein diffiziles und hierarchisch strukturiertes System, das fest regele, wer mit wem Kontakt haben dürfe; Flüchtlinge befänden sich am unteren Rand der Pyramide, mit ihnen wolle niemand zu tun haben. Er empfand den fehlenden Austausch als Stagnation: immer nur unterhielten sie sich mit den selben Leuten über die selben Dinge (vgl. hierzu S. 87). Frau Kodjo erlebte es als besonders belastend, dass durch die fehlenden Kontakte auch die zwischenmenschliche Hilfe und gegenseitige Unterstüt-

zung weg falle. Dieses habe sie besonders während der Geburt ihres Sohnes zu spüren bekommen (vgl. hierzu S. 83). Auch Olabodes erwähnten, dass die fehlenden Kontakte für die Frauen ein Problem darstellten, da ihnen die notwendige Unterstützung bei der Kinderbetreuung fehle, und sie dadurch in ihrer Bewegungsfreiheit extrem eingeschränkt würden (vgl. hierzu S. 114). Rugemanizis hatten in dem Ort, in dem sie lebten deutsche Freunde gefunden, worüber sie sich freuten (vgl. hierzu S. 143). Auch erlebten sie immer wieder die Hilfsbereitschaft ihrer Mitmenschen, wie beispielsweise von Mitarbeitern der Kirchengemeinde oder der bei amnesty international engagierten Frau (vgl. hierzu S. 143f). Den Kindern gelang es hingegen im Kindergarten oder in der Schule relativ problemlos, Kontakte zu anderen Kindern aufzubauen und hier Freunde zu finden (vgl. hierzu S. 60, 88, 114, 143).

Alle Familien erwähnten, immer wieder die Erfahrung machen zu müssen, als Afrikaner diskriminiert zu werden. Viele Deutsche reagierten mit Desinteresse auf ihre Lebensgeschichte, sähen in ihnen nur einen weiteren Ausländer, der versuche, hier nach Deutschland zu kommen. Immer wieder bekämen sie zu spüren, wie wenig willkommen sie hier seien. Am ausgeprägtesten sei diese Haltung bei Polizei und Behörden. Für die meisten Familien sei dies eine neue Erfahrungen, die sie hilflos und ohnmächtig mache (vgl. hierzu S. 88, 119f). In ihrer Heimat wurden sie und ihre Leistungen von ihrer Umwelt wahrgenommen; fast alle hatten eine angesehene soziale Stellung. Olabodes sagten, sie fühlten sich im Vergleich zu der sozialen Schicht, aus der sie in ihrer Heimat stammten *„herabgewürdigt“*. Auch störe es sie, erleben zu müssen, dass sie mit sämtlichen anderen Ausländern über einen Kamm geschoren würden, unabhängig aus welcher sozialen Schicht, welchem Milieu und welchem Kulturkreis diese kämen (vgl. hierzu S. 112f). Fast alle Familien waren in der Lage, spontan eine Reihe von Beispielen von eigenen Erlebnissen zu geben. So bekämen sie in der Öffentlichkeit, vor allem während Bus- und Bahnfahrten, immer wieder abfällige oder provozierende Bemerkungen zu hören.[9] (vgl. hierzu S. 98). Bei der Arbeits- oder Wohnungssuche würden sie immer wieder nur deswegen abgelehnt, weil sie Afrikaner seinen. Trotz ihrer deutlich höheren Qualifikationen bekämen sie, wenn überhaupt, nur sehr schlecht bezahlte, minderwertige Jobs. Das mache ihnen „Stress“. Herr Masseme war enttäuscht über das Verhalten der Sachbearbeiterin auf dem Arbeitsamt, Familie Yahya und Frau dos Santos, waren enttäuscht, dass man sich auf der zuständigen Behörde so wenig bemühte, ihnen bei der Wohnungssuche zu helfen (vgl. hierzu S. 0, 120, 129, 135). Herr Adiwanou erlebte, dass man sich bei der zuständigen Behörden nicht dafür interessierte, was es bedeute, die Kinder von ihrer Mutter zu trennen und seine eine Ehefrau alleine in einem Land zurückzulassen, wo ihr Leben bedroht war. Man berief sich lediglich auf die rechtliche Bestimmung, in Deutschland dürfe es Polygamie nicht geben (vgl. hierzu S. 70). Sowohl Herr Adiwanou wie Familie Olabode erlebten, dass die herbeigerufene Polizei nicht bereit war zu helfen, als es im Asylbewerber-Wohnheim zur Schlägerei unter den Bewohnern kam (vgl. hierzu S. 0, 112). Ab-

[9] Die Komlans sagten, sie empfänden diese Bemerkungen beängstigend, denn sie hätten das Gefühl, die Regeln dieser ihnen fremden Kultur noch nicht zu kennen und deshalb nicht zu wissen, wie sie darauf am besten reagieren sollten.

lehnend und rassistisch waren nach Ansicht Familie Rugemanizis weniger die einzelnen Menschen als das System, die Beamten der Ausländerbehörde, das Gericht. Doch auch ihre Umwelt nahmen sie oft als passiv und gleichgültig wahr. Der Journalist, der Herrn Rugemanizi interviewt hatte, brach sein Wort, und zeigte ihnen damit, dass ihm ein guter Artikel wichtiger zu sein schien als die Sicherheit seiner Interviewpartner. Die Dorfbewohner waren anwesend, als die Polizei Herrn Rugemanizi bei der Arbeit aufsuchte und ihm den Ablehnungsbescheid übergab. Niemand stellte sich beschützend oder Anteil nehmend zu ihm. Der Kinderarzt, der die Rugemanizis erst so gut betreute und über die Erkrankung ihrer Kinder aufklärte, weigerte sich, ihnen mit einem medizinischen Gutachten zu helfen. Auch ihre Rechtsanwältin erlebten sie als distanzierter, nachdem sie die Ablehnung erhalten hatten. Sie hatte mit einem Mal keine Zeit für sie (vgl. hierzu S. 142f).

Familie Kodjo und Familie Olabode erlebten es als Problem, zu merken, wie ihr Sohn sich die Verhaltensweisen der neuen Kultur aneignete und sich zunehmend von ihnen entfremdete. Sie hatten das Gefühl, ihr Verständnis von Erziehung werde von dieser Gesellschaft nicht akzeptiert und es gelinge ihnen nicht, auf eine befriedigende Art mit dem veränderten Verhalten ihres Kindes umzugehen (vgl. hierzu S. 84, 114). Auch Herr Adiwanou machte sich Sorge, dass sich seine Kinder durch das Leben im Exil verändern könnten und sich Verhaltensweisen zu eigen machten, die in Afrika undenkbar wären. Allerdings war seine Familie erst zu kurz im Land, um abschätzen zu können, wie die Kinder auf das Leben in Deutschland reagieren würden (vgl. hierzu S. 64).

Familie Kodjo und Familie Olabode litten stark unter dem Gefühl hier nicht gebraucht zu werden. Die Passivität ihres Alltags erlebten sie als bedrückend. Sie hatten das Gefühl zu stagnieren, bzw. Dinge sogar wieder zu verlernen, die sie hier nicht mehr praktizieren konnten (vgl. hierzu S. 86, 113, 115).

Aus der Traumaforschung ist bekannt, dass diese aktuellen, als belastend erlebten Ereignisse für viele die Erinnerungen an frühere traumatische Erlebnisse wach halten und somit eine erfolgreiche Bewältigung verhindern oder zumindest erschweren (vgl. hierzu Van der Veer, 1995).

Trotz vieler gemeinsamer Themen, gab es doch große Unterschiede darin, wie die Familien ihre Lebenssituation im Exil letztendlich bewerteten.

Herrn Adjovis und Herrn Adiwanous Wahrnehmung von Deutschland war sowohl durch gute, wie schlechte Erfahrungen und Eindrücke geprägt. Doch in der Gesamtheit bewerteten sie ihre gegenwärtige Lebenssituation positiv. Herr Adjovi sprach von einer Chance für seine Kinder, die hier zur Schule gehen und ein neues Schulsystem kennen lernen könnten. Herr Adiwanou sagte: *„Es ist auf jeden Fall besser"; „Und dann kann man sich -also mit diese Alltagsschwierigkeiten auseinandersetzen und gucken, was man darauf machen kann oder was damit anfangen kann."* Die Schwierigkeiten wirkten überwindbar, die Zeit hier, konnte somit als Herausforderung bzw. Chance angenommen werden (vgl. hierzu S. 60, 71). Frau Adjovi reagierte ambivalent. Sie litt auf der einen Seite unter Ungerechtigkeiten und Diskriminierung und der Trennung von ihren Familienangehörigen in der Heimat, doch andererseits war sie froh, endlich ein verhältnismäßig sicheres Leben mit ihrem Mann und ihren Kindern führen zu können (vgl. hierzu S. 60f). Beide Adjovis waren sich darüber

im klaren, dass es ihnen im Vergleich zu vielen anderen Flüchtlingen hier sehr gut ging, sie hatten keine Probleme mit der Anerkennung, sie arbeiteten beide und hatten eine eigene Wohnung (vgl. hierzu S. 60f). Frau und Kinder von Herrn Adiwanou waren zum Zeitpunkt des Interviews erst seit zwei Wochen in Deutschland und hatten deshalb wenig Gelegenheit sich mit der hiesigen Gesellschaft auseinander zu setzen.

Familie Kodjo, Familie Olabode und Familie Yahya sahen ihren Aufenthalt in Deutschland zwar teilweise *„auch als eine Chance“,* v.a. in Bezug auf eine spätere Rückkehr. Dennoch bewerteten sie diesen überwiegend negativ. Die Olabodes verbanden den Aufenthalt hier anfänglich mit eine Reihe von Hoffnungen, die sich bisher alle nicht erfüllten. Sie versuchten dennoch, an diesem ursprünglichen Bild festzuhalten *(„die kleine Hoffnung, die uns bleibt*...“), reagierten aber mit zunehmender Ungeduld, Resignation und erzwungener Passivität. Sie hatten das Gefühl ihre Zeit zu verschwenden, zu verlernen, zu verblöden (vgl. hierzu S. 113, 115). Während die Situation in Deutschland für Herrn Yahya, wenn zwar nicht gut, so doch erträglich zu sein schien, so litt Frau Yahya sehr stark unter den hiesigen Wohnbedingungen. Andere Punkte, wie beispielsweise die relative Isolation von Frau Yahya hier, wurden dagegen nicht als problematisch dargestellt (vgl. hierzu S. 129). Familie Rugemanizi bewertete das Leben allgemein in Deutschland besser als in ihrer Heimat; sie fühlten sich an dem Ort in dem sie lebten wohl. Doch die drohende Abschiebung entzog ihnen ihre gesamte Lebensperspektive und bedrohte ihre gesamte Existenz. Auf den älteren Sohn, der die meisten Vorgänge indirekt über die Spannungen zwischen seinen Eltern, deren Angst oder Traurigkeit erlebte und der für diese Zeichen ein sehr feines Gespür entwickelte, hatte der Alltag oft etwas sehr bedrohliches (vgl. hierzu S. 139, 142f).

Familie Komlan, Familie Masseme und Frau dos Santos bewerteten ihren hiesigen Aufenthalt sehr negativ. Gleichzeitig reagierten Familie Masseme und Familie Komlan fast mit Panik auf den Gedanken, abgeschoben zu werden. Es gab für die Komlans nur einen einzigen Grund, hier in Deutschland zu sein: die Sicherheit. Die Sicherheit, dass ihr Leben nicht unmittelbar in Gefahr sei. Ansonsten bewertete Herr Komlan das Leben hier negativ: ihre soziale Situation sei deutlich schlechter als in der Heimat, die Wohnverhältnisse seien beengter, sie hätten weniger Geld, keine Bewegungsfreiheit, keine Aufgabe. Herr Komlan benutzte in diesem Zusammenhang Worte wie *„menschenunwürdig“* oder *„Gefängnis“*. Er betonte, in den letzten fünf Jahren *„nichts Glückliches erlebt“* zu haben (vgl. hierzu S. 97ff). Und selbst diese Sicherheit galt nur für den unmittelbaren Augenblick, war bedroht durch das immer noch schwebende Asylverfahren, dessen Ausgang Herr Komlan bestenfalls als ungewiss einstufte (vgl. hierzu S. 97f). Herr Masseme beschrieb seine gegenwärtige Lebenssituation als bedrohlich, chaotisch und entwürdigend, er fühlte sich wie im Gefängnis. Er nahm die Kränkungen und schlechten Erfahrungen persönlich, hatte das Gefühl, die Ausländerbehörde „unterdrückt“ ihn. Sein Leben war eingeschränkt und er war absolut abhängig von der Ausländerbehörde, denn er hatte keine Existenz und konnte sonst nirgendwo auf der Welt hingehen (vgl. hierzu S. 88, 119ff). Die Bewertung der hiesigen Lebensbedingungen stellte aus Sicht von Frau dos Santos eindeutig eine Belastung der Familie dar. Diese Belastung dauerte bereits

sechs Jahre an, wobei das erlebte Ausmaß mit abnehmender Toleranz ihrerseits zugenommen hatte. Die Ursachen waren nach ihren Darstellung eindeutig extern: die von einer fremden Gesellschaft vorgegebenen Bedingungen und Regeln, denen sie sich fügen mussten. Folglich war auch der Grad der Ungewissheit groß. Im Gegensatz zu den anderen beiden Familien, wünschte sie sich jedoch häufig sogar, zurückgeschickt zu werden (vgl. hierzu S. 134f).

1. Eine Bewältigung der Traumata der Vergangenheit, sowie der Anforderungen des Lebens im Exil kann erst stattfinden, wenn eine rechtliche Sicherheit bezüglich des Aufenthaltsstatus existiert.
2. Die völlige Abhängigkeit vom Ausgang des Asylverfahrens, das Misstrauen und Desinteresse bezüglich ihres Leidens, mit denen man ihnen hier begegnet, trifft die Flüchtlinge in einer Phase, in welcher sie auf jede neuerliche existenzbedrohliche Ohnmachtserfahrung sehr vulnerabel reagieren.
3. Eine langjährige Rechtsunsicherheit und Unterbringung in Wohnheimen läuft aktiven und kognitiven Bewältigungsversuchen zuwider. Sie trägt wesentlich dazu bei, dass Familien auf Dauer depressiv reagieren und behindert somit auch zukünftig erfolgreiche Bewältigung.
4. Je negativer die Flüchtlinge ihre gegenwärtige Situation bewerten, desto bedrohlicher erscheint ihnen alles Fremde des Aufnahmelandes. Es führt ihnen vor allem den Verlust von Vertrautem aus der Heimat vor. Sich mit den Unterschieden des Aufnahmelandes im Vergleich zur eigenen Heimat auseinander zu setzen und diese anzunehmen, mit dem Ziel sich in die neue Gesellschaft zu integrieren, ist erschwert, wenn der Flüchtling das Gefühl haben muss, diese selbst reagiere auf ihn mit Ablehnung.

Hypothesen 3

5.4. Wie gingen die Familien mit dieser Situation um?

Insgesamt war der Spielraum für aktives Handeln für die Familien in Deutschland deutlich geringer als in ihrer jeweiligen Heimat. Zu unterscheiden war zwischen Aktivitäten, mit dem Ziel an der politischen Situation in der Heimat etwas zu verändern, solchen, die der Familie nach einer Rückkehr in der Heimat dienen könnten und solchen, die primär die Integration in die deutsche Gesellschaft förderten.

Herr Kodjo und Herr Olabode waren weiterhin aktiv bemüht, die politische Arbeit bezüglich der Heimat weiterzuführen, den Kontakt zu Leuten in der Heimat zu halten, über alle wichtigen gesellschaftspolitischen Vorgänge des Landes informiert zu bleiben und Hilfe für Oppositionelle in der Heimat zu organisieren (vgl. hierzu S. 83, 111). Herr Komlan hatte einen Verein gegründet, um sich in Deutschland politisch zu betätigen. Dadurch erhöhte er auf der einen Seite seine Chancen, anerkannt zu werden, auf der anderen Seite bereitete ihm dieses Engagement Sorge, weil er das Gefühl hatte, je mehr er hier tue, um so problematischer werde die Situation für ihn in der Heimat, falls er doch abgeschoben werden sollte (vgl. hierzu S. 97, 100).

Sich aktiv um Integration bemühen, konnte eigentlich nur jenen Familien gelingen, die anerkannt waren und somit einen gesicherten Aufenthaltsstatus und bessere Möglichkeiten die deutsche Sprache zu lernen hatten und sich Arbeit und eine Wohnung zu suchten. Am weitesten integriert war Familie Adjovi. Auch in Deutschland stellte aktives Handeln bei ihnen einen zentralen Bewältigungsmechanismus dar. Sie bemühten sich darum, die deutsche Sprache zu lernen, sie suchten sich Arbeit und eine Wohnung, bemühten sich um Kontakte zu anderen Menschen und um Integration. Zudem setzten sie sich für ihr Recht und das ihrer Landsleute ein, indem Frau Adjovi für die Anerkennung ihres Diploms klagte und Herr Adjovi einen Flüchtlingsverein gründete und sich in der Flüchtlingspolitik engagierte (vgl. hierzu S. 59f). Frau Kodjo versuchte sich hier einen normalen Alltag aufzubauen. Sie machte eine Ausbildung zur Krankenschwesternhelferin, bemühte sich um Arbeit, suchte sich Freunde, musste aber dabei immer wieder an Grenzen stoßen, die sie spüren ließen, wie schwer es war, in die hiesige Gesellschaft integriert zu werden. Herr Kodjo suchte sich ebenfalls Arbeit und versuchte in Treffen mit deutschen Politikern sich für eine Verbesserung der Lage von Flüchtlingen einzusetzen (vgl. hierzu S. 75, 84ff). Die Olabodes bemühten sich, sich sozial angemessen und angepasst zu verhalten. Es frustrierte sie zu merken, dass dieses Verhalten ihnen in den desolaten Zuständen im Asylbewerber-Wohnheim weder etwas nützte (Armenier griff sie an), noch von der hiesigen Gesellschaft wahrgenommen wurde (für Polizei sind alle Ausländer gleich, sie greift nicht ein). Trotzdem wussten sich die Olabodes zu wehren (sie stellten den Armenier zur Rede, riefen die Polizei, kämpften darum, in ein neues Wohnheim zu kommen etc.). Um Kontakte auch zur hiesigen Gesellschaft zu knüpfen engagierte Herr Olabode sich in der Diakonie (vgl. hierzu S. 112f). Die Rugemanizis bemühten sich um Normalität und Integration im Alltag. Sie hatten deutsche Freunde und eine eigene Wohnung. Herr Rugemanizi hatte Arbeit gefunden (vgl.

hierzu S. 137, 143). Auch Herrn Masseme gelang es sich selbst um eine Wohnung und eine Arbeitsstelle zu bemühen (vgl. hierzu S. 120f).

Familie Olabode und Familie Kodjo waren in ihrem Integrationsbemühungen ambivalent. Sie konnten und sie wollten sich nicht wirklich auf die hiesige Gesellschaft einlassen, um sich vor Entwurzelung und eventuellen Enttäuschungen zu schützen. Herr Kodjo war seine afrikanische Identität sehr wichtig. Seine Tradition gab ihm Identität und innere Stärke. Er bemühte sich aktiv in Deutschland um mehr Verständnis für seine Kultur (vgl. hierzu S. 86). Das Leben der Olabodes wirkte wie ein Zwischenzustand. Ihr Zimmer erinnerte an eine Wartehalle. Olabodes bemaßen fast alles was sie taten daran, ob es ihnen bei ihrer späteren Rückkehr auch etwas „nutzen“ könne. Sie orientierten sich dabei wenig an materiellen Werten, sondern primär an neuem Wissen und Fertigkeiten, die sie erlernen wollten (vgl. hierzu S. 113ff).

Herr Adjovi, Herr Adiwanou und Herr Kodjo gehörten in ihrer Heimat zu jener Elite politischer Aktivisten, deren Namen öffentlich bekannt waren. Sie erfuhren deshalb auch hier Unterstützung von Organisationen wie dem Journalistenverband und wurden deshalb relativ rasch und problemlos anerkannt. Auch Herr Masseme wurde nur aufgrund seines Kontaktes zu einem Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes anerkannt. Doch insgesamt spielten zwischenmenschliche Kontakte und gegenseitige Hilfe in Deutschland bei der Bewältigung von Problemen eine viel geringere Rolle, als es die Familien aus ihrer jeweiligen Heimat gewohnt waren. Zudem erschwerte die hiesige Gesellschaft den meisten Familie die Kontaktaufnahme. Frau dos Santos bemühte sich auch hier, ähnlich wie in der Heimat, die Hilfe anderer zu rekrutieren. Doch sie hatte erkannt, dass dieser Copingstil hier wenig bewirkte (vgl. hierzu S. 135). Familie Rugemanizi gelang es immer wieder, sich Hilfe zu organisieren. Mehrfach griff sie auf Hilfe aus der Kirche zurück, hierüber wurde ihnen auch der Kontakt zu amnesty international vermittelt. Auch uns konnten sie gewinnen, ihnen zu helfen (vgl. hierzu S. 144f). Dabei fiel auf, dass die Rugemanizis oft aktiv die Regeln festlegten, nach denen andere ihnen helfen sollten. So riefen sie uns beispielsweise zwei Monate nach dem von ihnen vorzeitig abgebrochenen Interview an und sagten, wir sollten nun erneut kommen und das Interview fortsetzen und es dieses Mal auch aufzeichnen und ihnen damit weiterhelfen (vgl. hierzu S. 144f). Frau Rugemanizis Fähigkeit, so lange „um Hilfe zu schreien“, bis ihre Umwelt - die auf das Schicksal von Flüchtlingsfamilien meist mit gleichgültigem Wegsehen reagierte - die Not der Familie nicht länger ignorieren konnte, schien der Familie tatsächlich mehrfach geholfen zu haben (vgl. hierzu S.144f). Frau Rugemanizi schien die Fähigkeit zu besitzen, ihre Bewältigungsstrategien situationsgerecht zu modifizieren, d.h. während es in ihrer Heimat gefährlich sein konnte, den Mund aufzumachen und auf sich aufmerksam zu machen, war hier gerade das Gegenteil gefährlich (vgl. hierzu S.137ff).

Die Komlans versuchten, hier allen Problemen so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen, Konflikte zu vermeiden, indem sie „gar nichts sagten“, auch wenn sie direkt angegriffen wurden. Denn hier sei nicht ihr Zuhause, sie seien mit den Regeln dieser Kultur nicht richtig vertraut, so könnten leicht Missverständnisse entstehen und die Situation dann eskalieren (vgl. hierzu S.98). Creamaer (1995) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass frühere Bewältigungsstrategien, ebenso

einen Einfluss darauf haben, wie stark das Vermeidungsverhalten ist, wie die Situation selbst. So hatte Herr Komlan bereits von seinen Eltern gelernt, Konflikte zu meiden (vgl. hierzu S. 95f).

Der Erwerb und die Weitergabe von Wissen und Informationen spielte in vielen Familien weiterhin eine wichtige Rolle. Herr Adjovi und Herr Adiwanou bemühten sich, anderen Afrikanern ihr eigens Wissen über Deutschland und die deutsche Gesellschaft zu vermitteln. Hierzu zählte das Engagement von Herrn Adjovi in einem eigenen Flüchtlingsverein (vgl. hierzu S.59). Herr Adiwanou bemühte sich vor allem seinen eigenen Kindern das hiesige Leben zu erklären. So war es ihm wichtig, ihnen die Unterschiede zwischen Deutschland und Togo zu erklären, und ihnen somit die Angst/ Ablehnung vor dem Fremden zu nehmen (vgl. hierzu S.71). Herr Kodjo bemühte sich, in der deutschen Gesellschaft das Wissen über die Kultur seiner Heimat und die dortigen politischen Ereignisse zu mehren. Er sah sich als Missionar, der die deutsche Gesellschaft im Laufe der Zeit aus ihrer Ignoranz und Unwissenheit Afrika gegenüber befreien wolle. Gleichzeitig sah er hierin eine Art Therapie: das Reden und Schreiben helfe ihm sich von dem zu befreien, was er alles in sich „hineingefressen“ habe; er habe das Bedürfnis gehört zu wurden, um sich zu lösen (vgl. hierzu S. 86).

Vielen Familien fiel es schwer, das Leben in der hiesigen Gesellschaft zu verstehen und sich hier zurechtzufinden. So fiel es beispielsweise den Komlans noch sehr schwer, selbst so umschriebene Aufgaben wie einen Besuch beim Kinderarzt zu bewältigen; man hatte das Gefühl, der deutsche Alltag war ihnen noch sehr fremd und das Leben hier war für sie anstrengend und ermüdend (vgl. hierzu S.90). Unverständlich und bedrohlich war für Herrn Komlan auch sein eigenes Asylverfahren. Um sich zu beruhigen, suchte er immer wieder das Gespräch mit seiner Anwältin. Wie um sich selbst zu beruhigen, zählte er uns alle Äußerungen von der Anwältin oder auch dem Gericht auf, die den Ausgang seines Asylverfahrens positiv scheinen lassen. Doch seine eigenen Zweifel und Sorgen konnte er mit diesen Äußerungen nicht aufheben. Problematisch war, dass diese Zweifel immer wieder das Vertrauen in seine Anwältin, von der die Komlans letzten Endes sehr abhängig waren, störten (vgl. hierzu S.97, 100). Herr Masseme beklagte, dass es ohne ausreichende Sprachkenntnisse in der Regel schwierig sei, an das notwendige Wissen heranzukommen, weswegen vielen Ausländern ein Teil ihrer Rechte verwehrt bleibe (vgl. hierzu S. 119f).

Da die äußeren Gestaltungsmöglichkeiten der Flüchtlinge hier relativ begrenzt waren, war es letztendlich für eine befriedigende Bewältigung ihrer Lebenssituation entscheidend, in wie weit es ihnen gelang, diese intrapsychisch zu bewältigen.

Herrn Adiwanou schien es intrapsychisch gut zu gelingen, die Schwierigkeiten des Lebens im Exil zu meistern. Er war in der Lage, Schwierigkeiten wahrzunehmen, sie aber gleichzeitig akzeptieren zu können, aus dem Gefühl der Erleichterung heraus, überhaupt hier sein zu können (vgl. hierzu S. 71f). Auch war er in der Lage, sich in andere Menschen einzufühlen und sich vorzustellen, wie die sich in einer bestimmten Situation fühlten. Vor dem Hintergrund, selbst immer wieder unter Ausgrenzung und Ablehnung leiden zu müssen, machte er sich Sorgen, wie seine Kinder auf solche Erfahrungen reagierten. *„Wenn ich der Vater so behandelt wurde, dann habe ich bisschen Angst wie die Kinder das alles lernen.“* Auch gelang es ihm gut, auf die Anpassungsschwierigkeiten sei-

ner jüngsten Tochter einzugehen (vgl. hierzu S.71f). Dagegen war die Situation, in der sich die Rugemanizis zum Zeitpunkt des Interview befanden, für sie so überwältigend, dass sie kaum noch in der Lage waren, die Bedürfnisse anderer Menschen wahrzunehmen. Wenn die Umwelt auf die Hilferufe der Rugemanizis ablehnend oder gleichgültig reagierte, reagierten diese mit großer Enttäuschung, Unverständnis und Angst (vgl. hierzu S.137, 142f).

Herrn Kodjo gelang es, sich mittels Ironie von heiklen Themen zu distanzieren, und auf diese Weise Aggressionen und Kritik zu transportieren. Teilweise machte er auch Bemerkungen, von denen er wusste dass sie uns angreifen oder verletzen könnten. Er nahm diesen die Schärfe, indem er sich gleichzeitig dafür entschuldigte *(„Es tut mir leid, dass so auszudrücken...“)* (vgl. hierzu S. 75,82).

Eine wichtige Form des intrapsychischen Coping waren bei Herrn Adjovi und Herr Adiwanou das Intellektualisieren, z.B. wenn sie eigene Diskriminierungserfahrungen der Familie damit zu erklären suchten, das Diskriminierung ein weltweites Problem sei. Sie differenzierten *(„Ich weiß, dass es nicht alle Deutschen sind, die es so machen...“; „Ich habe gemerkt, dass Ihr zuhört.“; „Wir wissen, dass Ausländer, egal in welchem Land, Schwierigkeiten haben. Aber ich habe gemerkt, dass in Deutschland und in Europa, und besonders in Deutschland sind diese Probleme noch größer*.“)(vgl. hierzu S. 61, 71). Als Herr Adiwanou uns von der Entscheidung der Behörden berichtete, dass seine erste Frau nicht hierher kommen dürfe, merkten wir zwar, dass er persönlich enttäuscht war, aber hörten keinerlei Anklagen. Er sagte nur, das deutsche Recht erlaube eben keine Polygamie, dieser Rechtslage wollten und müssten sie sich fügen (vgl. hierzu S.70).

Dieses ging teils einher mit einer Verleugnung, beispielsweise indem Herr Adjovi sich weigerte, negative Erfahrungen hier überhaupt zu sehen und Frau Adjovis Einwände wie*: "Aber wenn ich erlebt habe?", "Aber es fehlt uns!"* oder meine Frage: *"Wie bewerten sie solche Sachen?",* in solchen Situation komplett ignorierte. Man hatte den Eindruck, dass der Glaube, jede belastende Situation sei prinzipiell bewältigbar, für Herrn Adjovi so wichtig war, dass er dort, wo er sie nicht bewältigen konnte, eher an seinen eigenen Fähigkeiten zweifelte -wie z.B. seinen noch nicht ausreichenden Sprachkenntnissen, die sich immerhin durch eigene Anstrengungen verbessern ließen- als externe Ursachen, denen er ohnmächtig gegenüberstehe, dafür verantwortlich zu machen. Nach den schlechten Erfahrungen in der Heimat und seinem Scheitern, die Dinge dort grundlegend zu ändern, fehlte ihm zur Zeit die Kraft, sich einzugestehen, auch hier gebe es Probleme, die kaum überwindbar seien (vgl. hierzu S.60f).

Ein Aufenthalt in Deutschland von zwei Wochen Dauer, ließ Aussagen über Frau Sadous Bewältigung hiesiger Schwierigkeiten nicht wirklich zu, aber aus der Art, wie sie auf dieses Interview reagierte, gewann man den Eindruck, sie verhielt sich ähnlich wie in der Heimat: sich in die Gegebenheiten fügen ohne sie zu hinterfragen. So schien es ihr wichtig, uns mit afrikanischer Gastfreundschaft zu begegnen und zum Essen einzuladen, wie es der klassischen Rolle der Frau entspricht. Im direkten Gespräch zeigte sie noch deutliche Berührungsängste und es fiel ihr schwer, auf unsere Art von Fragen zu reagieren. Allerdings ließ sich schwer beurteilen, ob sie ihre gegenwärtige Situation gut akzeptieren konnte oder frustriert war (vgl. hierzu S.63, 73).

Viele Familien waren mit bestimmten Erwartungen nach Deutschland gekommen, die sich nicht erfüllten. Gleichzeitig hatten sie wenig Einflussmöglichkeit auf ihre aktuelle Lebenssituation. Deshalb berichteten viele Familien von zunehmender Enttäuschung und Resignation über ihr hiesiges Leben. Die Passivität und das Nichtstun bedrückten sie. Die Ablehnung und das Misstrauen der hiesigen Gesellschaft verletzten sie. Sie hatten das Gefühl, ihre Zeit zu verschwenden. Dieses traf sowohl auf jene Personen zu, die bereits in der Vergangenheit einen überwiegend passiven, vermeidenden Bewältigungsstil wählten, weil sie glaubten, dass nicht ihr eigenes Verhalten sondern äußere Faktoren den Gang der Ereignisse bestimmten, wie auch auf jene Personen, die glaubten, mittels eigener Fähigkeiten, Eigenschaften und Handlungen Einfluss auf die Entwicklung der Ereignisse nehmen zu können. Zur ersten Gruppe zählt beispielsweise Frau dos Santos, während beispielsweise Herr Olabode zur letzteren zählt. Olabodes berichteten, dass es ihnen zunehmend schwerer fiel, ihre gegenwärtige Lebenssituation zu akzeptieren. Sie reagierten mit Trauer, Enttäuschung, zunehmender Ungeduld (Angst zu verlernen) bei gleichzeitig zunehmender Passivität *(„das Gefühl, dass geht dich alles nichts an"; „Du kannst nichts machen").* Sie fühlten sich durch ihre schlechten Wohn- und Arbeitsbedingungen „gestresst", empfanden ihren Alltag als langweilig und nutzlos (vgl. hierzu S.113). Herr Komlan berichtete, dass seine Frau sehr verändert durch die Erlebnisse in der Heimat, die Flucht und das Leben im Exil war. Sie sei sehr passiv, weine viel, reagiere abweisend auf ihren Mann. Beide säßen sie oft stumm vor dem Fernseher und langweilten sich (vgl. hierzu S.99). Frau Kodjo wirkt resigniert, dass es für sie als Ausländerin nahezu unmöglich sei, wieder Arbeit zu finden (vgl. hierzu S. 84). Herr Kodjo war enttäuscht, wie schlecht ihn die Deutschen hier behandelten. Er sagte, er selbst und seine Familie würden aufgrund dieser schlechten Erfahrung nun selbst zu Rassisten. Er habe mit mehr Unterstützung und Verständnis gerechnet, da sie nicht freiwillig kamen, sondern ihre Heimat gezwungenermaßen verließen; dass das nicht so war, frustrierte ihn (vgl. hierzu S.85, 88). Herr Masseme reagierte mit diffuser Unzufriedenheit, Enttäuschung und Passivität auf seine hiesige Lebenssituation. Er und seine Frau wollten keinen Sprachkursus besuchen, obwohl sie erkannt hatten, dass eine erfolgreiche Integration und Bewältigung vieler Probleme entscheidend auch von ihren Sprachkenntnissen abhinge. Sie hatten das Gefühl solch eine Investition lohne sich nicht, solange unklar sei, wie lange die Familie noch in Deutschland bleiben könne. Auch hier warteten sie passiv, bis andere über ihr Schicksal entschieden. Herr Masseme erlebte sich stark abhängig von Fürsprechern (vgl. hierzu S.119ff). Frau dos Santos wirkte innerlich stark aufgewühlt. Sie vermochte nicht, die gegenwärtige Situation zu akzeptieren, zu tolerieren. Sie hatte keine Kontrolle über die eigenen Gefühle. Zu stark waren die Gefühle von Enttäuschung und innerer Kränkung, die sich im Gespräch immer wieder bis zur Verzweiflung steigerten. Während des Interviews brachen immer wieder ihre Tränen unkontrollierbar hervor. Und auch vor ihren Kinder gelang es ihr nicht, diese zu verbergen. Frau dos Santos wirkte wie eine Gefangene ihres eigenen Schmerzes. Ohnmächtig den äußeren Umständen und den eigenen Gefühlen gegenüber (vgl. hierzu S.131, 135). Herr Rugemanizi reagierte auf die aktuellen Ereignisse resigniert und passiv. Er wirkte auf seine Umwelt schwer belastet, abgespannt und unkonzentriert. Es gelang ihm nicht, die Konflik-

te mit seiner Umwelt direkt auszutragen; so ließ er sich beispielsweise durch Behördengängen schwer verunsichern. Die aufgestauten Aggressionen und Frustrationen trug er dann in die Familie, indem er sehr eifersüchtig auf alle Außenkontakte seiner Frau reagierte und hierbei auch die Kontrolle über seine Gefühle verlor. Herr Rugemanizi war sich all dessen sehr wohl bewusst, aber er wusste nicht, wie er die Situation von sich aus ändern konnte, was ihn mit großer Unzufriedenheit erfüllte (vgl. hierzu S. 138, 140).

Bei Frau Kodjo und Frau Komlan drückten sich die unbewältigten Belastungen auch körperlich aus. Frau Kodjo berichtete, aufgrund ihrer Probleme herzkrank und deswegen auch in medizinischer Behandlung zu sein (vgl. hierzu S. 84). Herr Komlan berichtete, dass seine Frau seit ihrer Ankunft in Deutschland sehr verändert sei. Sie hatte abgenommen, sie reagierte „auf jede Kleinigkeit“ mit körperlichen Krankheiten, sie redete so gut wie gar nicht mehr; zwischendurch hatte er sogar vermutet, sie hätte Probleme mit dem Hören (vgl. hierzu S.99).

Viele Familien berichteten darüber, immer wieder von Erinnerungen oder belastenden Gedanken an die Heimat eingeholt zu wurden. Frau Kodjo war in Gedanken oft bei ihrer Familie, in der Vergangenheit. Diese Erinnerungen belasteten und bedrückten sie. Sie versuchte, sie deshalb zu vermeiden und redete ungern darüber. Beim Reden merkte man ihr als Zuhörer ihren Kummer an, auch begann sie zwischendurch zu weinen. Sie selbst glaubte, diese schmerzlichen Erinnerungen erst nach Rückkehr mit Hilfe der ganzen Familie vergessen zu können (vgl. hierzu S. 82ff). Herr Kodjo sagte, er habe den Kopf nicht frei um sich auf das hiesige Leben einzulassen und beispielsweise besser deutsch zu lernen, weil er ständig von seinen Schuldgefühlen und Gedanken an die Heimat eingeholt werde (vgl. hierzu S. 83, 88). Olabodes wurden ständig von schlechten Erinnerungen und quälenden Gedanken eingeholt („*Das ist, als würde man in einer Angstpsychose leben und weiß, dass irgendetwas passieren wird. Es ist als ob uns ein schlechter Geist treibt. Andere Leute können vergessen, aber wir schaffen es nicht.“*). Frau Olabode und Marc litten unter häufigen Alpträumen (vgl. hierzu S.113). Herr Komlan berichtete, dass seine Frau auf alle Dinge die sie an Politik erinnerten mit Angst reagiere. Auch bekam er mit, wie sie nachts mehrfach weinend im Bett gelegen habe, allerdings habe sie im nicht erzählen wollen, was sie so bedrücke (vgl. hierzu S.99). Frau dos Santos versuchte, den Erinnerungen an die hiesigen schlechten Lebensbedingungen und den damit verbundenen schmerzlichen Emotionen durch Flucht zu entkommen, indem sie ihren Wohnort so oft wie möglich zu meiden versuchte, indem sie spazieren geht, solange das Wetter das irgendwie zuließ. Flucht schien ihr die einzige Möglichkeit, mit der gegenwärtigen Situation fertig zu werden. An mehreren Stellen deutete sie im Interview an, dass, wenn man sie hier nicht haben wolle, sie lieber wieder zurückginge (vgl. hierzu S.134f). Und auch Herr Masseme wollte so wenig wie möglich an die Probleme seiner jetzigen Lebenssituation erinnert werden, er sagte er vermeide am liebsten darüber zu sprechen (vgl. hierzu 121).

Geschilderte Symptomatik	Spontane Erwähnung
Syptome des Wiedererlebens/ der Intrusion ‣ wiederkehrende Alpträume ‣ repetetive belastende Erinnerungen und Gedanken	‣ 4x : Frau Olabode und Sohn, Herr Rugemanizi, Herr Yahya ‣ 6x : Herr und Frau Kodjo, Herr und Frau Olabode, Herr Yahya, Frau dos Santos
Symptome von Meidungs-/ Rückzugsverhaltens ‣ Meiden von Gedanken, Aktivitäten, Orten oder Menschen, die mit dem Erlebnis in Zusammenhang gebracht wurden ‣ eingeschränkte Bandbreite des Affektes ‣ „Gefühl einer eingeschränkten Zukunft“ ‣ vermindertes Interesse an wichtigen Aktivitäten des Alltages ‣ extreme Anhänglichkeit oder Rückzug (Kinder)	‣ 4x : Frau Kodjo, Herr Masseme, Frau dos Santos, Frau Komlan ‣ 3x : Herr Komlan, Frau Komlan, Herr Yahya ‣ 7x : Herr Kodjo, Herr Komlan, Frau dos Santos, Herr und Frau Olabode, Herr Masseme, Frau Rugemanizi ‣ 5x : Herr und Frau Olabode, Herr und Frau Komlan, Herr Masseme ‣ 1x : Rachidatou
Symptome eines erhöhten Erregungsniveaus/ Arousals ‣ Einschlaf- und Durchschlafschwierigkeiten, ‣ erhöhte Reizbarkeit und Wutausbrüche, ‣ Konzentrationsschwäche ‣ Angst vor Alleinsein oder Dunkelheit (Kinder)	‣ 1x : Frau Komlan ‣ 1x : Herr Rugemanizi ‣ 2x : Herr Kodjo, Herr Rugemanizi ‣ 1x : Marc
Weitere Symptome ‣ Depressionen ‣ psychosomatische Erkrankungen	‣ 2x : Herr Rugemanizi, Frau Komlan ‣ 2x : Frau Kodjo, Frau Komlan

Tabelle 1: Von den Familien erwähnte Symptome, aus dem Symptomkatalog des PTSD

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass in der Tabelle genannte oder auch andere in der Diagnostik des PTSD auftauchende Symptome nicht systematisch abgefragt wurden. Auch bleibt in unserer Untersuchung offen, inwieweit im afrikanischen Kontext nicht auch ganz andere posttraumatische Symptome bedeutsamer sind, als die im ICD-10/DSM-IV genannten. Berücksichtigung finden hier lediglich die von den Interviewpartnern spontan erwähnten Symptome. Es darf vermutet wurden, dass bei einer systematischen Untersuchung eine höhere Nennung erfolgt wäre. Hinzu kam, dass zwar alle Familien mindestens ein Erlebnis hatten, dass einem Kriterium A, der PTSD-Diagnostik entspräche. Aber wie bereits erwähnt, kam es in der Regel nicht zu einem isolierten, traumatischen Einzelereignis, sondern die Familien waren einer ganzen Reihe belastender Ereignisse über einen längeren Zeitraum ausgesetzt, welches eine entsprechende Symptomatik zusätzlich verwischt.

Es war schwer, Aussagen über das Copingverhalten der Kinder zu machen, da dieses von den Eltern nur teilweise überhaupt zur Sprache kam, und wir kaum Gelegenheit hatten, direkt mit den Kindern in Interaktion zu treten.

Herr Adiwanou erwähnte, dass seine jüngste Tochter große Schwierigkeiten hatte, sich an die neue Situation anzupassen. Sie zog sich von Geschwistern (v.a. denen der anderen Frau). zurück, suchte Hilfe und Nähe beim Vater (eine neutrale Person?, eine mächtige Person?), im Gespräch wirkte sie schwach und zart, ihren lebendigeren, dominanteren Geschwistern unterlegen (vgl. hierzu S.63, 71).

Herr Kodjo berichtete, dass sein Sohn relativ wenig Schwierigkeiten hatte sich in Deutschland zu integrieren, dass er sich aber zunehmend Afrika und damit auch seiner Familie entfremdet. Herr

Kodjo befürchtet, er könne deshalb bei einer späteren Reintegration Probleme bekommen. Auch benennt er Erziehungskonflikte (vgl. hierzu S.84, 88).
Auch Marc war weitestgehend integriert; er spricht gut deutsch, hatte hier Freunde und versteht die hiesigen Freiheiten und Werte für sich zu nutzen, notfalls auch aggressiv gegenüber seinen Eltern einzufordern, die auf sein verändertes Verhalten mit Befremden und Sorge reagierten. Man hatte den Eindruck, er erfuhr relativ wenig Unterstützung von seinen Eltern, um mit den seinen hiesigen Problemen (die Ablehnung, durch andere Kinder, die ihn immer wieder ärgern; die räumliche Beengtheit) und den bedrohlichen Erinnerungen aus der Heimat (Alpträume, Angst) fertig zu wurden; seine Eltern reagierten auf sein verändertes Verhalten hilflos und verstanden ihn nicht (vgl. hierzu S.114).
Bei Manuela hatte man das Gefühl, sie war von der belastenden Situation, wie Frau Dos Santos sie schilderte, relativ wenig berührt. Sie nahm das Leben hier als *"unser Zuhause"* an (vgl. hierzu S.131). Aus dem Gespräch mit Miguel ließ sich bloß erahnen, dass er Probleme in der Schule hatte, vor allem mit seinen Klassenkameraden, er wirkte jedoch unwillig, darauf näher einzugehen. Der Fußball schien ihm eine wichtige Stütze zu sein; eine Möglichkeit sich abzureagieren und Anerkennung zu finden (vgl. hierzu S.131).
Albert war sehr aktiv darum bemüht, die Spannungen zwischen seinen Eltern zu neutralisieren. Er beobachtete seine Umwelt sehr genau und wusste trotz seines geringen Alters schon, wie er aktiv Hilfe über das Telefon organisieren konnte. Auch war er oft bemüht, seine Eltern wieder aufzuheitern, wenn diese traurig waren, in dem er lustige Geschichten erzählte (vgl. hierzu S.139ff).

Welche Copingmechanismen den verschiedenen Flüchtlingen zur Verfügung standen wurde bereits ausführlich besprochen. Dabei wurde versucht, die verschiedenen Flüchtlinge in den einzelnen Aspekten miteinander zu vergleichen. Dadurch kann die Darstellung, wie differenziert und erfolgreich das Repertoire der jeweils einzelnen Familie ist, gezwungenermaßen nur kurz exemplarisch erwähnt werden, soll der Rahmen dieser Arbeit nicht gesprengt werden. Ich will zu diesem Zweck noch einmal auf die Familien Adjovi und dos Santos zurückgreifen.
Sowohl Herr wie Frau Adjovi hatten gelernt, Situationen mittels eigener Kompetenz und Fähigkeiten aktiv selbst zu gestalten. Ihre Wahrnehmung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in ihrer Umwelt war dabei in der Regel sehr differenziert, der Erwerb von Wissen spielte für beide eine große Rolle. Diese Fähigkeiten kamen ihnen bei der Bewältigung hiesiger Schwierigkeiten zugute. Beide waren westlichen Werten gegenüber aufgeschlossen. Herr Adjovi beschrieb, bereits früh viel Wert auf individuelle Leistungen gelegt zu haben. Erleichternd kam für die Familie hinzu, das die äußeren Umstände für sie vergleichsweise günstig waren. Die Anerkennung, die Herr Adjovi für seine Herausgabe der Zeitschrift erfuhr, gaben ihm nicht nur Selbstvertrauen, sondern halfen ihm auch hier, aufgrund seiner Bekanntheit rasch und problemlos rechtlich anerkannt zu werden. Auch die Erfahrungen, die er während eines mehrjährigen Studienaufenthaltes in Europa machte, konnte die Familie für sich nutzen. Herr Adjovi erlebte sich als Sprecher, gegenüber anderen Togo-

ern; auch hier in Deutschland suchte er sich wieder Aufgaben, in denen er Verantwortung für andere übernehmen konnte und zu anderen sprechen konnte. Auf hiesige Schwierigkeiten reagierte er mehrfach durch Intellektualisieren oder Verleugnung. Obwohl beide Eltern sich erfolgreich in der Auseinandersetzung mit der Umwelt behaupten konnten, hatte doch Frau Adjovi, seit sie eine eigene Familie hatte, sich zunehmend aus der aktiven politischen Arbeit zurückgezogen, zugunsten ihrer Familie. Frau Adjovi gelang es immer wieder, ihrem Mann aus einer Welt abstrakter Auseinandersetzungen mit geistigen und politischen Fragen „zurückzuholen“ und die reale Situation und das konkrete Problem vor Augen zu führen. Zudem konnte sie die emotionale Nähe herstellen, die die Familie zusammenhielt. Sie wirkte ausgeglichen und im Kontakt mit ihren eigenen Gefühlen und ihrer Vergangenheit. Die Kinder mit ihren Bedürfnissen konnten von beiden Eltern wahrgenommen werden. Die Familie war gut in den hiesigen Alltag integriert.

Am wenigsten von allem Familien schien es Frau dos Santos zu gelingen, die Anforderungen ihrer aktuellen Lebenssituation zu bewältigen. Ihre Fähigkeiten, sich Hilfe zu organisieren, vor allem bei Männern, funktionierten in Deutschland nicht mehr. Andere Bewältigungsmechanismen standen ihr nicht zur Verfügung. Sie erlebte sich komplett abhängig von anderen Menschen; deren Entscheidungen sie sich zu fügen hatte, die Möglichkeit ihren Alltag und ihre Zukunft selbst zu gestalten und zu planen, sie konnte sich nur den Entscheidungen anderer fügen. Sie reagierte darauf mit Hilflosigkeit und Unverständnis, da sie für sich keine Alternative sah, die Situation anders zu bewältigen. Sie wirkte innerlich stark aufgewühlt und war nicht mehr in der Lage, die Kinder mit ihren Bedürfnissen wahrzunehmen. Sie vermochte nicht, die gegenwärtige Situation zu tolerieren. Sie hatte keine Kontrolle über die eigenen Gefühle, die sich auch während des Interviews immer bis zur Verzweiflung steigerten. Sie reagierte ohnmächtig den äußeren Umständen und den eigenen Gefühlen gegenüber. An mehreren Stellen deutete sie im Interview an, dass, wenn man sie hier nicht haben wolle, sie lieber wieder zurückginge: Eine erneute Flucht vor einer Situation, die ihr nicht bewältigbar erscheint und in der sie sich erneut als Opfer fühlte.

Die anderen Familien ließen sich zwischen diesen beiden Polen einordnen. Vereinfacht lässt sich sagen, je größer das Repertoire verschiedener Copingstrategien war, die die Familien situationsgerecht modifizieren konnten, desto besser gelang es ihnen die Situation zu bewältigen. Traten jedoch bestimmte Stressoren auf wie:

- eine fehlende Rechtssicherheit
- eine starke emotionale und gedankliche Verfangenheit in der Heimat, beispielsweise aufgrund starker Schuldgefühle
- das Gefühl einer fehlenden Anerkennung für die eigenen Leistungen, bzw. gar von Herabwürdigung und Ablehnung und eine damit einher gehende starke Enttäuschung,

auf die die Familien mit Resignation und Depressivität reagierten, wurden die Bewältigungs- und Anpassungsleistungen trotz vielfältiger und flexibler Copingfähigkeiten stark erschwert.

1. Das Leben im Exil erfordert von den Familien eine Adaptation ihrer Bewältigungsmechanismen. Je stärker Situationen vorher über aktives Handeln oder die Nutzung zwischenmenschlicher Kontakte bewältigt wurden und je stärker die jeweilige Person vom positiven Feedback oder der Unterstützung ihrer Umwelt abhängig waren, desto schwieriger gestaltet sich die Neuorientierung.
2. Das Gefühl, kaum eigene Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten bezüglich ihrer aktuellen Lebenssituation zu haben, lässt viele Familien mit zunehmender Passivität und Resignation reagieren, unabhängig davon, ob sie in ihrer Heimat Situationen eher mittels eines aktiven oder passiven Copingstils bewältigten.
3. Je größer das Repertoire verschiedener Copingstrategien (aktives Handeln, Nutzung zwischenmenschlicher Kontakte, Erwerb und Weitergabe von Wissen, Tolerieren einer Situation, etc.), welche einer Person situationsgerecht modifiziert zur Verfügung stehen, desto besser wird sie diese entsprechende Situationen bewältigen können.

Hypothesen 4

5.5. In welchem Kontext stand die aktuelle Lebenssituation der Familie bezogen auf frühere familiäre Erfahrungen?

Herr Adjovi und Herr Olabode hatten sich beide relativ früh von den Werten ihrer Herkunftsfamilie gelöst und gelernt, sich auf sich selbst und ihre eigenen individuellen Leistungen zu verlassen.
Herr Olabode beschrieb, dass es vor allem seine geistigen Fähigkeiten waren, die ihm von Kindheit an viel Anerkennung einbrachten. Für diese Fähigkeiten erfuhr er in seiner Familie Anerkennung und Respekt. Er zog hieraus Selbstvertrauen. Schon früh, wusste er, was er wollte und setzte seine individuellen Ziele und Bedürfnisse über die der Gesamtfamilie. Individuelle Leistung, Bildung und Erfolg waren ihm wichtiger als die traditionellen Familienwerte. Er schilderte sehr ausführlich, wie er versuchte hatte, sich von seiner Tradition zu emanzipieren und sich so zu verhalten, wie er es für sich selbst als richtig erkannt hatte. Dazu gehörte auch, eine Frau zu heiraten, der er sich emotional verbunden fühlte, auch wenn sie den Vorstellungen der Familie nicht entsprach. Er versuchte, sich so weit wie möglich von seiner Familie zu distanzieren, um mehr eigene Freiheiten zu haben (vgl. hierzu S.105, 107).
Ein wichtiger Grundkonflikt schien für Herrn Adjovi in einer problematischen Separationserfahrung mit seiner eigenen Familie und einem dadurch ausgelosten Gefühl tiefster Verunsicherung und Verlassenheit zu liegen. So kreisten bei ihm bis auf den heutigen Tag Auseinandersetzungen meistens um männliche Autoritätspersonen, die er teilweise verehrte, von denen er sich aber stets enttäuscht und verraten fühlte. Herr Adjovi hatte Gefühle frühen Verlassen-Seins und Auf-Sich-Selbst-Gestellt-Seins dadurch zu kompensieren gelernt, dass er sich eine eigene „geistige“ Familie schuf. Es war ihm nicht möglich, sich mit seiner Herkunftsfamilie zu identifizieren (vgl. hierzu S. 53, 59). Durch den Erwerb einer guten Schulbildung schaffte er es, sich aus der einfachen, armen Welt seiner Eltern zu lösen und in eine neue, elitäre Welt der Bildung aufzusteigen. Er war mit europäischem Denken und europäischer Kultur vertraut. Seine Fähigkeit, sich eine eigene, geistige Familie zu erschaffen, hatte ihm, wie er selbst sagte, „sehr geholfen“. Hierin lag ein nicht zu unterschätzendes positives Potential, eine wichtige Ressource für erfolgreiche Bewältigung, auch in widrigsten Umständen (vgl. hierzu S.53, 57).
Herr Olabode war gegen die Polygamie *(„Das macht den Frauen viel Leid.“).* Er hatte erlebt, was es für seine eigene Mutter bedeutet hatte, in einer polygamen Ehe zu leben. Er hatte seinen Vater als verantwortungslos und rücksichtslos gegenüber seiner Familie erlebt *(„Wir wollen nicht so mit unseren Frauen umgehen, wie unsere Väter.“).* Es war ihm wichtig, aus den Erfahrungen zu lernen und sich selbst anders zu verhalten (vgl. hierzu S. 103, 105). Auch Herr Adjovi bemühte sich im Umgang mit anderen Menschen, sich so zu verhalten, wie er es sich selbst von seinem Vater oder anderen Autoritäten gewünscht hätte. Er nahm die Verantwortung gegenüber anderen Menschen ernst und bemühte sich, seine Talente und seine Bildung anderen zugute kommen zu lassen (vgl. hierzu S. 59f, 57).

Herr Olabode redete sehr positiv von seiner Mutter. Seine Mutter habe ihm viel gegeben (*„Alles was ich bin, bin ich durch sie.“*; vgl. hierzu S. 105). Auch Herr Adjovi redete von Frauen viel positiver als von Männern; vor allem von seiner Schwiegermutter. Dabei müsste er im Grunde von ihr genauso enttäuscht sein, wie von seinem Schwiegervater. Denn sie hatte sich ebenso wie er aus der Politik rausgezogen und sich nicht aktiv für die Opposition eingesetzt. Er redete in einem nahezu kindlich schwärmerischen Ton von ihr; sie schien nahezu allmächtig für ihn, fähig Großes für ihre Stadt, vielleicht sogar für ihr Land zu tun (vgl. hierzu S.55).

Sowohl Herr Adjovi wie Herr Olabode litten bis auf den heutigen Tag unter dem weiter ungelösten Konflikt mit ihren jeweiligen Herkunftsfamilien. Herr Adjovi hatte sowohl mit seiner eigenen wie mit seiner Schwiegerfamilie ein Problem. So konnte er die Enttäuschung gegenüber dem Chef, seinem Schwiegervater, bis auf den heutigen Tag nicht verwinden. Er hatte seine Stellung missbraucht, hatte seine Talente und sein Wissen nicht für das Wohlergehen der ihm anvertrauten Untergebenen eingesetzt, so wie ein guter Vater es gegenüber seinen Kindern tun sollte, sondern für die eigenen Machtinteressen missbraucht (vgl. hierzu S. 59). Herr Olabode bedauerte den Streit um seine Eheschließung und den daraus resultierenden Bruch mit seiner Familie zutiefst, denn er spürte, dass er hierdurch etwas wesentliches verloren hatte: die Unterstützung und Geborgenheit durch die Familie. Dennoch glaubte er, für sich keine andere Alternative gehabt zu haben. Auch war der Glaube an die Macht der Familie, an Hexerei und Magie tiefer in ihm verwurzelt, als ihm selbst lieb zu sein schien *(„Das hat uns einmal mehr die Kraft der Familie in Afrika gezeigt.“).* Die Angst, verflucht zu wurden, war in ihm immer noch präsent (vgl. hierzu S. 103, 104ff).

Sowohl Frau Olabode wie Frau Adjovi fühlten sich in ihren Herkunftsfamilien positiv gebunden. Dennoch war ihnen die emotionale Verbundenheit zu ihrem Ehemann und ihren Kindern wichtiger und es gelang ihnen, sich von ihren Herkunftsfamilien abzugrenzen. Herr Adjovi und Herr Olabode profitierten von der Ausgeglichenheit ihrer Frauen. Die stabile partnerschaftliche Basis half den Familien in ihrer gegenwärtigen Lebenssituation (vgl. hierzu S.56, 51, 104, 106).

Frau Adjovi hatte die Erfahrungen machen können, sich in ihrer Familie geborgen und sicher gebunden fühlen zu können. Für sie war Familie etwas organisches, etwas natürliches, etwas, um das man nicht kämpfen, dass man sich nicht erst verdienen muss. Sie fühlte sich von ihrer Familie so angenommen, wie sie war und nahm diese ebenfalls an. Von dieser sicheren Basis aus agierte sie in der Welt. Als konflikthaft empfand sie die Spannungen zwischen ihrem Vater und ihrem Mann. Sie selbst konnte ihren Vater so akzeptieren und lieben, wie er war, sie fühlte ihm gegenüber Dankbarkeit. Doch fühlt sie sich oft wie *"zwischen zwei Stühlen“* (vgl. hierzu S. 53ff).

Beide Adjovis waren in der Lage, sich in die eigenen Kinder einzudenken oder einzufühlen. Sie zeigten Verständnis für das, was die Kinder aufgrund ihres Entwicklungsstandes bereits verstehen oder mitteilen konnten und waren in der Lage, diesem Entwicklungsstand entsprechend auf die Kinder einzugehen (im Gespräch finden sich Beispiele dafür, als sie über die Reaktion der Kinder auf die Verhaftung des Vaters und den Besuch Emelies im Gefängnis berichten sowie bezüglich der Erziehung und Vermittlung religiöser Werte und der gemeinsamen Zukunftspläne). Sie waren in der

Lage, die Bedürfnisse der Kinder mit zu berücksichtigen, z.B. das Bedürfnis der Kinder, sowohl zu Vater wie zu Mutter Kontakt zu haben, was letztendlich die Entscheidung zur Flucht mit begünstigte und auch deren Bedürfnis nach Kontinuität, nach einem geregelten Aufwachsen, was Herr Adjovi bezüglich der Zukunftspläne gut zum Ausdruck brachte (vgl. hierzu S. 56, 61). Dagegen fiel es den Olabodes schwer, die Veränderungen ihres Sohnes seit seiner Ankunft im Exil zu akzeptieren und auf dessen Schwierigkeiten einzugehen. Unklar blieb, was es für die Olabodes letztendlich bedeutet hatte, erleben zu müssen, dass ihr Sohn von Herrn Olabodes Familie abgelehnt wurde (vgl. hierzu S.107, 114).

Bei Familie Kodjo wurde der Konflikt zwischen unterschiedlichen Werten und Familienkonzepten nicht in der Auseinandersetzung zwischen Gegenwartsfamilie und jeweiliger Herkunftsfamilie ausgetragen, sondern direkt zwischen den Ehepartnern. Dieses sorgte in der gegenwärtigen Situation, wo beide stärker von einander abhängig waren, und die Unterstützung durch die Herkunftsfamilien fehlte, immer wieder für Spannungen (vgl. hierzu S.76f, 79).

Beide Kodjos waren in ihrem Tun weniger aufeinander als auf ihre Herkunftsfamilien bezogen. In ihren Gedanken beschäftigten sie sich viel mit der Heimat; beide machten sich Sorgen um in der Heimat zurückgelassene Familienangehörige. Dabei konnten ihnen ihre zurückgelassenen Angehörigen wenig Unterstützung geben, da die Kontakte aufgrund der großen räumlichen Distanz nur sehr sporadisch waren (vgl. hierzu S. 81, 84).

In der Familie von Frau Kodjo hatten eine moderne Schulbildung, europäisches Denken und europäische Werte einen hohen Stellenwert. Ihre Familie war vergleichsweise klein und der Zusammenhalt unter den einzelnen Familienangehörigen relativ eng. Trotzdem konnte Frau Kodjo im Exil kaum davon profitieren, dass ihr hiesiges Denken und Werte relativ vertraut waren (vgl. hierzu S. 79, 83).

Herrn Kodjo lehnte die in der Familie seiner Frau vermittelten Werte ab. Sein Bild von Familie orientierte sich stark an „afrikanischer“ Tradition und Werten. Er hatte sich als Teil eines großen, generationenübergreifenden Verbundes erlebt und das sehr positiv bewertet. In seiner Familie spielten Blutsverwandtschaft und eine große Nachkommenschaft eine große Rolle. Er war stolz auf seine adelige Abstammung. Die Bindung zu einzelnen Familienangehörigen war nicht sehr eng. Nähe wurde darüber vermittelt, das jeder Einzelne Teil eines größeren Ganzen war und darauf vertrauen konnte, dass immer jemand da war, der im Bedarfsfall für einen sorgte. Doch selbst in seiner Heimat erlebte er einen zunehmenden Wandel von der traditionellen Großfamilie hin zu kleineren Familien, wie sie auch in Europa existieren (vgl. hierzu S. 77f). Herr Kodjo hatte auch negative Erfahrungen mit der traditionellen Familie gemacht. Kinder wurden oft ausgebeutet; viele Erwachsene hatten kaum Interesse, in die Berufsausbildung der Kinder zu investieren. Bezüglich der traditionellen Rolle von Frauen in der Familie reagierte er ambivalent. Er erwähnte mehrfach spontan, dass Frauen benachteiligt würden und dass man ihnen oft die Chance verweigere, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu zeigen. Trotzdem schaffte er es selbst nicht, sich von seiner klassischen männli-

che Rolle mit ihren Privilegien zu emanzipieren. Für ihn war seine Tradition die Basis für alle zwischenmenschlichen Kontakte. Auch wenn man nicht mit allem einverstanden sei, solle man sie nicht hinterfragen, sondern einfach befolgen (d.h. sich einfügen, sich einer großen Ordnung unterordnen, die sich bewährt hatte; vgl. hierzu S. 77f, 81).
Auch bezüglich der Bedeutung, die beide ihrer Ehe geben, gabt es große Unterschiede zwischen beiden Ehepartnern. Frau Kodjo hatte sehr hohe Erwartungen in die Ehe gesetzt. Sie glaubte, es sei Allahs Wille gewesen, dass sie Herrn Kodjo heiratete, als Belohnung für ihre Pilgerreise. Herr Kodjo machte ihre Erwartungen mit blasphemische Äußerung vor uns lächerlich. Frau Kodjo reagierte mit Enttäuschung. Sie hatte sich mehr von ihrem Mann erhofft, als er ihr geben mochte. Am meisten störte sie, dass sie ihn mit anderen Frauen und der Politik teilen musste. Sie war enttäuscht, dass er sie hängen ließ, als sie schwanger war. Selbst jetzt, wo sie alleine mit ihm in Deutschland war, entsprach die Situation nicht ihren Wünschen; auch hier hatte die Politik eine höhere Priorität für ihn und provozierte sie mit der Aussage auch hier gerne weitere Frauen zu heiraten, wenn das rechtlich möglich wäre. Auch hier spielte sicherlich eine Rolle, dass in ihrer Familie, die viel kleiner war als seine, der Zusammenhalt zwischen den einzelnen Individuen wichtiger war (vgl. hierzu S. 76ff, 80, 82).

Herrn Kodjo und Frau Adjovi kamen aus traditionellen Cheffamilien. Herr Kodjo vermied allerdings im Interview bewusst den Ausdruck „Chef“ oder „Häuptling“, da er die abwertende Bedeutung kannte, die letztere im hiesigen Sprachgebrauch haben. So bezeichnete er seine Familie statt dessen bewusst als „Königsfamilie“. Herr Kodjo achtete die traditionellen Strukturen. Er war bereit, den ihm zugedachten Platz einzunehmen und die ihm traditionellerweise zugedachten Aufgaben zu erfüllen. Er war enttäuscht, dass andere, wie beispielsweise sein eigner Cousin, das alte, spirituelle Wissen ignorieren, und mit Eyadéma ein Bündnis eingingen, um so ihre eigene Macht zu mehren. Er erkannte, dass „Macht“ mehr zählte, als der Inhalt. So war seinem Cousin bewusst, dass die RPT nicht gut war. Aber die Kooperation mit Eyadéma nutzte ihm, um zu Geld und Einfluss zu gelangen. Dadurch wurde die traditionelle Macht der Chefs in ihrer Funktion ausgehöhlt und missbraucht und verlor in der Bevölkerung an Glaubwürdigkeit und Einfluss. Er machte seinen Cousin dafür verantwortlich indirekt den Ruf und Einfluss seiner eigenen Familie beschädigt zu haben, die einst als Königsfamilie mächtig war. Eyadémas bewusstes Zurückgreifen auf die Rolle der Chefs zur Etablierung und Stabilisierung seines politisches Systems, hatte auch seine eigene Familie gespalten. Der Bruch ging mitten durch seine Familie, in der Anhänger Eyadémas gegen Oppositionelle standen; Machtmenschen (Materialisten) gegen Idealisten (schöne Worte), (vgl. hierzu S. 77, 79). Auch der Vater von Frau Adjovi hatte seine Stellung als Chef missbraucht, und mit Eyadéma kooperiert. Auch er hatte seine Talente und sein Wissen nicht für das Wohlergehen der ihm anvertrauten Untergebenen eingesetzt, sondern für die eigenen Machtinteressen missbraucht. Beide warfen sie ihm dieses vor (vgl. hierzu S.59). Auch Herr Adjovi beklagt den Macht- und Ansehensverlust der traditionellen Chefs in der jetzigen Gesellschaft (vgl. hierzu S. 59).

Auch für Herrn Adiwanou, Herrn Yahya und Herrn Komlan waren vor allem die Herkunftsfamilie von großer Bedeutung, so dass die gegenwärtige Trennung von dieser als Verlust erlebt wird. Das Verhältnis zu ihren Ehefrauen wird im Interview wenig thematisiert. Herr Adiwanou vermisste vor allem seine Mutter, zu der er einen sehr engen Kontakt hatte; bei Herrn Komlan waren es Vater und Onkel die ihm fehlen; Herr Yahya vermisste die Großfamilie, die gegenseitige Unterstützung. Alle beschrieben den Familienalltag als relativ sorgenfrei und angenehm. Sie hatten gute Erinnerungen an große und ausgelassene Familienfeste (vgl. hierzu S.64, 66f, 92ff). Viele bewährte Bewältigungsstrategien und Ressourcen ließen sich nicht mehr nutzen, da die Familie durch die Flucht zerrissen wurde. So verlor Herr Adiwanou beispielsweise die Geborgenheit, die er während der wöchentlichen Besuche bei seiner Mutter immer fand, wo er sich noch einmal wie ein Kind fallen lassen konnte und wo er immer Rat fand, wenn er ihn suchte. In Deutschland gab es nur noch gelegentliche Telefonate mit der Mutter, was deren Einfluss deutlich reduzierte (vgl. hierzu S.66). Herr Adiwanou hatte es als sehr positiv erlebt, den größeren Erfahrungsschatz seine Mutter auch für die Bewältigung seiner eigenen Probleme nutzen zu können. Doch für die Auseinandersetzung mit der gänzlich anderen Gesellschaft in Deutschland, konnten ihm die Erfahrungen seiner Mutter nur noch sehr bedingt nützen (vgl. hierzu S.66, 64). Auch Herrn Komlan fehlte der Rat seiner Eltern, Herr Yahya vermisste die Unterstützung durch seinen Onkel, und die Alten, die im Besitz der „guten Kultur“ waren und übersinnliche Kräfte hatten (vgl. hierzu S. 92, 125f).

In der Familie von Herrn Komlan existiert eine lebendige Erzähltradition. Geschichten der Vorfahren wurden gemeinsam mit selbst erlebten Geschichten an die nächste Generation weitergegeben. So entstand eine Kontinuität, durch die der einzelne sich als Teil einer großen Familie, als lebendiges Verbindungsglied zwischen der Vergangenheit und der Zukunft erleben und an dem langem Erfahrungsschatz der Familie teilhaben konnte. Dabei wurden die zentralen Erlebnisse wichtiger Familienmitglieder im Laufe der Zeit so modifiziert, bis aus ihnen Familienmythen wurden, in denen das Familienmitglied als Held mittels Stärke oder List alle Herausforderungen, die die Umwelt an ihn stellte, unbeschadet meistert. Der Held der Geschichte wurde so aufgewertet, vom Rest der Familie bewundert, erhielt Vorbildfunktion. Herr Komlan schien aus den Geschichten, die ihm sein Vater erzählte, Kraft zu schöpfen, Orientierung zu erhalten (vgl. hierzu S. 93).

Auch die Geschichte, die uns Herr Komlan über seine Frau erzählte, ließ zumindest vermuten, dass hier schreckliche Erlebnisse so im Sinne einer Mythenbildung uminterpretiert wurden, bis eine die gesellschaftlichen Normen nicht verletzende Geschichte entstand. Interessanterweise war es hier vor allem der muslimische Glaube, der Frau Komlan schützte und ihr half, ungeschoren und unbesudelt aus der heiklen Situation fliehen zu können. Auch beim Auffinden von Herrn Komlan im fremden Deutschland war es ihr Glaube, der Frau Komlan half (vgl. hierzu S.96). Die Vorstellung in den Togo abgeschoben zu werden, war für Herrn Komlan so bedrohlich, dass er diese in seiner Phantasie ausschließlich in der Version erträgt, dass man ihm dann erlaubte, einen Heldentod zu sterben, indem man ihn bei Eyadéma persönlich abliefere (vgl. hierzu S. 100).

Von Frau Sadou erfuhren wir wenig über ihr Verhältnis zu ihrem Mann und dessen Familie sowie zu ihrer Co-Frau. Die Frauen hatten in den vergangenen Jahren alles gemeinsam geteilt. Jetzt war die andere Frau mit einmal weg- was bedeutete das für Frau Sadou? Der Verlust einer Leidensgenossin und Weggefährtin, um die man trauert, einer Konkurrentin unter der man zu leiden hatte, einer besten Freundin? Und was bedeutete es für die Kinder der 1. Frau, dass ihre Mutter nicht mehr da war? Was bedeutete es für ihr jetziges Leben und was für später, wo doch traditionellerweise gerade die Mütter eine ganz zentrale Rolle innerhalb der Familie spielen (vgl. hierzu S. 73, 66f, 69f)? Frau Komlan und Frau Sadou äußerten sich ebenfalls nicht über das Verhältnis zu ihrem Mann.

Auch die Kinder von Familie Adiwanou erlebten in ihrer Heimat Familie v.a. als Großfamilie. Die Kinder verloren das soziale Netzwerk der Großfamilie, dass ihnen das Gefühl vermittelte, selbst in Zeiten größter Schwierigkeiten, seien immer Angehörige da, die in der Lage waren sich um sie zu kümmern. Zudem verloren sie auch die größere Freiheit, die die Verteilung der Erziehungsaufgaben auf viele Schultern mit sich brachte (vgl. hierzu S. 66). So waren es ihre Großeltern, die ihnen nach der Flucht des Vaters halfen und sich um sie kümmerten. Auch sie vermissten die in der Heimat zurückgelassenen Familienangehörigen stark.

Familie Adiwanou, Familie Olabode und Familie Kodjo erlebten den Aufenthalt ihrer Kinder hier in Deutschland ambivalent. Auf der einen Seite waren sie froh, dass ihre Kinder nun wieder in relativer Sicherheit leben und zur Schule gehen konnten, d.h. trotz realer Schwierigkeiten, die das Leben in Deutschland für diese mitbrachte, hatten sie so überhaupt wieder etwas wie eine Chance auf eine bessere und stabile Zukunft. Auf der anderen Seite machten sie sich Sorgen, wie sie auf Diskriminierung und Rassismus reagierten und wie sie die Werte und Normen dieser Gesellschaft aufnehmen würden, ob sie ihre afrikanische Identität verlieren und ob sie nach mehreren Jahren in Deutschland noch in der Lage sein würden, sich wieder in Afrika zu integrieren (vgl. hierzu S. 64, 84, 88, 114).

Herr Masseme redete positiv von seiner Familie, aber sie konnte ihm schon in der Heimat nicht mehr helfen. Denn das traditionelle Wissen, welches er von seinem Vater beigebracht bekam, nutzte ihm selbst im Togo nicht, um die sich rasch verändernde Gesellschaft zu verstehen und sich in ihr zurechtzufinden. Seine Eltern erteilten ihm den Auftrag, sich mit dem modernen Wissen, wie es in den Schulen und Universitäten gelehrt wird, vertraut zu machen, und ihnen die gesellschaftliche Situation zu erklären. Er war hierbei ganz auf sich alleine gestellt, erfuhr keine Unterstützung in politischen Fragen, geriet in den Strudel der Machtspiele Eyadémas, und verlor als Konsequenz nicht nur seinen gesamten Besitz, sondern musste fliehen und miterleben, wie auch seine eigene Familie floh. Den Auftrag seiner Eltern, ihnen zu erklären wenn etwas „schief läuft“, und eine bessere Zukunft zu schaffen, konnte er nicht erfüllen (vgl. hierzu S. 117). Das Wissen seiner Eltern

nützte ihm in Deutschland nichts mehr. So war er beispielsweise mit einmal abhängig von Sozialhilfe bzw. bezahlter Arbeit. Es fiel ihm schwer, das zu akzeptieren und sich an die neuen Lebensbedingungen anzupassen (vgl. hierzu S. 120).

1. Die transgenerationale Weitergabe von Wissen und Erfahrungen hat insgesamt eine hohe Priorität. So kann der größere Erfahrungsschatz der vorhergehenden Generation für die Bewältigung eigener Probleme genutzt werden. Zentrale familiäre Erlebnisse werden als Geschichten an die nächste Generation weitergegeben und im Laufe der Zeit so modifiziert, bis aus ihnen Familienmythen werden, die ins Familienbild passen. Dadurch wird eine Kontinuität erzeugt, so dass der einzelne sich als Teil einer großen Familie, als lebendiges Verbindungsglied zwischen der Vergangenheit und der Zukunft erlebt.
2. Je stärker sich eine Gesellschaft an traditionellem Wissen zu orientieren versucht, desto weniger flexibel wird diese auf gesellschaftliche Änderungen reagieren können, wodurch notwendige Anpassungsvorgänge erschwert werden.
3. Sind die gesellschaftlichen Umbrüche so radikal, dass Wissen der vorhergehenden Generationen nicht mehr genutzt werden kann, um das Leben in der veränderten Gesellschaft zu erklären, oder fehlen persönliche Leitfiguren, die diese Aufgabe übernehmen, entsteht bei den Betroffenen ein Gefühl der Orientierungslosigkeit und des Verlustes.
4. In der Großfamilie wird Nähe und Geborgenheit darüber vermittelt, dass jeder sich als Teil eines größeren Ganzen erlebt. Dabei muss der Kontakt zu einzelnen Familienmitgliedern nicht sehr eng sein.
5. Viele bewährte Bewältigungsstrategien und Ressourcen der Familien lassen sich nach der Flucht nicht mehr nutzen, da es für diese notwendig ist, jederzeit auf den Kontakt zu Familienmitgliedern aus den jeweiligen Herkunftsfamilien zurückgreifen zu können.
6. Durch die Flucht müssen die Beziehungsgefüge der im Exil lebenden Familie neu ausgehandelt werden. Fehlen hierfür alternative Rollenvorbilder oder Muster ist dieser Prozess erschwert und der Schmerz um den Verlust von Geborgenheit und Unterstützung durch Großfamilie besonders schwerwiegend.
7. Jenen Familien die sich bereits in der Vergangenheit auf Grund eines Konfliktes von ihren Herkunftsfamilien lösten und statt dessen eine stabile Verbindung in der Ehe und der Beziehung zu den eigenen Kindern suchten, erleben diese in der Exilsituation als hilfreich.

Hypothesen 5

5.6. Welche Funktion / Rolle hatten dabei die einzelnen Familienmitglieder?

Für Familie Adjovi und Familie Olabode hatte die Kernfamilie Priorität vor der Großfamilie. Die Allianz zwischen den Ehepartnern war wichtiger als das Verhältnis zu Verwandten aus der eigenen Herkunftsfamilie oder Schwiegerfamilie. Die Olabodes beschrieben in dem Interview ausführlich, wie sie versuchten sich von dem traditionellen Familienbild, wie sie es selbst noch aus ihren Herkunftsfamilien kannten, zu emanzipieren, in dem ein polygamer Vater fast alle Macht hatte, sich seinen Frauen gegenüber oft rücksichtslos verhielt und für seine Kinder emotional oft wenig verfügbar war. So versuchte vor allem Herr Olabode, den Einfluss seiner Herkunftsfamilie zu beschränken (vgl. hierzu S.105, 107, 103).

Bei beiden Familien waren innerhalb der Ehe emotionale Verbundenheit und gegenseitige Hilfe zu spüren. Beiden Familien war es wichtig, als Kleinfamilie aufeinander bezogen zu bleiben und möglichst auch zusammenzuleben. Herrn Adjovi beschrieb, dass sich dadurch in seinem Leben die Prioritäten im Leben verschoben hatten. So galt es jetzt, zwischen gesellschaftspolitischen Aufgaben einerseits und konkreten Alltagsaufgaben wie der Erziehung der Kinder und dem Ermöglichen eines sicheren Lebens der Familienangehörigen andererseits eine neue Balance herzustellen. Seine Flucht geschah vor allem mit Rücksicht auf die Sicherheit seiner Familie. Trotzdem war ihm wichtig, dass seine Familie ihm sein politische Engagement auch in Deutschland weiter ermöglichte (vgl. hierzu S. 56).

In beiden Familien waren sowohl Mann wie Frau Ernährer und Geldverdiener. Jeder der beiden Partner durfte seine eigenständigen Tätigkeitsbereiche haben, ohne dass hierdurch das Zusammenleben gefährdet schien (vgl. hierzu S.51, 102, 108f).

In der Beziehung zwischen Herrn und Frau Olabode war er der aktivere, er bemühte sich um sie, versuchte sie zu beeindrucken und zu verführen, war der Held und Beschützer (angefangen von der ersten gemeinsamen Zugfahrt, bis zu ihrer Befreiung aus dem Gefängnis), während sie auf seine Angebote reagierte und ihm Bestätigung gab.

Auch wenn Frau Adjovi und Frau Olabode sich ebenfalls für politische Fragen interessierten und selbständig aktiv waren, beanspruchten ihre Männer in diesen Fragen doch die Dominanz. Sie waren die Weltverbesserer, die Sprecher nach außen, diejenigen, die für eine demokratische Gesellschaft kämpften (vgl. hierzu S.57, 108f).

Frau Adjovi sorgte für den inneren Zusammenhalt der Familie. Sie selbst hatte sich aus politischen Aufgaben zugunsten des Mannes und der Kinder zurückgezogen. Sie gab ihrem Mann die emotionale Unterstützung für seine politischen Aktivitäten, die sie mit Stolz erfüllten. Insofern verhielt sie sich genau wie ihre eigene Mutter, von der sie den Auftrag erhalten hatte, deren angefangene Arbeit in der Frauenpolitik aufzugreifen und fortzuführen. Diese hatte auch mit Rücksicht auf ihre Familie sich aus der Politik herausgezogen (vgl. hierzu S.55). Frau Olabode beschrieb sich selbst als ruhig und zurückhaltend. Trotzdem wusste sie für sich was sie will, und sie konnte sich durchaus ihren

Raum nehmen, wie sie auch während des Interviews demonstrierte (vgl. hierzu S.106, 102). Es gab ein paar Äußerungen, in denen Herr Olabode versuchte seine Frau abzuwerten (vgl. hierzu S. 110*).*

Die Kinder waren die Träger der Zukunft. Familie Adjovi war es wichtig, dass ihren Kindern Geborgenheit und eine gute Erziehung als Basis für eine eigene stabile Zukunft zukam. Gleichzeitig erwarteten sie von ihren Kindern, dass sie gut lernten, um ihr Wissen und Können später selbst zur Verbesserung der Situation im Togo einzubringen (vgl. hierzu S. 56, 60,61).
Auch Familie Olabode war es wichtig, dass ihr Sohn gut lerne. Sie reagierten mit Enttäuschung, dass er sich in Deutschland verändert hatte und sich nicht mehr in das von ihm erwartete Rollenverhalten eines afrikanisch erzogenen Kindes fügte, welches sich seinen Eltern gegenüber respektvoll und gehorsam verhalte. Er nahm für sich selbst das mit mehr Freiheiten und Rechten verbundene Verhalten eines westeuropäisch erzogenen Kindes in Anspruch. Seine Eltern wollten ihm diese Rolle nicht zuerkennen, so dass es immer wieder zu Auseinandersetzungen kam, in denen er seine Eltern angriff (vgl. hierzu S.114).

Bei Familie Kodjo, Komlan und Adiwanou orientierten sich die Rollen, die den einzelnen Familienmitgliedern zugeschrieben wurden, stärker an den klassischen Rollenaufteilungen polygamer Familien aus ihrem jeweiligen Kulturkreis, als an individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten. Viele Elemente, die wir aus der ethnologischen Literatur über afrikanische Familien beschrieben finden (vgl. hierzu Kapitel 1.3.3), wurden auch von unseren Interviewpartnern erwähnt. Sie alle stammten aus polygamen Familien. Alle drei Männer bewerteten diese Familienstrukturen weitgehend positiv. Von den drei Frauen äußerte sich nur Frau Kodjo zu diesem Thema. Sie war der Polygamie gegenüber kritisch eingestellt. Es gelang ihr jedoch nicht, sich mit ihren Vorstellungen von Familie gegenüber ihrem Mann durchzusetzen oder auch nur auf dessen Verständnis zu stoßen. Für Herrn Kodjo bedeutete Familie mit möglichst vielen Menschen verschiedener Generationen verbunden zu sein (*„Meine Familie ist eine kleine Teil in einem großen Zusammenhang, oder eine große Familie, die meine große Familie in Afrika ist.“)* (vgl. hierzu S. 77, 64, 66, 92).
Herr Komlan beschrieb, dass die Rollen der einzelnen Familienmitglieder innerhalb der Großfamilie in der Heimat sehr genau geregelt waren durch die islamische Religion. So ging beispielsweise Frau Komlan, wenn sie Probleme hatte, zu ihren Schwiegereltern und nicht zu ihren leiblichen Eltern, selbst noch nach der Flucht ihres Mannes. Diese Regeln wurden nicht in Frage gestellt und schienen noch über individuellen Zu- bzw. Abneigungen für einzelne Familienmitglieder zu stehen. Dafür boten sie jedem seinen sicheren Platz im Netzwerk Familie (vgl. hierzu S. 92). Langfristig könnten sich Konflikte daraus ergeben, dass, wie Herr Komlan einmal andeutete, viele Frauen in Deutschland eine andere Rolle und mehr Befugnisse haben als die meisten muslimischen Frauen seiner Heimat. So könnte dieses seine Frau oder später seine Tochter dazu ermutigen, für sich Rechte einzufordern, die mit seinen Vorstellungen von Familienstruktur kollidieren.

Herr Adiwanou und Herr Komlan bezeichneten sich als „Familienoberhaupt“, sie sagten, ihnen „gehöre“ die Familie. Herr Komlan sagte, er habe die Verantwortung für Frau und Kinder. Seine Aufgabe sei es, die Familie zu ernähren. Die Kinder gehörten ihm (z.B. nach einer Scheidung). Und nach dem Tod des Mannes gehe sein ganzer Besitz nicht auf seine Frau, sondern auf seine Kinder über. Durch die Heirat gehöre eine Frau der Familie ihres Mannes. Zu ihrer eigenen Familie dürfe sie nur noch Kontakt haben, wenn ihr Mann ihr das erlaube (vgl. hierzu S.92). Herr Adiwanou sagte, er träfe alle, die Familie betreffenden Entscheidungen, wenn auch in der Regel in Rücksprache mit seiner Mutter. Die Entscheidung, alle vier Kinder nach Deutschland zu schicken, hatte er allerdings in Absprache mit seiner 1. Ehefrau getroffen (vgl. hierzu S.64, 66, 70). Herr Kodjo versuchte seinen Anspruch, das Familienoberhaupt zu sein, indirekt deutlich zu machen, indem er seine Frau abwertete. So sagte er beispielsweise, er habe die Zustimmung das Gespräch auf Tonband aufzuzeichnen bereits gegeben, weswegen kein Anlass mehr bestünde, seine Frau ebenfalls noch zu fragen (vgl. hierzu S. 76).

Wie Frau Komlan ihre Rolle als Ehefrau im Alltag ausfüllte blieb sehr vage. Frau Kodjo hatte sich immer wieder um mehr Autonomie bemüht. Von Herrn Kodjo erfuhr sie hierin wenig Unterstützung. Sie war deshalb eigenständige Wege gegangen oder hatte sich Unterstützung bei ihren Eltern oder bei Freunden gesucht. Beide Eheleute waren in ihrem Tun wenig aufeinander bezogen (vgl. hierzu S.76). Schilderungen über die Ehe der Adiwanous erfuhren wir fast ausschließlich aus der Perspektive des Mannes. Er betrachtete seine beide Frauen weniger als Individuen, sondern fast wie eine Einheit. Alles mussten sie teilen, sogar das Schlafzimmer; überall traten sie gemeinsam auf, gemeinsam wurden sie verfolgt. Leider erfuhren wir so gut wie nichts über das Verhältnis der beiden Frauen untereinander und über die Dynamik der Dreierbeziehung. Wieso hatte Herr Adiwanou seine erste und nicht seine zweite Frau gebeten, sich von ihren Kindern zu trennen und alleine zurückzubleiben? Was hatte sich in der Beziehung zwischen den Eheleuten, durch die Verschiebung von der Dreier zur Zweierbeziehung geändert (vgl. hierzu S. 66, 69f)?

In der polygamen Familie war die Rolle der Mutter klassischerweise wichtiger als die der Ehefrau. So beschrieb Herr Adiwanou, dass seine Mutter versuchte, ihren Einfluss in Erziehungsfragen bis nach Deutschland übers Telefon geltend zu machen. Die Mutter war in diesen Fragen auch wichtiger als der Vater, da ihr Kontakt zu den Kindern meist deutlich enger war, sie sich um alle alltäglichen Belange kümmerte. Die Entscheidung der Oma, die Kinder nach der Flucht von Herrn Adiwanou zu sich zu holen, könnte u.a. auch damit erklärt werden, dass sie Angst hatte, ihren Einfluss auf die Kinder zu verlieren (vgl. hierzuS.64, 66).

Der Vater in polygamen Familien war für die Kinder oft nur an Feiertagen oder sonstigen besonderen Gelegenheiten präsent und blieb diesen damit viel fremder. Dennoch schien für Herrn Komlan gerade sein Vater eine sehr wichtige Rolle gespielt zu haben. Mehrfach erwähnte er, wie sein Vater ihnen Geschichten erzählte. Auch die Familienfeste, für die er verantwortlich war, spielten in der Erinnerung von Herrn Komlan bis in die Gegenwart eine große Rolle. Dagegen blieb das Bild von seine Mutter sehr farblos (vgl. hierzu S.66, 93).

Herr Kodjo hatte den größten Teil seiner Kindheit gar nicht mit seinen leiblichen Eltern zusammengelebt. So beschrieb er, wie er eine emotionale Verbundenheit erst zu seinen Großeltern und später zu seiner Stiefmutter aufgebaut hatte, bevor ihm seine leibliche Mutter im Alter von 17 Jahren das erste Mal überhaupt vorgestellt wurde. Eine klassische Rollenaufteilung, wie sie von anderen Familien beschrieben wurde, fand sich in seinen Schilderungen nicht. Wichtig waren ihm die Menschen, die sich um ihn kümmerten und ihm Nähe und Geborgenheit vermittelten (vgl. hierzu S. 78f).

Allgemein blieben die Kontakte zu den Geschwistern sehr farblos. Eine Ausnahme stellte die ermordete Schwester von Herrn Kodjo dar. Wobei nicht erwähnt wurde, wie eng der Kontakt der beiden in der Vergangenheit war und welche Bedeutung sie für ihn vor ihrer Ermordung hatte (vgl. hierzu S. 81).

Darüber hinaus ließen sich in den Interviews immer wieder Allianzen zwischen einzelnen Familienmitgliedern und Rollenzuschreibungen beobachten, die sich unabhängig von traditionellen Rollen- und Aufgabenzuschreibungen entwickelt hatten. So ließen sich bei Familie Komlan als zwei bedeutende Allianzen einmal das Vertrauensverhältnis zwischen Herrn Komlan und seiner Tochter und zum anderen das zwischen Frau Komlan und dem Sohn beobachten. Über diese Allianzen konnte innerhalb der Familie Emotionalität und Nähe vermittelt werden, als Gegengewicht zu dem Gefühl des Fremd- und relativ Isoliert-Seins in der deutschen Gesellschaft (vgl. hierzu S. 90). Bei Familie Adiwanou fiel Ikimatou, der Tochter der 2. Frau, eine besondere Rolle zu. Sie war der Liebling der Oma, weil sie dieser angeblich ähnelte. Diese wurde von Herr Adiwanou ganz spontan und aus einem ganz anderem Kontext heraus erwähnt und schien also eine gewisse Bedeutung in ihrer Familie zu haben. Ikimatou wirkte sehr dominant, sie konnte sich selbst gegenüber ihren zwei älteren Brüdern gut behaupten, selbst bei Fragen, die gar nicht an sie gerichtet waren, war sie meist die erste, die antwortete. Es war schwer zu beurteilen , ob das auch vor der Flucht so war, oder ob es auch in der Dynamik der Geschwisterbeziehungen einige Veränderungen dadurch gab, dass zwei der Kinder plötzlich von ihrer leiblichen Mutter getrennt wurden (Allerdings schien es auch schon vorher so gewesen zu sein, dass Attiogbe, der Sohn der 2. Frau dominanter war als sein Bruder, der v.a. sein „Helfer“ war, wenn es darum ging, die anderen zu verprügeln. Und es war Ikimatou und nicht Rachida, der die Rolle der Mutter beim gemeinsamen Spiel zugeschrieben wurde.). Die jüngste Tochter brauchte einen „Beschützer“, der ihr half, sich gegenüber ihren Geschwistern und in der neuen Situation zu behaupten. Sie suchte diesen in ihrem Vater. Der schien auch bereit, diese Rolle anzunehmen. Zumindest klang er liebevoll besorgt und verständnisvoll, wenn er von den Schwierigkeiten seiner Tochter berichtete. Er wirkte selbst unglücklich über die gegenwärtige Situation und würde ihr gerne helfen (vgl. hierzu S. 63, 71, 66f).

Durch die Flucht nach Deutschland hatte sich an der Rollen- und Machtverteilung innerhalb der Familien einiges geändert. Es kam allgemein zu einer Aufwertung der „Kernfamilie“ (bei Herrn Adiwanou und Herrn Kodjo allerdings ohne 1. Ehefrau, sowie bei Herrn Kodjo auch ohne die Kinder der 1. Ehefrau; vgl. hierzu S. 64, 66, 80). Der Austausch zwischen den Ehepartnern blieb dabei weiterhin wenig bedeutsam. So wollte Frau Komlan sich beispielsweise ihrem Mann nicht anver-

trauen, wenn sie wieder einen schlechten Traum hatte. Gleichzeitig waren die Kontakte zu vorher wichtigen Kontaktpersonen, wie beispielsweise den eigenen Eltern durch die räumliche Distanz verloren gegangen oder zumindest sehr erschwert. Die dadurch entstandene Lücke, konnte von den Familien nicht geschlossen wurden. Teilweise versuchten die Familien diese zu kompensieren durch eine Intensivierung des Kontaktes zu den Kindern, wie sich dieses beispielsweise bei Familie Komlan beobachten ließ (vgl. hierzu S. 90, 99).

Für Herrn Adiwanou war ein Zusammenleben als Familie positiv besetzt. Dennoch war es nicht vorrangiges Ziel. Sollten sich beispielsweise Frau und Kinder noch nicht bereit fühlen, nach Togo zurückzukehren, während Herr Adiwanou das Gefühl hatte, er müsse wieder zurück, würden sie eine vorübergehende Trennung der Familie lieber in Kauf nehmen, als ein sich anpassen einer der beiden Seiten. Welche Konsequenzen eine neuerliche Trennung der Kinder von dem Vater für deren Entwicklung bedeuten könnte, wurde in dem Interview nicht thematisiert. Dieses entsprach der geringen Ausarbeitung der väterlichen Rolle für die Kinder (vgl. hierzu S. 64, 71, 70). Bei Familie Kodjo hatte ein Zusammenleben als Familie eine geringere Priorität, als die Wahrung der Interessen der einzelnen Individuen. So sollte bezüglich einer Remigration in die Heimat, jeder für sich selbst entscheiden, ob und wann er zurückkehren möchte. Dieses mochte unter anderen daran liegen, dass auch die Entscheidung zur Flucht in der Vergangenheit keine gemeinsame war. Herr Kodjo sagte, der Aufenthalt seiner Frau in Deutschland sei für ihn nur ein Grund unter vielen gewesen, ebenfalls nach Deutschland zu kommen. Auch von ihrem Sohn wünschten sie sich nur, dass er nach Afrika mitkäme um sich ein eigenes Bild von dort zu machen. Letztendlich solle er für sich selbst entscheiden, wo er später leben wolle (vgl. hierzu S. 82f, 89).

Familie Adiwanou war es sehr wichtig, dass ihren Kindern eine gute Erziehung und eine gute Ausbildung als Basis für eine eigene stabile Zukunft zukäme. Auch sie erwarteten von ihren Kindern, dass sie gut lernten. Erziehung fände durch die Familie statt, sie solle dazu führen, dass die Kinder positiv besetzte afrikanische Werte (wie Gehorsam, Respekt vor den Alten) verinnerlichten, die identitätsstiftend seien, und ein befriedigendes Zusammenleben in der Gemeinschaft überhaupt erst ermöglichten. Für Herrn Adiwanou war es wichtig, seine Kinder so zu erziehen, dass er ihnen Grenzen setzte, ihnen gleichzeitig aber auch ihre notwendigen Freiräume ließ (was ihm hier in Deutschland schwieriger schien, zum einen, weil man die Kinder hier schlechter unbeobachtet draußen spielen lassen konnte, zum anderen, weil ihn die freiere Moral und der vermeintlich einfachere Zugang zu Zigaretten oder Drogen Sorge bereitete). Die hohe Priorität einer guten schulischen Ausbildung ließ sich daran erkennen, dass er in dem Punkt, seine Tochter zur Schule zu schicken, sich sogar über die Vorschläge seiner Mutter hinwegsetzte, obwohl diese sonst in sämtlichen Fragen zu familiären Angelegenheiten einen sehr großen Einfluss hatte; ebenso daran, dass zu den beiden Jungen bereits in der ersten Klasse zusätzlich ein Privatlehrer kam. Auch wenn Herr Adiwanou das Gefühl hatte, dass es in Deutschland schwieriger sein werde, seinen Kindern jene ihm wichtigen afrikanischen Werte zu vermitteln, schien ihm das Leben hier immer noch die bessere Alterna-

tive, im Vergleich zu einem Leben in der Heimat, wo sie vielleicht nie einen Schulabschluss machen könnten (vgl. hierzu S. 64, 66f, 69f).

Auch bei Familie Yahya und Familie dos Santos orientierten sich die Rollen, die den einzelnen Familienmitgliedern zugeschrieben wurden, stark an den Rollenaufteilungen traditioneller Großfamilien aus ihrem jeweiligen Kulturkreis. Herr Yahya stellte seine Familie in dem Interview dar, wie es dem traditionellen, afrikanischen Bild entsprach. Er sprach von seiner Familie verallgemeinernd, fast klischeehaft und wenig individuell. So nannte er seine eigenen Kinder nicht einmal beim Namen. Ein wichtiges Ziel war das Gewähren von gegenseitiger Unterstützung und Hilfe (vgl. hierzu S. 125). Das Bild, welches Herr Yahya von seiner Familie aus der Heimat zeichnete, war das von Menschen, die oft von der Hand in den Mund leben mussten. Wer immer etwas besaß teilte es mit seinen Angehörigen, weil er am nächsten Tag schon selbst der Bedürftige sein konnte (vgl. hierzu S. 125).

Der Mann war für alle Außenkontakte zuständig. Er dominierte die anderen. Er war der Beschützer und Ernährer. Seine Aufgabe war es, solange für seine Kinder zu sorgen, wie diese seine Hilfe brauchten und dafür zu kämpfen, dass ihnen kein Leid geschehe. Er war davon überzeugt, dass sie ihm das später einmal danken würden, indem sie nicht zuließen, dass man ihn und seine Frau, wie in Europa üblich, in ein Altersheim stecken werde (vgl. hierzu S. 130, 124f).

Frauen würden verheiratet und kriegten dann Kinder. Und als Mutter war es ihre Aufgabe, die eigenen Kinder weiterzuverheiraten. Ansonsten seien Frauen noch im traditionellen Glauben empfänglicher für Ekstase (vgl. hierzu S. 125, 127).

Die Kinder seien die Träger des eigenen Blutes. Ihre Aufgabe sei es, das eigene Blut, die eigene Geschichte und Tradition und den eigenen Namen auf zukünftige Generationen weiterzutragen und einen somit unsterblich zu machen. Die Kinder sollten es einmal besser haben als man selbst. Sie sollten entlohnt wurden für das Leid und Unrecht, was man ihren Eltern antat und diese dadurch mit ihrem Schicksal versöhnen. In dem Interview wurde deutlich, dass seine Kinder für Herrn Yahya ein wichtiger stabilisierender Faktor waren. Allerdings zeigte Herr Yahya, wenn er von seiner Tochter redete, dass er ein wenig realistisches Bild von dem Entwicklungsstand eines siebenjährigen Kindes zu haben schien: *"...because this one now is big. She can go. If she is married she can go."* War es das Gefühl, seinen Kindern für ein gutes Leben nur wenig Vorbild sein zu können, dass er seine Kinder so früh schon ziehen lassen wollte, indem er über seine älteste Tochter sagte*: "...she can go (...) in the Ausland or somewhere..." ?* Und an anderer Stelle über alle seine Kinder*: "They´ll have to find their own way in the future.“ (vgl. hierzu* S. 125, 130).

Als die Familie noch komplett war, gab es auch bei Familie dos Santos eine klare Rollenaufteilung. Dem Mann, als dem Ernährer und Versorger der Familie fiel die Rolle zu, diese nach außen hin zu vertreten. Wie und wodurch er das tat, oblag seiner eigenen Verantwortung. Er hatte gut verdient, wurde also dieser Anforderung nach den Worten Frau dos Santos gerecht (vgl. hierzu S.132f).

Zwischen Mann und Frau bestand ein starkes hierarchisches Gefälle, dass der Frau von vorne herein eine passive, sich-fügende Rolle zuschrieb und sich auch in der Art, wie die Ehe arrangiert wurde, widerspiegelte. Sie wurde gegen Bezahlung des Brautpreises von den Schwiegereltern für deren Sohn "erworben" und ging somit in den "Besitz" der Schwiegerfamilie über, für die sie dann arbeiten und sorgen musste (vgl. hierzu S.132f).
Durch die Verschleppung des Mannes brach diese Konstellation zusammen. Die ganze Familie war bedroht (physisch, psychisch und materiell). Auch die Herkunftsfamilie von Frau dos Santos war zerrüttet, der Vater war verstorben, die Schwester und deren Kinder waren verschwunden. Frau dos Santos war zum ersten Mal auf sich allein gestellt (vgl. hierzu S.133). Bei der Bewältigung der in Deutschland auftretenden Schwierigkeiten fiel das Fehlen des Mannes auf, der ja in der Heimat genau diese zentrale und hier unbesetzte Funktion innehatte: aktiv für die Bewältigung äußerer Schwierigkeiten einzutreten. Frau dos Santos brachte dieses mehrfach in Nebensätzen zur Sprache: *"Und ich habe keinen Mann."* Oder auch*: "Unter Familie verstehe ich meine Kinder und meinen Mann,----falls ich einen hätte." (*vgl. hierzu S. 132). Auch wenn Miguel von der Mutter schon eine sehr erwachsene Rolle zugeschrieben bekam (Parentifizierung) und teilweise nach außen die Familie bereits zu vertreten hatte (z. B. zum Dolmetschen), konnte er diese Lücke nicht schließen (vgl. hierzu S. 131f).
Die einzelnen Familienmitglieder bekamen in Frau dos Santos´ Darstellung fast ausschließlich Funktionen zugewiesen, die eine Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der Familienangehörigen gewährleisten sollten. Welche emotionale Bedeutung ihre Kinder für sie hatten, erfahren wir im Interview nicht (vgl. hierzu S.134).

Für Herrn Masseme war es eine zentrale Aufgabe der einzelnen Familienangehörigen, ihr Wissen und ihre Erfahrungen transgenerational weiterzureichen. Wissen sollte dabei sowohl von den Älteren zu den Jüngeren weitergegeben werden, wie auch umgekehrt. Ziel war eine Wahrung der Tradition und des reichen Wissens- und Erfahrungsschatzes der Alten und gleichzeitig eine Anpassung an die sich rasch verändernde Gesellschaft. Herr Masseme fiel dabei aufgrund seiner guten Ausbildung die Aufgabe zu, Bindeglied zwischen Tradition und Moderne zu sein. Er war mit seinem neuen Wissen allein, seine Eltern verstanden ihn nicht mehr, er musste ihnen die gewandelte Welt erklären. Er war verführbar durch die Angebote aus der Politik und geriet so zwischen die Fronten von RPT und Opposition (vgl. hierzu S. 117f, 120).
Von einer Frau erwartete Herr Masseme, eine *„gute Mentalität“* zu haben, ohne dabei näher zu erklären, was er darunter verstehe (vgl. hierzu S.80).
Über ihr Kind äußerten sie sich in dem Interview nicht weiter.

Herr und Frau Rugemanizi äußerten sich in dem Gespräch nicht über ihr Verständnis von Familie und darüber welche Rollen und Aufgaben einzelnen Familienangehörigen zufielen. Aus dem Interview gewann man den Eindruck, die Rollen- und Aufgabenverteilung orientiere sich zumindest bei

Frau Rugemanizi vor allem nach den aktuellen Bedürfnissen ihrer Lebenssituation. So sehnte sich Frau Rugemanizi zu dem Zeitpunkt als sie Herrn Rugemanizi kennen lernte, nach einem Partner, der ihr und ihrem jungen Sohn Sicherheit bieten konnte. Der Anfang der Beziehung gestaltete sich als einfach, zumal Herr Rugemanizi die ihm zugedachte Vaterrolle problemlos übernahm. Die Rolle des Beschützers konnte er jedoch nicht einnehmen, da er als politisch aktiver Mensch selbst bedroht war. Deshalb drängte Frau Rugemanizi ihn, zusammen mit ihr und dem Kind nach Deutschland zu fliehen (vgl. hierzu S. 141f).

In Deutschland verschob sich die Rollenverteilung. Auffällig war die Diskrepanz zwischen dem Auftreten von Frau Rugemanizi in Deutschland –selbstbewusst, energisch, lebhaft- und dem in ihrer Heimat –ängstlich, sich in ihrer Wohnung verkriechend, vor allen Gefahren fortlaufend. Herr Rugemanizi verlor seinen klassischen Führungsanspruch, den er in Afrika noch innehatte. Die Frau, die mit dem Leben in Deutschland besser vertraut war und aus den hier für Frauen bestehenden Freiheiten Selbstvertrauen zog, übernahm männliche Aufgaben, wie die Familie nach außen zu vertreten, forderte gleichzeitig aber auch mehr Freiheiten und Rechte (vgl. hierzu S. 140, 137). Herr Rugemanizi war nicht bereit, Frau Rugemanizi diese Freiheiten zuzubilligen. Er versuchte seinen alten Führungsanspruch zurückzuerobern (z.B. sein Recht zu bestimmen, zu wem seine Frau Kontakt haben und wie dieser Kontakt aussehen dürfe), indem er seine körperliche Überlegenheit einsetzte und seine Frau physisch bedrohte (vgl. hierzu S. 140, 137).

Der ältere Junge übernahm die vom Vater nicht wahrgenommene Rolle als Beschützer der Mutter. Er griff zum Telefon und rief Hilfe für die bedrohte Mutter (vgl. hierzu S. 140). Immer wieder versuchte er als Trostspender aufzutreten, indem er seine Eltern, wenn sie niedergeschlagen oder ängstlich waren, mit lustigen Geschichten aufzuheitern versuchte (vgl. hierzu S. 139).

Die Eltern sehen in ihren Kindern die Zukunftsträger. Sie sollten all das einmal genießen dürfen, was ihnen selbst verwehrt blieb, ein Leben in politischer und wirtschaftlicher Sicherheit (vgl. hierzu S. 142, 143). Gleichzeitig erwarteten die Eltern, dass sie die ihnen gebotenen Chancen auch nutzen, um den Ehrgeiz der Eltern zu befriedigen. So gingen die Eltern schon jetzt davon aus, dass ihr fünfjähriger Sohn, sollte er in Deutschland bleiben dürfen, es bis zum Hochschulabschluss bringen werde (vgl. hierzu S. 143).

Der jüngst Sohn wurde durch seine Krankheit mit einmal in die Rolle desjenigen gebracht, der eventuell über das Bleiberecht der gesamten Familie in Deutschland entscheiden könnte. Diese erhielt damit eine ambivalente Bedeutung. So stand auf der einen Seite die Sorge der Eltern um das Wohlergehen ihres Kindes, welche die Hoffnung beinhaltete, das Ausmaß des Enzymmangels möge nicht so schwer sein, als dass daraus irgendeine Bedrohung für ihn erwachsen könne. Auf der anderen Seite stand der Wunsch, die Krankheit möge so bedrohlich sein, dass auch die deutschen Behörden davor zurückschreckten, ihn in die Heimat zurückzuschicken (vgl. hierzu S. 143f). Viele aus der Forschung mit Flüchtlingsfamilien bekannte Probleme, wie Identifikationsprobleme, gerade der Kinder, bedingt durch die notwendige Auseinandersetzung mit Werten und Normen zweier unterschiedlicher Kulturen oder Konflikte um die Neuaushandlung von Rollenzuschreibungen und Ver-

teilung von Macht und Autorität (vgl. hierzu S. 36f), wurden in unseren Interviews nur marginal erwähnt.

Die meisten unserer Interviewpartner richteten, bei unseren Fragen zum Thema Familie ihren Fokus spontan auf familiäre Erlebnisse in der Heimat. Unklar blieb, inwieweit migrationbedingte familiäre Konflikte (vgl. hierzu S. 36ff) von den von uns interviewten Familien überhaupt wahrgenommen werden konnten in einer insgesamt sehr bedrohlichen und angespannten Lebenssituation. Erwähnt wurde in mehreren Interviews der Verlust der Unterstützung und emotionalen Geborgenheit durch die Großfamilie, aber die daraus folgende Notwendigkeit einer Neuaufteilung von Rollen und Aufgaben wurde nicht weiter elaboriert. Familie Rugemanizi erwähnte Konflikte bezüglich einer Neuaushandlung von Macht und Autonomie zwischen den Ehepartner und auch bei Familie Kodjo wurde ein solcher Konflikt angedeutet. Familie Kodjo und Familie Olabode erwähnten erste Auseinandersetzungen mit ihrem Sohn über die unterschiedlichen Werte und Normen zwischen Herkunfts- und Aufnahmekultur. Die eher geringe Bedeutung, die diesen Themen in den Interviews gegeben wird, mag aber sicherlich auch mit dem noch sehr jungen Alter der Kinder in den von uns interviewten Familien zusammenhängen, (der älteste Junge war 10 Jahre alt, die meisten waren noch deutlich jünger) und damit, dass die Kinder insgesamt in den Interviews kaum Gelegenheit hatten selbst offen zu Wort zu kommen.

1. Von der Erfahrung, als Kind in einer Großfamilie aufgehoben gewesen zu sein, und die Erfahrung gemacht zu haben, dass da immer jemand war, der sich um einen kümmerte, können viele profitieren. So können die unterschiedlichen Bedürfnisse stets von verschiedenen Personen befriedigt werden. Auf der anderen Seite jedoch, kann der einzelne leichter mit seinen Bedürfnissen in der Gruppe verloren gehen. Zudem stellt die Gruppe ein starkes Regulativ dar, dem zu widersetzen für das Individuum meist mit hohen Kosten verbunden ist.
2. Dadurch dass in der Großfamilie eine Vielzahl von Beziehungsmöglichkeiten existieren und der Kontakt zum Einzelnen lockerer ist, können Trennungen leichter in Kauf genommen werden, solange eine Gruppe existiert, die diese Lücke schließen kann.
3. Klassische, familiäre Rollen- und Aufgabenverteilungen vermögen Orientierung und Struktur zu geben, da sie jedem einen fest definierten Platz zuweisen. Sie bedürfen einer Legitimation durch die Gesellschaft oder eine größere Gruppe, die die Autorität hat, abweichendes Verhalten zu sanktionieren. Da sie sich stärker an Normen als an individuellen Fähigkeiten orientieren, sind sie deutlich rigider. Werden von den Familien hohe Flexibilität und Anpassungsleistungen gefordert, beispielsweise aufgrund gesellschaftlicher Umbrüche, politischer Verfolgung oder Migration, kann es zu größeren Problemen kommen.
4. Familien, in denen die Kernfamilie Priorität vor der Großfamilie hat, die Allianz zwischen den Ehepartnern stark ist und zwischen diesen eine offene Kommunikation herrscht, werden die notwendigen Anpassungsleistungen an das Leben im Exil leichter bewältigen können.

Hypothesen 6

5.7. Konnten die Erlebnisse der einzelnen Familienmitglieder zu einer gemeinsamen Geschichte integriert werden?

In den Interviews mit Familie Adjovi, Familie Olabode und Familie Rugemanizi brachten sich beide Ehepartner aktiv in das Gespräch ein, und es gelang ihnen, das Gesagte mit dem des Partners in Beziehung zu setzen.

In diesen drei Familien teilten die beiden Familienpartner bestimmte Erlebnisse und berichteten gemeinsam darüber, wie beispielsweise über ihren Alltag in Deutschland, aber auch bestimmte Erlebnisse in der Vergangenheit. So leiteten Herr oder Frau Olabode das Wort immer wieder bewusst an den jeweiligen Ehepartner weiter, wenn sie meinten, dieser könne zu einer der Fragen noch etwas ergänzendes sagen.

Frau Rugemanizi ergänzte oder korrigierte mehrfach die Aussagen ihres Mannes, wenn sie den Eindruck hatte, er habe eine Frage nicht ausreichend begriffen oder befriedigend genug beantwortet. Im Vergleich zu den sonstigen Familiengesprächen war sie für eine Frau ungewöhnlich dominant (vgl. hierzu S. 137).

Frau Adjovi gelang es, den Standpunkt ihres Mannes immer wieder mit ihrem eigenen klar in Beziehung zu setzen, durch Kommentare wie: *"Ich bin Deine Meinung", "Da bin ich anderer Meinung...", "Ich verstehe dich, aber..." „Du bist so anders..."* etc. Da aber ihre Beziehung zu ihrem Mann, den sie liebte - so wie er war - stabil wirkte, konnten gegensätzliche Meinungen nebeneinander stehen bleiben, ohne den Gesamtzusammenhalt der Familie zu gefährden. Herr Adjovi hingegen ging nicht viel auf Frau Adjovi und ihre Gefühle ein.

Olabodes machten während des Interviews deutlich, dass es jedoch auch Punkte gab, in denen der eine der beiden Partner dem anderen etwas verschwieg (*„Ich weiß nicht mal, was mein Mann alles weiß*"; *„Über bestimmte Dinge spreche ich nicht mit meiner Frau*"; vgl. hierzu S. 110).

Auch bei Familie Kodjo brachten sich beide Ehepartner aktiv in das Gespräch ein und schilderten ihre eigenen Erlebnisse. Allerdings blieben die Schilderungen der beiden über weite Teile des Interviews ohne Bezug zueinander stehen. Dabei spielte sicherlich eine Rolle, dass die Ehepartner nach der Flucht von Frau Kodjo längere Zeit gar keinen Kontakt mehr miteinander hatten (vgl. hierzu S. 81ff).

Trotzdem gelang es Frau Kodjo ihre Erfahrungen immer wieder mit denen ihres Mannes in Beziehung zu setzen und zu beschreiben, inwieweit ihre Erfahrungen seinen glichen oder sich von ihnen unterschieden (vgl. hierzu S. 79, 87).

Herr Kodjo störte es, wenn wir unsere Aufmerksamkeit seiner Frau zuwendeten. In seiner Rolle als Familienoberhaupt forderte er immer wieder sein Recht, das Gespräch zu dominieren. Unsere Aussagen und unser Lob, sollten direkt an ihn gelenkt werden (vgl. hierzu S. 76).

In den restlichen Familien erfuhren wir fast alles aus der Perspektive des Mannes. Frau Komlan und Frau Adiwanou beantworteten zwar einige der an sie gerichteten Fragen selbst, aber waren in ihren Äußerungen sehr vorsichtig und zurückhaltend und darauf bedacht, nichts zu sagen, was den Äußerungen ihrer Männer zuwider laufen könnte. So fiel auf, dass Frau Komlan nur auf sehr konkrete Fragen direkt antwortete. Sobald eine Frage offener formuliert wurde, und somit mehrere Erzählmöglichkeiten gegeben waren (z.B. die Frage, wie Frau Komlan die zwei Jahre ohne ihren Mann erlebt hatte), blockte entweder Frau Komlan selbst ab, und sagte, sie könne dazu nichts sagen, ihr Mann hätte schon alles Wichtige gesagte, oder aber Herr Komlan mischte sich bereits nach wenigen Worten seiner Frau mit in die Erzählung ein. Leider hatte der Dolmetscher in der Regel uns nicht mitgeteilt, was im einzelnen Herr Komlan und was Frau Komlan gesagte hatte, so dass es auf deutsch stets nur eine offizielle Variante und eine Sicht der Dinge gab, die aber eindeutig durch Herrn Komlan dominiert war. Selbst da, wo es direkt um Frau Komlan ging, gab es nur die Perspektive von Herrn Komlan, der als Außenstehender zu interpretieren versuchte, was in seiner Frau vorging (vgl. hierzu S. 96, 99). Herr Adiwanou, der sich selbst in der Rolle eines Moderators oder Dolmetschers sah, zwischen uns und seiner Familie, die erst vor zwei Wochen gekommen war, schien dabei keine Angst vor differierenden Meinungen innerhalb der Familie zu haben. Dieses fiel besonders während des Kinderinterviews auf, wo er den Kindern erlaubte, seine eigene Person und Vaterrolle in Frage zu stellen (vgl. hierzu S. 63). In seinem Vorschlag, dass Zimmer zu verlassen, wenn das seiner Frau helfe, freier zu sprechen, merkte man seine Erlaubnis, sich abweichend von seinen Darstellungen zu äußern, gleichzeitig zeigte es aber auch, wie dominant und „einschüchternd“ seine eigene Rolle war (vgl. hierzu S. 63). Die Schilderungen des Interviews stellten sich alles in allem sehr einheitlich dar, größere Abweichungen der Darstellung gab es nicht. Zu beachten war allerdings, dass die Familie in den letzten Jahren gar keine gemeinsame Alltagsgeschichte hatte, und ob sie für das Leben in Deutschland eine solche entwickele, blieb erst noch abzuwarten.

Während Herr und Frau Olabode eine gemeinsame Geschichte teilten, hatte ihr Sohn daran keinen Anteil. Wenn wir ihm eine Frage stellten, unterbrach Herr Olabode ihn meist sehr schnell; so antwortet er auf unsere an Marc gerichtete Frage, was er von der Heimat noch erinnern würde sofort: *„Er hat alles vergessen, alles, alles!“* Und als Marc - als es darum ging, wie gut die Olabodes schon deutsch verstünden - spontan dazwischen rief: *„Ich verstehe sehr gut!“*, wurde er von seinem Vater sofort zurechtgewiesen: *„Du kannst nicht Dolmetscher sein!“* (vgl. hierzu S. 111).

Frau Masseme und Frau Yahya kamen während des Interviews gar nicht zu Wort. Ihre Männer hatten darauf bestanden selbst für ihre Frauen zu dolmetschen. Viele Fragen und Aussagen übersetzten sie ihren Frauen gar nicht erst. Und selbst wenn die Frauen einmal eine Frage beantworteten, ging dessen Übersetzung noch durch den Filter des Mannes, der diese oft zusätzlich mit eigenen Äußerungen und Interpretationen ergänzte, ohne dass wir das im Nachhinein noch trennen konnten. Die Männer repräsentierten die Geschichte der Familie nach außen. Dennoch fand bei Familie Yahya

ein interner Dialog statt. So wusste Herr Yahya im Vorfeld, welche Themen seine Frau zur Sprache bringen wollte und er setzte sich aktiv dafür ein, dass ihrer Darstellung noch genügend Zeit eingeräumt wurde (vgl. hierzu S. 124).

Unser Interview mit Familie dos Santos bestand fast ausschließlich aus den Schilderungen von Frau dos Santos (vgl. hierzu S. 131). Miguel war während unserer Versuche mit ihm in Gesprächskontakt zu kommen, extrem zurückhaltend. Später war er dann gar nicht mehr anwesend. Manuela war noch zu jung, um aktiv am Interview teilzunehmen (vgl. hierzu S. 131). Auffällig war, dass Frau dos Santos sich an mehreren Stellen weigerte, irgendwelche Äußerungen über Aufgaben, Vorstellungen und Pläne ihrer Kinder zu machen (So sagte sie beispielsweise auf unsere Frage, ob Miguel gerne nach Afrika zurückkehren würde: *"Ja, vielleicht hätte er selber geantwortet, wenn er hier wäre. Weil er ist elf Jahre alt. Er weiß Bescheid."*). Sie schien nicht in der Lage zu sein, die Perspektive der Kinder einzunehmen, für diese mitzudenken und mitzufühlen (vgl. hierzu S. 135).

1. Die Rollenverteilungen innerhalb der Familien bzw. die Beziehungsstrukturen korrelieren mit Art und Ausmaß mit dem die einzelnen Familienmitglieder in dem Interview zu Wort kamen (Dominanz eines der Partner, aneinander vorbei reden bzw. aufeinander bezogen sein der Partner).

Hypothesen 7

5.8. Konnten eigene Gefühle genannt oder gezeigt werden und passten diese zu dem Erzählten? Konnten konkrete Beispiele genannt werden? Wie detailliert, bilderreich war die Schilderung einzelner Situationen? Wo traten Brüche oder Widersprüche im Narrativ auf?

Bei Herrn Adjovi gab es große Unterschiede, was die Kohärenz und Verständlichkeit seiner Schilderungen betrifft, je nachdem, worüber er berichtete. Diese Unterschiede waren so auffällig, dass sie meiner Meinung nach nicht allein mit den Schwierigkeiten erklärt werden können, die auftreten, wenn man versucht, in einer fremden Sprache über schwierige und persönliche Themen zu reden.
Vereinfacht gesagt waren die Schilderungen seiner Kindheit und Jugend sehr inkohärent und wirr, Darstellungen aus der Zeit nach seiner Ehe und der Gegenwart in Deutschland waren deutlich klarer. Und seine Schilderungen über die Zukunft seine Familie waren sehr klar und metaphernreich.
Herr Adjovis Darstellungen blieben oft sehr abstrakt. Er bewegte sich lieber in einer Welt geistiger Ideen und Ziele als im konkreten Alltagserleben. Über eigene Gefühle redet er so gut wie gar nicht. Vor allem seine Erfahrungen mit seiner Herkunftsfamilie bleiben unpersönlich und distanziert. Familie definiert er, anders als sonst in seinem Kulturkreis üblich, als eine geistige Familie. Er versuchte, sich mittels dieser Definition von seiner Herkunftsfamilie zu lösen und eine neue Familie zu schaffen, um sich so über die Erfahrung, in irgendeiner Form früh verlassen worden zu sein, hinweg zu trösten und sich auch wieder eine Familie geben. Allerdings konnte er weder über die realen Erlebnisse von damals berichten, noch über die damit verbundenen Gefühle. Auch gelang es ihm nicht, diesen Prozess zu einem Abschluss zu bringen. Er führte in diesem Teil des Interviews keinen einzigen Satz zu Ende, so dass man über den Inhalt seiner Aussagen nur spekulieren konnte. Er wollte, dass der Zuhörer den Sätzen einen Sinn gab, den er diesen selbst nicht geben konnte. Man merkt seine starke Verwirrung und Orientierungslosigkeit an dieser Stelle, seine Rede war voller Brüche und Sprünge. Es traten auch Widersprüchlichkeiten auf. So belegte er beispielsweise den Begriff *"Familienangehörige*" ungenau. Mal bezog er diesen auf seine leiblichen, mal auf seine geistigen Verwandten (Freunde) (vgl. hierzu S. 53).
Konkreter war seine Schilderung bezüglich seiner Schwiegereltern, v.a. seiner Schwiegermutter, die sehr lebendig und präsent wirkte. Hier beendete er die Sätze in der Regel. Allerdings wirkte sein Bild vom Chef unrealistisch verzerrt und idealisiert, seine Erwartung an diesen unerfüllbar, so dass die Enttäuschung von Herrn Adjovi über den realen Chef kaum ausbleiben konnte. Schilderungen über seine Frau und Kinder, z.B., wenn er erzählte, wie er die Kinder zum Fußballspielen abholte oder Emelie ihn im Gefängnis besuchte, waren bilderreich und frei von Widersprüchen (vgl. hierzu S. 59, 54).
Die Schilderungen seiner journalistischen Tätigkeit wirkten klar. Vor allem seine Darstellung, wie freudig überrascht er war, die Leute zu erleben, die mittwochs immer schon begierig auf das Erscheinen seiner Zeitung warteten wirkte sehr lebendig. Vager waren seine Schilderungen oft dann, wenn es um seine Ideen und Wunschvorstellungen und seine Auseinandersetzung mit Eyadéma

ging. Wie konkret die Bedrohung für ihn und die Familie jedoch war, blieb diffus, ungewiss (vgl. hierzu S. 57f).

Die Schilderungen über das Leben und Arbeiten in Deutschland wirkten klar. Wenn Herr Adjovi über seine Erfahrungen mit dem deutschen Asylverfahren sprach, war er sehr klar, wenn es um andere Flüchtlinge ging. Er war in der Lage, diesen Struktur zu geben für ihre Anhörung oder die Formulierung eines neuen Antrages. Er merkte, wenn diese *"einen Teil ihrer Geschichte verstecken"* und dadurch eine Ablehnung durch die deutschen Behörden drohte. Er war in der Lage, sich in beide Seiten hineinzuversetzen. Aber sobald es um seine eigene Auseinandersetzung mit den Richtern ging, wurde er unklarer, sprach angefangene Sätze nicht zu Ende (vgl. hierzu S. 59).

Seine Erfahrungen mit *"Diskriminierung*" konnte er recht konkret und ausführlich am Beispiel seiner Erfahrung mit den zwei unfreundlichen Angestellten bei der AOK schildern. Dennoch war er nur sehr bedingt in der Lage, kritisches an Deutschland zu sehen. Als ich ihn bat zu sagen, wie er die Situation abgelehnter Flüchtlinge bewertete, wich er der Antwortet aus und redete von seinem gegründeten Flüchtlingsverein. Frau Adjovis Aussagen, bestimmte Dinge in Deutschland zu vermissen oder bestimmte schlechte Erfahrungen gemachte zu haben, wurden von ihm komplett ignoriert. Herr Adjovi konnte kaum Gefühle zeigen. Selbst da, wo sie einmal benannt wurden, z. B. bezüglich seiner Angst, umgebracht zu werden, blockte er schnell wieder ab. Er sagte, in Deutschland *"will ich nicht mit Angst leben!"* In Situationen, wo man Emotionen wie Wut, Ärger oder Trauer erwarten würde, wirkte Herr Adjovi oft hilflos (vgl. hierzu S. 60).

Herr Adjovi war bezogen auf die Zukunft sehr metapherreich *("die Schlüssel von Togo weglassen", "mit dem Leben der Kinder spielen", "diese Tür offen lassen"*). Er war in der Lage die Perspektive seiner Kinder einzunehmen und seine Erzählung war kohärent, verständlich und sehr reflektiert (vgl. hierzu S. 61).

Frau Adjovi sprach in der Regel klar. Brüche, Widersprüche oder unfertige Sätze wie bei ihrem Mann fehlten. Auch wenn sie ihre Darstellungen nicht sehr stark ausschmückte, gewann man als Zuhörer den Eindruck, sie selbst hatte klare Bilder vor Augen, welche sie dann auf gezielte Nachfrage weiter erläutern konnte, z.B., als ich sie noch einmal auf die Ankunft am Flughafen ansprach oder sie bat, mir zu sagen, was das für Probleme waren, die sie als Kind mit ihrer Familie hatte. Allerdings gelang es ihr nicht, die Bedrohung, der die Familie in der Heimat ausgesetzt war, genau zu benennen, die Geschichte der Verfolgung im Lande blieb vage. Warum verlor sie ihre Stelle? Wovor genau hatte sie Angst, noch bevor ihr Mann verhaftet war? War sie jemals direkt Zeuge oder Opfer von Gewalt geworden?

Frau Adjovi wirkte, als wäre sie gut mit ihren eigenen Gefühlen im Kontakt und in der Lage, diese anderen mitzuteilen, als könne sie die gegenwärtige Situation gut tolerieren bei gleichzeitigem Erhalt einer positiven Lebensmoral. Verleugnungs- oder Vermeidungstendenzen waren bei ihr nicht spürbar. Frau Adjovi teilte ihre Gefühle während des Interviews die ganze Zeit über mit, selbst in Situationen mit widerstreitenden Gefühlen. So hatte sie auf der einen Seite Angst, sowohl für sich selbst wie für die Kinder, dass ihrem Mann etwas zustoßen könnte, auf der anderen Seite war sie

stolz auf ihn, auf das, was er tat, und sie wollte, dass er weiter kämpfte (vgl. hierzu S. 51, 58). Auch wenn ihre Angst, dass ihr Mann hier von politischen Gegnern umgebracht wurden könnte, nicht sehr begründet erschien, konnte man verstehen, dass diese Vorstellung für sie unerträglich war, da ihr hier in Deutschland der für sie sehr wichtige Schutz durch die eigene Familie fehlte, und sie dann mit ihren Kindern ganz alleine wäre. Doch ansonsten waren Affekt und Situation bei ihr stimmig (vgl. hierzu S. 60).

Herr Adiwanou beantwortete Fragen in der Regel sehr konkret. Er konnte detailliert und bilderreich erzählen. Er vermittelte während des Gespräches den Eindruck, er sei mit sich und seinen Gefühlen im Einklang. Allerdings blieben die von ihm benannten Gefühle oft abstrakt und wurden nur wenig in ihrer Bedingtheit elaboriert. Schilderungen über seine Familie belegte er mit positiven Begriffen, wie Familie sei *„das Glück“,* er sei *„sehr froh“* (vgl. hierzu S. 64) wenn er mit seiner Familie zusammenlebe, er habe sich bei seiner Mutter *„wohl gefühlt“,* habe seinen Vater *„sehr geliebt“* etc (vgl. hierzu S.66). Auf Nachfrage oder auch spontan, war er in der Lage, Äußerungen über seine Familie mittels Beispielen näher zu erläutern. Als wir ihn fragten, ob das enge Verhältnis zwischen ihm und seiner Mutter für seine Frauen nicht oft problematisch sei, konnte er Beispiele geben, wo Frauen ähnliche Erfahrungen in eigener Familie gemachte hatten, und diese Art von Verhältnis daher für sie etwas selbstverständliches habe. Und da sie ihm nie gesagte hatten, sie hätten damit ein Problem, vermutete er, sie hätten sich mit der Situation gut abgefunden (vgl. hierzu S. 64). Häufig schien er beim Erzählen bereits zu überlegen, welche Reaktion das Gesagte wohl bei uns, die wir ganz andere Erfahrungen mit Familie gemachte hatten, auslösen könnte, und formulierte diese dann selbst als Frage. Dadurch wurde der innere Bezug seiner Schilderungen gut nachvollziehbar. So sagte er beispielsweise: *„Dann können sie fragen: ´Meine zwei Frauen, die wohnen in selbe Zimmer und streiten sich nie oder was?´“* und erklärt: *„Naja, meine Mutter hatte viel Einfluss auf diese Frauen gehabt.“* An anderer Stelle heißt es*: „Ihr könnt mich fragen: ´Wieso darf die erste Tochter nicht zur Schule gehen?´“* Auch hier beantwortete er die Frage dann selbst (vgl. hierzu S. 66). Häufig stellte er thematische Vergleiche zwischen dem Leben hier und in Afrika an. Das Freiheitsgefühl das Kinder dort genössen, erläuterte er an der räumlichen Enge hier, etc (vgl. hierzu S. 64). Herr Adiwanou war er in der Lage, die Gefühle seiner eigenen Kinder wahrzunehmen. Er bekam mit wie v.a. seine jüngste Tochter unter der Trennung von ihrer Familie in der Heimat litt und er konnte hierfür mehrere beispielhafte Situationen aufzählen. Er reagierte hier einfühlsam und besorgt (vgl. hierzu S. 71). Auch negative Gefühle wie Schuldgefühle oder Zweifel, ob es wirklich die richtige Entscheidung war, die Kinder aus ihrer vertrauten Umgebung daheim herauszureißen konnte er zulassen und benennen. Er wusste allerdings, dass die äußeren Umstände keine wirkliche Alternative zugelassen hatten und dass die Entscheidung v.a. mit Hinblick auf das Wohl der Kinder (sie sollen sich nicht länger verstecken müssen) und in Absprache mit der Mutter gefallen war (vgl. hierzu S. 63, 71). Seine Kinder durften sich ihm gegenüber angstfrei über ihre Gefühle zu ihm und anderen Familienmitgliedern äußern. Sie durften ihm ins Gesicht sagen, dass er ihnen nicht so viel bedeutete

wie beispielsweise ihre Großeltern oder Onkel, da sie ihn über die lange Zeit der Trennung fast vergessen hatten. Man konnte sich gut vorstellen, dass es Herrn Adiwanou von dieser Basis aus gelingen werde einer neuerliche, ehrliche und lebendige Beziehung zu seinen Kindern aufzubauen (vgl. hierzu S. 66, 73).

Auch wenn seine Antworten überwiegend kohärent und nachvollziehbar waren, bleiben doch einige Dinge in dem Interview unklar (wobei wir es auch selbst versäumt haben, bei der Länge des Interviews in allen Punkten entsprechend nachzufragen). So wurde bezüglich seiner Flucht nicht deutlich, warum diese genau zu jener Zeit stattgefunden hatte, und was passierte nachdem Herr Adiwanou wieder zurückgeschickt worden war, ob er noch einmal längere Zeit im Land war, ob er seine Familie zu der Zeit noch einmal sah, wo er sich aufhielt etc. Konkrete Erlebnisse im Gefängnis wurden nicht geschildert, auch nicht, wer ihm half herauszukommen. Auch blieb unklar, ob die Entscheidung die Frauen nach Deutschland nachzuholen von vornherein geplant war oder erst später fiel, nachdem die Verfolgung der beiden begann. Abgesehen von der Wertung, die Situation im Lande sei ihm seit seiner Schulzeit *„nicht erträglich“* gewesen, blieben die gesellschaftspolitischen Schilderungen und seine eigene Verfolgungs- und Fluchtgeschichte von ihm ohne emotionale Einfärbung (vgl. hierzu S. 68ff).

Als wir ihn nach Erfahrungen von Ausgrenzung und Diskriminierung befragten, begann er erst mal, sehr allgemein, indem er sagte, er wisse, Rassismus sei ein weltweites Problem, er wisse es gebe auch viele Deutsche, die anders seien, bevor er eine Reihe von eigenen Beobachtungen und Erlebnissen nennt. Nicht vorgefertigte Meinungen, sondern eigene Beobachtungen und Erlebnissen prägten seine Einstellungen und sein Verhalten (vgl. hierzu S. 71). Allerdings fiel es ihm schwer, unsere Frage zu beantworten, wie mit den Schwierigkeiten hier bezüglich Ausgrenzung und Diskriminierung am besten umzugehen sei. Er hatte Erwartungen an uns als deutsche Akademikerinnen, konnte sie jedoch kaum spezifizieren. Auch auf unsere Frage, inwieweit er selbst aktiv geworden sei, ging er mit seiner Antwort: *„Ich habe gemerkt, dass Ihr zuhört.“* nicht ein. Man merkte, dass dieses ein Thema war, dass ihn emotional beschäftigte, für das er aber noch keine befriedigende innere Lösung gefunden hatte (vgl. hierzu S. 72).

Ähnlich war es mit seinen Vorstellungen über die Zukunft. Hier war es ihm so wichtig, vor sich selbst sagen zu können, dass er in fünf Jahren in den Togo zurückkehre, um sich wieder politisch zu betätigen und wieder in seinem Beruf tätig zu sein, dass es ihm nicht möglich zu sein schien, sich mit realistischen Szenarien auseinander zu setzen. Auf unsere Frage, ob er auch zurückkehren würde, wenn er wüsste, dass er auch weiterhin nicht als Arzt arbeiten könnte, blieb er uns die Antwort schuldig (vgl. hierzu S.73).

Die Antworten von Frau Sadou wirkten oft floskelhaft und recht oberflächlich. Auch wenn die Antworten auf den ersten Blick flüssig und zusammenhängend klangen, blieben doch viele Dinge unausgesprochen. Wiederholt betonte sie, dass die Entscheidung, sie solle alleine mit allen vier Kindern nach Deutschland reisen, ihnen *„keine Probleme*“, bereitet habe. Was man sich selbst dann nur schwerlich hätte vorstellen können, wenn ihr Mann vorher nicht bereits schon eine Reihe von

Problemen aufgezählt hätte, die ihm selbst im Umgang mit seien Kindern aufgefallen waren. Allerdings wissen wir nicht, ob sie diese sich selbst nicht eingestehen oder nur mit uns nicht darüber sprechen wollte (vgl. hierzu S. 73, 71).

Während sie über die Zeit, als es mit den Verhaftungen ihres Mannes begann und sie sich mit ihrer Co-Frau für dessen Freilassung einsetzte, noch kohärent und bildhaft berichten konnte (Vielleicht weil diese Zeit noch deutlich weniger verwirrend und bedrohlich war als die folgende?), waren die Schilderungen über die Zeit nach der Flucht ihres Mannes oft verwirrend und schwer nachvollziehbar. Es blieb unklar, über welche Zeiträume sie sich im einzelnen wo versteckt haben, was sie dort erlebt haben, ob sie von den Kindern getrennt waren etc. Immer wieder beantwortete sie Fragen ausweichend. So antwortete sie auf die Frage, ob die Kinder während der Zeit in Lomé Angst hatten: *„Die Kinder haben erlebt, dass andere Kinder zur Schule gingen...“* Ob diese affektiven Neutralität der Schilderung einer Abwehr entsprach, oder aber ein distanziertes Erleben reflektierte, ließ sich nicht ausreichend darstellen (vgl. hierzu S. 68f). Uns gegenüber nannte sie keine Gefühle. Auch redete sie nicht darüber, welcher Art ihre Beziehung zu den verschiedenen Kindern, zu ihrer Co-Frau, zu ihrer und zu der Familie ihres Mannes war. Einmal lächelte sie, als sie erzählt, wie sie ihren Mann kennen gelernt hatte. Wir können jedoch nicht beurteilen, inwieweit Frau Sadou ihre eigenen Gefühle wahrnehmen und benennen konnte, dieses jedoch in der Interviewsituation nicht tun mochte (vgl. hierzu S. 63).

Bei den Kindern gewann man bei ihren Schilderungen des Alltages den Eindruck, sie hätten beim Erzählen innere Bilder vor Augen gehabt (vgl. hierzu S. 67). Allerdings war es schwer zu beurteilen, was die Kinder tatsächlich wahrgenommen und erlebt hatten. Zudem konnten wir durch die Übersetzung oft nicht genau trennen, wer was gesagte hatte, denn die Kinder redeten oft durcheinander und es gab hinterher eine gemeinsame Übersetzung, so dass die Aussagen der Kinder im Folgenden homogener dargestellt wurden, als sie in Wirklichkeit wohl waren. Bei mehreren Schilderungen fragte man sich, was wirkliche Erlebnisse waren und was Phantasie war. So beschrieben Attiogbe und Ikimatou einmal wie sie beobachtet hatten, dass Soldaten kamen um ihren Vater zu verhaften. Erst sagten sie, sie hätten das ganze vom Flur aus beobachtet, später sagten sie dann, sie hätten während der Zeit draußen gestanden. Überlappten sich hier die Schilderungen mehrerer Erlebnisse, ließen sie etwas weg oder entsprangen Teile „bloß“ ihrer Phantasie (vgl. hierzu S. 70)? Sie berichteten in dem Interview nur auf direkte Nachfrage über Gefühle und es war nicht immer leicht zu beurteilen, inwieweit sie versuchten ehrliche oder erwünschte Antworten zu geben. Allerdings muss man sagen, dass dieses Interview nicht geeignet war, Aussagen über die Fähigkeit der Kinder zu machen, ihre Gefühle mitteilen zu können (vgl. hierzu S. 73, 70).

Herr Kodjo war ein guter Erzähler, der lebendig und detailliert erzählen konnte und beim Zuhörer eigene Bilder auslöste. Es war ihm ein Bedürfnis, diese inneren Bilder und Erinnerungen anderen mitzuteilen. Man merkte ihm beim Zuhören an, dass viele Erinnerungen ihn emotional noch immer stark bewegten und sich durch das Reden oder auch sein Schreiben nur teilweise kanalisieren lie-

ßen. Er war in der Lage Gefühle, negative wie positive, wahrzunehmen und zu benennen, die jeweils adäquate Reaktionen auf die jeweiligen Situationen darstellten (vgl. hierzu S. 78, 81, 86).

Vor allem seine Schilderungen über seine Herkunftsfamilie wirkten sehr lebendig, fast poetisch. Er benutzte hier viele Metaphern (die Familie habe mehrere *„Stockwerke“*; er lebte *„wie ein Tier in einem großen Dschungel“* ; er habe *„das Gefühl, dass die Leute einfach fabriziert worden“* seien etc (vgl. hierzu S. 77f)). Dabei ließ er allerdings viel Spielraum für Interpretationen. Er vermittelte das Gefühl, sich in seiner Familie wohl gefühlt zu haben. Die negative Seite seiner Familiengeschichte wurde von ihm nicht gefühlt. Hier waren seine Aussagen verwirrend. So wurde beispielsweise nicht deutlich, inwieweit er als Kind geschlagen wurde und von wem und was er dabei empfand (vgl. hierzu S. 78). Auf unsere Frage, wie er als Kind gelebt und zu wem er Kontakt gehabt habe, antwortete er: *„Das war gefährlich, was sie da fragen.“*, ohne zu benennen, worin die Gefahr der Frage bestand. Sehr lebendig war die Schilderung wie er seiner Mutter das erste Mal begegnete. Hier konnten auch gut die widerstreitenden Gefühle, die diese Begegnung in ihm auslöste, benannt werden (vgl. hierzu S.78). Ebenfalls sehr plastisch war seine Schilderung der Ermordung seiner Schwester. Er berichtete, dass dieses Ereignis in ihm große Schuldgefühle ausgelöst hatte (vgl. hierzu S. 81).

Wenn er über die Geschichte seiner Verfolgung und Flucht berichtete, versuchte er das bedrohliche der Erlebnisse von sich fernzuhalten. So antwortete er auf unsere Frage, ob er schon einmal verhaftet worden sei, er sei dafür *„zu stark“,* räumte dann allerdings im nächsten Satz selbst ein, das hätte mit Stärke nicht viel zu tun (vgl. hierzu S. 80). Auch die Angst, die er damals hatte, wurde eher indirekt thematisiert, beispielsweise als er Kritik am hiesigen Asylverfahren übte. Die Beschreibung seiner Angst, die das Geräusch seiner eigenen Schritte damals in ihm erzeugte, zeigte, das er diese Angst selbst als etwas irrationales, aber sehr mächtiges erlebte, was sich eben nur schlecht beschreiben und gar nicht beweisen lasse (vgl. hierzu S. 85).

Auf unsere Frage, wie es bei ihm zu der Entscheidung zur Flucht kam, antwortete er*: „Ich habe mich als Feigling gefühlt.“* Er konnte benennen, woher dieses Gefühl feige zu sein und seine daraus resultierenden Schuldgefühle kamen. Es gelang ihm nicht, diese Schuldgefühle zu verarbeiten, er fühlte sich von ihnen getrieben und solange in der Vergangenheit verfangen, bis es ihm gelänge die ungelösten Aufgaben zu einem Abschluss zu bringen (vgl. hierzu S. 83).

Die Schilderungen über sein Leben hier waren kohärent und in vielem sehr konkret. Er war in der Lage, Schwierigkeiten mit Beispielen zu belegen (vgl. hierzu S. 87).

Uns gegenüber wirkte er ambivalent und teilweise widersprüchlich. Auf der einen Seite hatte er das Bedürfnis uns seine Erlebnisse zu erzählen, er wirkte uns gegenüber sehr offen und lobte unser Projekt (vgl. hierzu S. 86f). Auf der anderen Seite repräsentierten wir für ihn die typischen Vertreter der deutscher Gesellschaft. Er warf uns vor, wir könnten ja doch nichts tun und er bezog uns in sein allgemeines Misstrauen, seine allgemeine Kritik und Resignation mit ein (vgl. hierzu S. 88). Dadurch, dass er uns im Vorfeld kritisierte und uns vorwarf, nächste Woche wollten wir bereits nichts mehr mit ihm zu tun haben, schützte er sich vor einer weiteren Enttäuschung, machte es uns aller-

dings auch schwer, mit ihm in wirklichen Kontakt zu treten. Ein Kontakt wurde gleichzeitig von ihm gewünscht, aber auch immer wieder durch seine eigene ablehnende Haltung in Frage gestellt, wobei er hierbei auch ambivalent blieb und zu harsche Kritik umgehend wieder zurücknahm (vgl. hierzu S. 75, 82).

Frau Kodjo fiel es insgesamt schwerer sich frei zu äußern in dem Interview. Auf Nachfrage berichtete sie dann doch zusammenhängend und kohärent und sie war auch in der Lage über schwierige Situationen zu reden. Gleichzeitig machte sie aber immer wieder deutlich, dass sie dieses ungern tat. Gefühle wurden von ihr nicht benannt. Sie sagte lediglich, dass die Zeit sehr schwierig für sie war. Dabei wirkte sie beim Reden emotional aufgewühlt und sie brach zwischenzeitlich in Tränen aus (vgl. hierzu S. 82). Unklar blieb, wie es zur Flucht ihrer Eltern kam und ob sie im Vorfelde davon wusste. Hätte sie mitkommen können oder wollen? Fühlte sie sich enttäuscht? Kam es darüber zum Bruch, zum Streit (vgl. hierzu S. 82, 84)?

Das Interview mit Rias war sehr kurz und ihm war seine innere Abwehr stark anzumerken. Immer wieder versuchte er, es vorzeitig zu beenden. Bei vielen ihm unangenehmen Fragen antwortete er ausweichend oder benutzte unverständliche Lautsprache. Antworten über seine Heimat entsprachen nicht der Wahrheit, wie seine Behauptung, er wäre seinen Angehörigen während eines Besuches in Togo begegnet. Bei fast allen Antworten, die er gab, kicherte er und versuchte seinen Cousin und seine Cousine zum Lachen zu bringen. Allerdings schien das Interview in der Form in der es stattfand wenig geeignet adäquate Aussagen zu machen.

Herr Komlan war ein guter Erzähler, der über weite Strecken kohärent erzählen und den Gesprächsfaden, auch nach minutenlangen Unterbrechungen, wieder aufgreifen konnte (vgl. hierzu S. 90). Herr Komlan konnte lebendig und bildhaft erzählen. Dabei konnte er mit wenigen Worten eine Szene umreißen und in diese für sein Gegenüber wichtige Informationen einfließen lassen.

Aus der Kindheit von Herrn Komlan entstand bei uns vor allem das Bild einer Kette vieler fröhlicher Familienfeste; sowie eines Vaters, der es genoss, seine vielen Kinder um sich zu versammeln, um diesen die Geschichten ihrer Vorfahren zu erzählen. Hier verband Herr Komlan inneres und äußeres Erleben sowie Gegenwart und Vergangenheit lebendig miteinander, in dem er uns erzählte, wie ihm diese Erinnerungen nach dem Tod seines Vaters im letzten Jahr vermehrt kamen (vgl. hierzu S. 93). Wenn Herr Komlan über seine Herkunftsfamilie sprach, vermittelte er positive Gefühle wie Geborgenheit, ein Gefühl von Heiterkeit und Leichtigkeit (vor allem durch die wöchentlichen Feste) und Stolz auf seine Familie, vor allem gegenüber seinem Vater (vgl. hierzu S. 93).

Sehr wenig reflektiv waren hingegen die Schilderungen der Familienstrukturen, vor allem der Regelung des Ehelebens. Hier gab Herr Komlan vor allem wieder, was hierzu nach islamischer Tradition vorgesehen war, ohne diese Strukturen mit konkretem Leben oder Beispielen zu füllen oder zu hinterfragen (vgl. hierzu S. 92). So waren für das Lösen eines Konfliktes formelle Punkte wichtiger als inhaltliche. In diesem Zusammenhang vermißte man ein empathisches Verständnis für die Seite der Ehefrau. Zum Beispiel, wenn er ihr verbot, ihren eigenen Vater zu besuchen, und sie gehorchte.

„Wenn (...) ihr Papa das erfährt, dann war sie froh. War sie dann glücklich und sagte, das war gut“ Warum sollte sie *glücklich* darüber sein, dass sie das Verbot, ihren Vater zu sehen, befolgte? Dadurch, dass Herr Komlan die Familienstrukturen so wenig hinterfragte, vermied er es vielleicht, einen Teil seiner männlichen Privilegien zu verlieren (vgl. hierzu S. 92, 99). Zwischen Herrn und Frau Komlan waren wenig Emotionen füreinander spürbar. Über ihr Kennen lernen sagte er nur, dass sie ihm gefallen hatte (vgl. hierzu S. 94). Während der Schilderungen ihres gemeinsamen Lebens im Togo griff er oft auf die sehr abstrakten Regeln, die das Verhalten zwischen Mann und Frau in einer muslimischen Gesellschaft prägen sollten, zurück. Und über ihr Wiedersehen in Deutschland nach mehreren Jahren der Trennung sagte er bloß: *„Als wir uns dann gefunden haben, habe ich sie dann zu meiner Anwältin gebracht und dann erklärt, wie das so passiert war.“* (vgl. hierzu S. 96). Sehr emotional hingegen war der Kontakt zwischen Herrn Komlan und seiner Tochter, gegenüber der er sich sehr offen, fürsorglich, liebevoll und zärtlich verhielt, ohne in den von uns beobachtenden Szenen vereinnahmend oder übergreiflich zu sein (vgl. hierzu S. 90).

Die Äußerungen von Herrn Komlan über politische Inhalte blieben floskelhaft abstrakt (vgl. hierzu S.95). Auch was sein eigenes politische Engagement betraf, war es uns in dem Interview oft nicht möglich, die verschiedenen von ihm geschilderten Episoden (z.B. die verschiedenen Übergriffe durch das Militär) in einen zeitlichen und örtlichen Zusammenhang zu bringen (vgl. hierzu S. 95). *„Als ich dann weglaufen wollte, wurde mir erzählt, dass die Partei für mich sorgen würde – Sicherheit – die wurden mich beschützen. Das war dann vorbei gewesen, und dann waren wir nach Lomé gereist.“* Was war wann vorbei gewesen? Auch vermisste man an dieser Stelle eine Erwähnung, wie es in dem Moment seiner Schwester und seiner Frau weiter erging, die beide anwesend waren, als Militär in das Haus von Herrn Komlan eindrang (vgl. hierzu S. 95). Seine Schilderungen über die politischen Ereignisse in der Heimat, über Übergriffe und Hausdurchsuchungen durch das Militär, über Massendemonstrationen, auf denen auch geschossen wurde, wirken gefühlsentleert. Nur einmal erwähnte er in diesem Zusammenhang, er hätte Angst gehabt. Erst später thematisierte er das Ausmaß dieser Angst indirekt, indem er berichtete, wie er sie während der Jahre in Deutschland langsam überwand. Das heißt, der Gedanke an die damalige Angst war für Herrn Komlan nur solange erträglich und wahrnehmbar, wie sie als ein eindeutig der Vergangenheit zugehöriges Gefühl gelten konnte, dass sein hiesiges Leben in Sicherheit nicht mehr bedrohte (vgl. hierzu S. 90, 95, 100).

Enttäuschung und viel aufgestaute Frustration merkte man Herrn Komlan an, wenn er über seinen Alltag in Deutschland berichtete, über die vielen Begebenheiten, bei denen sie sich als Afrikaner abgelehnt oder diskriminiert fühlten. Man hatte hier das Gefühl, das Sprechen über diese Erlebnisse bedeutete für ihn eine Erleichterung (vgl. hierzu S. 98). Bestimmte Äußerungen wie *„In den fünf Jahren, die ich hier schon bin, habe ich nichts Glückliches erlebt.“,* könnten darauf hindeuten, dass Herr Komlan auf die hier in Deutschland gemachten Erfahrungen depressiv reagierte (vgl. hierzu S. 100). Die Szenen über das Leben in Deutschland waren oft noch detailreicher als die aus Togo, al-

len voran die vielen dialogischen über die Begebenheiten in Hamburger U-/ und S-Bahnen (vgl. hierzu S. 98).

Frau Komlan redete gar nicht über Gefühle. Es fiel als Beobachter schwer zu spüren, was Frau Komlan wirklich fühlte. Hinter einer oberflächlichen Freundlichkeit war sie sehr abweisend, innerlich zurückgezogen. So erschreckte oft die Diskrepanz zwischen ihrem unbeteiligten Gesichtsausdruck und den Schilderungen von Herrn Komlan über bedrohliche oder sehr unangenehme Erlebnisse aus dem Leben von Frau Komlan, die sie sprachlich verstand, da Herr Komlan selbst in ihrer Muttersprache darüber berichtete. Auf der anderen Seite spürte man doch oft eine innere Unruhe bei Frau Komlan (so wechselte sie oft den Sitzplatz, sprang immer wieder auf, um das Zimmer zu verlassen), die ahnen ließen, dass sie das Gespräch mehr belastete, als sie zugeben mochte. Indirekt über Herrn Komlan erfuhren wir, dass seine Frau hier in Deutschland viel Angst hatte, dass sie traurig war (er wachte davon auf, dass sie nachts weinend im Bett lag), dass sie sich ihm gegenüber abweisend bis feindselig verhielt. Er beschrieb zu einer Depression passende Symptome wie Antriebslosigkeit, Zurückgezogenheit, Passivität (vgl. hierzu S. 96, 99). Wirkliche Wärme und emotionale Nähe strahlte Frau Komlan nur im Umgang mit ihrem Sohn aus, den sie liebevoll umsorgte (vgl. hierzu S. 90).

Die Schilderungen über ihre Erfahrungen mit ihrer Herkunftsfamilie und das Aufwachsen bei ihrer Tante waren inkohärent und inadäquat (vgl. hierzu S. 94): *„Also – es gab keine Probleme eigentlich. Und sie war die Schwester meines Vaters. Ich hatte auch keine Probleme.“* Allerdings können wir nicht unterscheiden, inwieweit sie über bestimmte Schwierigkeiten oder Erlebnisse nur nicht sprechen mochte oder diese auch selbst nicht erinnerte. Schwierig war die Interpretation der Schilderung von Herrn Komlan, wie seine Frau aus dem Gefängnis floh. So entstanden bei uns Fragen zu Ungereimtheiten, die vermuten lassen, heikle Details wären einfach weggelassen bzw. zu kaschieren versucht worden. Allerdings war es für uns nicht möglich zu trennen zwischen Details, die Frau Komlan selbst vor ihrem Mann verschwiegen hatte (bzw. die dieser nicht zur Kenntnis nehmen wollte) und solchen, von denen beide Eheleute wussten, die aber nicht an Außenstehende herangetragen werden durften. (Die Verweigerungen von Frau Komlan, Herrn Komlan in ihren Kummer einzuweihen, wenn sie nachts weinend im Bett lag, lassen zumindest die Interpretation zu, sie habe ihm vielleicht auch in diesem Zusammenhang vieles nicht erzählt, was sich zugetragen hatte; auf der anderen Seite lassen sich gewisse Parallelen entdecken zwischen den Mythen, die uns Herr Komlan über seine Vorfahren, vor allem seine sehr begehrte Großmutter erzählte und dieser Geschichte.) Als Zuhörer blieben einem zumindest die Fragen, mit welcher Motivation ein Offizier einer in seiner Macht befindlichen Frau zeigen sollte, wo er sein Geld versteckt habe – immerhin soviel, dass es für ein Flugticket nach Deutschland reichte – um dann das Zimmer zu verlassen. Auch fragt man sich, ob er wirklich so naiv war, nicht zu bemerken, dass die Frau Wasser statt Wein trank; ob er so rasch betrunken war, dass er einschlief, bevor er die Frau vergewaltigen konnte und wieso die Frau das bewachte Lager so einfach verlassen konnte (vgl. hierzu S. 96, 99, 93)?

Sowohl Herr wie Frau Olabode beantworteten unsere Fragen sehr detailliert und bilderreich. Ihre Schilderungen wirkten kohärent und stimmig. Auffällig war jedoch bei beiden, dass beide sich vehement dagegen zu wehren schienen, Marc könnte selber Zeuge traumatisierender Ereignisse geworden sein oder sonst noch irgendwelche Erinnerungen an die Heimat haben. Sie gaben offen zu, diese Dinge ihm gegenüber zu verschweigen und wollten folglich nicht, das er diesbezüglich irgendetwas mitbekomme[10] (vgl. hierzu S. 111).

Vor allem bei Herrn Olabode merkte man, dass es ihm wichtig war, dass wir nachvollziehen konnten, was sie erlebt hatten. Man merkte Herrn Olabode an, dass es viele Dinge gab in seinem Leben, die er erlebt hatte, die er anderen Menschen mitteilen wollte, und das er darunter litt, in Deutschland kaum Zuhörer zu haben. Es war faszinierend ihm zuzuhören, beeindruckend zu erfahren, wie er viele Dinge in seinem Leben bewältigt hatte. Manchmal allerdings bekam die Fülle an Details etwas erschlagendes im Interview. Er war in der Lage, konkrete Dinge, die sie beispielsweise als Gruppe getan hatten, zu abstrahieren und in Bezug zu setzen, zu relevanten politischen Ereignissen (vgl. hierzu S. 108, 111, 106).

Wenn Frau Olabode redete, merkte man, an der Erwähnung kleiner, eigentlich nebensächlicher Details *(„An dem Tag hatte es geregnet...“; „Sie hatten das Auto vor der Tür geparkt...“)*, dass sie innere Bilder von den jeweiligen Ereignissen vor Augen hatte, ihre Schilderungen waren stets sehr konkret, szenisch, lebendig (vgl. hierzu S. 109).

Wenn sie über Ereignisse in der Vergangenheit oder Gegenwart sprachen, wurden mehrfach Gefühle direkt oder indirekt verbalisiert *(„das traumatisiert dich“,* (vgl. hierzu S.109), man hätte das Gefühl *„erstickt*“ zu werden (vgl. hierzu S. 108), Herr Olabode *„habe graue Haare gekriegt“,* (vgl. hierzu S.113), sie litten unter einem Gefühl der *„Entwurzelung“* etc (vgl. hierzu S.115)), die passend zu dem jeweiligen Inhalt wirkten und oft auch in direkten Bezug zu bestimmten Erlebnissen gesetzt werden konnten *(„Von dem Moment an habe ich mich bedroht gefühlt“ (vgl.* hierzu S. 108)). Sowohl in Bezug auf die äußeren Umstände in der Heimat, wie im Exil, überwogen negative Gefühle wie Angst oder Trauer (*„Es stimmt das wir öfters traurig sind“* (vgl. hierzu S. 115). *„Das ist, als würde man in einer Angstpsychose leben und weiß, dass irgendetwas passieren wird“* (vgl. hierzu S. 113); *„Wir sind hier nicht glücklich*“ (vgl. hierzu S. 115)). Während sie diese Ereignisse schilderten wirkten die Olabodes sehr gefasst und ruhig.

Positive Gefühle waren spürbar, wenn die Olabodes über ihre Ehe sprachen, diese konnten auch nonverbal durch lächeln oder lachen vermittelt werden. Auch wenn Herr Olabode von seiner Mutter spracht („*Alles was ich kenne, was ich habe verdanke ich ihr*“ (vgl. hierzu S. 105)), vermittelte er ein Gefühl von Zuneigung ihr gegenüber (vgl. hierzuauch S. 102, 106). Im Verhältnis zwischen Herrn und Frau Olabode und ihrem Sohn schwangen latente Aggressionen mit, er wurde verbal mehrfach von seinen Eltern kritisiert, sie ließen ihm in dem Interview kaum Raum, selbst zu Wort

[10] Leider war die Antwort auf unsere Frage, wie sie es unter diesen Umständen empfanden, dass er während des Interviews die ganze Zeit anwesend war, aufgrund eines technischen Fehlers, nicht auf Tonband aufgezeichnet worden.

zu kommen, wirkten wenig empathisch in Bezug auf seine Ängste und Probleme hier. Man spürte die Enttäuschung, dass er bestimmte Erwartungen die seine Eltern an ihn richteten, nicht zu erfüllen schien (vgl. hierzu S. 114).

Wir hatten in dem Interview immer wieder Schwierigkeiten, Herrn Masseme´s Schilderungen nachzuvollziehen, wenn er relativ offen formulierte Fragen selbst strukturieren und dann beantworten sollte. So antwortete er beispielsweise auf unsere Frage, was ihm wichtig an seiner Familie sei, zunächst nur, seine Familie wäre zerstört, jeder hielte *„sich versteckt irgendwo in seiner Ecke“*. Erst auf konkrete Nachfragen vermochte er mehr über seine Familie und seine Kindheitserinnerungen zu berichten (vgl. hierzu S. 117). Die Frage nach Erinnerung beantwortete er erst recht allgemein, man solle etwas lernen. Auch hier konnte er erst wieder auf konkrete Nachfrage Beispiele geben, was er gelernt hatte (vgl. hierzu S. 117). Seine Äußerungen über die Demokratisierungsbewegung blieben sehr diffus, vage und unklar. Uns stellte sich hier die Frage, ob es vor allem ein sprachliches Problem war, dass es ihm schwer fiel abstrakte Themen auf Deutsch darzustellen oder ob ihm hier selbst innere stringente Konstrukte fehlten. Eine Auseinandersetzung mit bestimmten Themen wurde in diesem Zusammenhang vermisst. So setzte er sich beispielsweise in dem Interview gar nicht mit seiner eigenen Rolle in RPT auseinander. Hatte er sich trotz jahrelanger eigener politischer Tätigkeit nie mit Fragen zu politischer Macht und Legitimation seines Tuns beschäftigt? Verdrängte er hier potentielle eigene Schuldverstrickungen? Wie bewusst waren ihm die Auswirkungen seines eigenen Handelns? Inwieweit stand er in der Vergangenheit auch innerlich hinter Eyadéma und welches waren die Motive seines Wechsels zur Opposition, wo er selbst sagte, dieser habe für ihn zumindest einen finanziellen Verlust bedeutet? In dem Interview stellte er sich ausschließlich als Opfer der politischen Entwicklung dar, als hätte er nicht gewusst, das er durch sein Engagement in der Opposition auch ein Risiko einging dafür sanktioniert zu werden (vgl. hierzu S. 118). Bei mehreren von ihm geschilderten Erlebnissen blieb zudem unklar, ob es sich hierbei um persönliche Erlebnisse handelte oder Ereignisse über die allgemein gesprochen wurde (vgl. hierzu S. 118). Auch bezüglich seiner Verfolgungsgeschichte, erzählte er erst wieder auf konkrete Nachfrage von dem Feuer in seinem Haus, ohne dabei irgendwelche Gefühle zu vermitteln (vgl. hierzu S. 119). Unklar blieb die Geschichte seiner Flucht: Bei wem versteckte er in sich Togo unmittelbar nach dem Feuer? Hatte er Fluchthelfer? Wer zahlte den Flug? Die Fluchtgeschichte seines Schwiegervaters und die Erlebnisse der Frau in der Heimat und auf ihrer Flucht blieben sehr unklar (vgl. hierzu S. 117).

Die Schilderungen Herrn Masseme´s über sein Leben in Deutschland waren deutlich ausführlicher als die über seine Heimat, aber auch hier war es oft schwer ihm zu folgen. Oft folgte er seinen Assoziationen von einer Episode zur nächsten. Allen Erlebnissen haftete etwas diffus bedrohliches an. Er konnte keine guten Erinnerungen oder konkreten Eindrücke aus seiner Anfangszeit benennen. Die Schilderungen seines Asylverfahrens blieben diffus und verworren, bis zu unserer konkreten Nachfrage, inwieweit ihm der Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes helfen konnte (vgl. hierzu S.

119). Es gelang ihm nicht, klar zu benennen, welche Erwartungen sie an die Deutschen hätten und inwieweit diese enttäuscht wurden (*"Wir wollen nur von den Deutschen erbeten, wir sind nicht hier immer, nur für eine Zeit."*; vgl. hierzu S. 88). Er formulierte abstrakt, dass viele Ausländer *„mentale Probleme"* durch die Ausländerbehörde bekämen ohne zu benennen, inwieweit er und seine Familie hiervon mitbetroffen seien (vgl. hierzu S. 119).

Herr Masseme benutzte verschiedene Metaphern, die zum Ausdruck brachten, wie schwer es ihm fiel, seine gegenwärtige Lebenssituation emotional zu ertragen. *„Ich fühle ich bin kein Mensch hier", „Ich fühle mich wie im Gefängnis"* (vgl. hierzu S. 119), *„Das tut mir weh"* (vgl. hierzu S. 120).

Unklar blieb, was seine Aussage: *„Ich bin jemand, der nicht aggressiv ist."* bedeutete. Nahm er die eigene Wut über seine gegenwärtige Lebenssituation nicht mehr wahr oder lebte er sie nur nicht aus (vgl. hierzu S. 120)?

Über Frau Masseme konnten wir in diesem Punkt keine Aussagen machen, da sie in dem Interview nicht selbst gesprochen hatte.

Herr Yahya wirkte, als hätte er den Kontakt zu seinen eigenen Gefühlen verloren. Mit unbeteiligtem Tonfall berichtete er von der Ermordung von Freunden, vom Krieg und von Folter. Schmerz und Trauer schien er nicht zu spüren. Benennen tat er eigene Gefühle nirgends. Und auf konkrete Nachfrage: *"So you were afraid of being killed?",* gab er nur recht unpassende Antworten: *"Yeah. For me I am afraid then but is really, they have to kill me..."* (vgl. hierzu S. 124, 128).

Herr Yahya hatte teilweise Schwierigkeiten, selbst sehr konkrete Fragen angemessen zu beantworten, wie beispielsweise die Frage nach seiner Berufstätigkeit zeigt (vgl. hierzu S. 128).

In längeren Textpassagen ließ sich immer wieder eine Gedankenflucht bemerken, bei der die Sätze keinem logischen Inhalt folgten, sondern losen Assoziationen. So antwortete er z.B. auf die Frage, wo seine Frau herkomme, dass sie aus den Nuba Bergen sei und assoziierte dann weiter zum Stichwort Nuba Berge und redete über seine eigene politische Tätigkeit dort. An anderer Stelle begann er zu erzählen, dass es seine politische Arbeit war, Leute zu den Rebellen zu bringen. Zum Thema ´Rebellenarmee´ assoziierte er dann weiter, dass sie Verbindungen zur sudanesischen *Armee* hätte. In der *Armee* gäbe es nur wenige *Christen*, aber die keine Macht hätten. Auch im Parlament gäbe es kaum *Christen,* und sie müssten sich den *Moslems* anpassen. Die *Moslems* entführten ihre Kinder und steckten sie in Koranschulen und änderten ihre Namen (vgl. hierzu S. 127). Sehr oft war es kaum möglich, Herrn Yahya im Gespräch zu folgen, und die Wahrheit zu dechiffrieren, die er in chaotischen Aussagen sorgsam versteckt. Auf die Frage*: "...you had to go to prison. How did life continue for your family?",* antwortete er: *"Ja, when I was not there my wife - she has some brother, ja? This brother is - they just - work some time- they collect a little money and give to my wife. My brother also I have one brother but now he ran away from the city to go to the rebels camp because they have arrested him also. - Because of that I am not there and my wife also has disappeared from there where my wife is he ran away also from capital (...). He is in rebel camp. And my wife is living in a very dangerous life*..."(vgl. hierzu S. 129).

Oft wechselte Herr Yahya auch die Ebenen. Er redete mal allgemein von ´man´ und wechselt dann im nächsten Satz um zu ´ich´, so dass teilweise unklar blieb, ob Herr Yahya von allgemeinen oder eigenen Erlebnissen berichtete.
Positive Erinnerungen wie seine siebentägige Hochzeit und die Praktiken des traditionellen Glaubens konnte er lebendig schildern und dabei Bilder beim Zuhörer auslösen. Fragen, die seine Frau betrafen (z.B. deren Berufstätigkeit, oder wie sie nach Deutschland kamen), konnte er direkt und konkret beantworten. Auch zwischendurch gab es einzelne bildhafte Schilderungen wie die Szene, wie seine Frau und Kinder sich auf dem Flughafen verstecken mussten oder die Szene seiner Flucht, während der drei seiner Freunde erschossen wurden. In der Regel verloren solche Bilder sich jedoch bereits nach wenigen Sätzen im Chaos (vgl. hierzu S. 125ff).
Klar, detailliert und bildreich war die Schilderung der hiesigen Wohnsituation, die Herr Yahya nach einem vorherigen Dialog mit seiner Frau gab. Fragen nach seinem Asylverfahren beantwortete er korrekt und präzise (vgl. hierzu S. 129f). Auch konnte er klar sagen, warum es schwierig war, noch Kontakt zu Verwandten in der Heimat aufrechtzuerhalten (vgl. hierzu S. 129).
Frau Yahya und die Kinder kamen in dem Interview so gut wie gar nicht selbst zu Wort.

Frau dos Santos sprach auffällig wenig über ihr Leben in Angola, im Vergleich zu den detaillierten Schilderungen ihrer Lebensbedingungen hier. Außer der Schilderung der Szene, wo die Soldaten in ihr Haus eindrangen und ihren Mann verschleppten, (die auch noch recht vage war) und Berichten über die Zeit unmittelbar danach, blieben die übrigen Aussagen bildleer, leblos. Bezüglich ihrer Familie antwortete sie sehr klischeehaft und wenig reflektiert wie: ***"...****soll ich auch auf meine Kinder gut aufpassen (..) und mit meinem Mann gut umgehen"* Dabei gab sie keinerlei Beispiele, was sie jeweils genau damit meinte (vgl. hierzu S. 132). Was sie für ihren Mann empfand, sagte sie nicht (vgl. hierzu S. 132). Auch ihren Kindern gegenüber erwähnte sie lediglich, dass es ihre Pflicht sei, diesen eine gute Mutter zu sein und diese gut zu versorgen. Dabei ging es aber fast ausschließlich um äußere, materielle Dinge wie Essen, hygienische Bedingungen, Ruhe. Über Bedürfnisse der Kinder nach Zärtlichkeit, Nähe, Geborgenheit etc. sprach sie nicht (vgl. hierzu S. 132ff).
Über ihre Kindheit und ihre Herkunftsfamilie sprach sie kaum (vgl. hierzu S. 132f). Auch über die vielen Jahre des gemeinsamen Lebens mit ihrem Mann in der Hauptstadt erfuhren wir so gut wie nichts. Es gab eine Menge von Aussparungen und Ausklammerungen bestimmter Themenbereiche (Wie lebte sie die neun Jahre über in Luanda? Wie kam es, dass sie kein Portugiesisch sprach? Was bedeutete es, dass sie viele Jahre kinderlos blieb, bevor Miguel geboren wurde?) (vgl. hierzu S. 133). Wenn sie über die Verluste in der Heimat sprach, wirkte ihre Stimmung gedämpft. Sie sagte, dass sie Angst hatte vor den Soldaten und eine schlechte Erinnerung an diese Zeit (vgl. hierzu S. 133). Über ihre persönlichen Empfindungen, über ihre Gefühle anderen Menschen gegenüber, erfuhren wir nichts. Was empfand sie, als ihr Mann vor ihren Augen verschleppt wurde? Angst und Trauer um ihn? Wut, weil er seine Familie nicht vor den politischen Auseinandersetzungen zu schützen vermochte und sie alleine ließ? Vielleicht gar Erleichterung über sein Verschwinden, war sie doch die Beziehung zu ihm nie aus eigenen, freien Stücken eingegangen (vgl. hierzu S. 133)? Allerdings bleibt unklar, inwieweit ihre Zurückhaltung bezüglich Schilderungen in der Heimat,

durch das noch nicht abgeschlossene Asylverfahren mit bedingt war, welches unseren Kontakt mit Familie dos Santos kontaminierte. Die Gesprächsatmosphäre war nicht offen (vgl. hierzu S. 135).
Für die Schilderung ihrer Lebensbedingungen hier fand sie viele konkrete Beispiele. Frau dos Santos bemühte sich, uns ihre ungeheure Verzweiflung über ihre hiesigen Lebenssituation zu vermitteln, was ihr auch gelang. Ihre Verzweiflung wirkte verständlich (vgl. hierzu S. 131, 134f).
Es gab Weigerungen von Frau dos Santos über bestimmte Themen selbst zu sprechen, beispielsweise über noch bestehende Kontakte in die Heimat. Es gab Antworten, die die indirekte Botschaft enthielten, hier nicht weiterzufragen und Tabuthemen (wie ihre Straffälligkeit), die nicht benannt wurden, aber in dem Gespräch atmosphärisch spürbar waren. Die Ursachen, warum bestimmte Dinge ausgeklammert blieben, ob als reflektierte, bewusste Entscheidung, bestimmte Informationen ihres Privatlebens deutschen Personen nicht mitzuteilen oder unbewusst, um sich selbst vor schmerzlichen, evtl. traumatischen Erinnerungen zu schützen, die mit der Erinnerung an bestimmte Erlebnisse verbunden waren, blieben in dem Interview unklar (vgl. hierzu S. 133ff, 131).
Die Güte des Interviews hat einen starken Einfluss auf die Güte der Auswertung. Fraglich bliebt nach diesem Interview, inwieweit die von Frau dos Santos gegebenen Antworten, tatsächlich die für unsere Fragestellung relevanten Antworten in der Realität ihrer Familie waren. Es war das erste von mir geführte Interview dieser Untersuchung. In mehreren Situationen stellte sich bei mir eine Scheu ein, das Gespräch an schwierigen Punkten weiterzuführen. So habe ich an mehreren Stellen aus der Unsicherheit heraus, die Frage wäre noch nicht verstanden, ein paar suggestive Antwortmöglichkeiten geliefert, die sich dann oft in der Antwort wiederfanden. Auf die Frage: *"Gab es irgendwas, was sie jetzt an guten Erinnerungen an die Familie hatte? Vielleicht aus der Zeit vor dem Krieg?",* kam die Antwort, dass sie gute Erinnerungen an der Familie aus der Zeit vor dem Krieg hatte. Oder auf die Frage : *"Was fand sie denn so, wenn sie an ihr Leben in Afrika denkt, leichter und was fand sie war schwieriger? Sie hatte zum Beispiel vorhin gesagte, dass ein Problem wie die Menschenrechte und-...",* kam die Antwort: *"Zum Beispiel, was die Menschenrechte angeht, das ist schlimmer in Afrika und das finde ich nicht gut..."* Es ließen sich noch ein paar weitere ähnliche Beispiele finden. Vielleicht hätte sich der Frage-Antwortstil mit oft sehr knappen Antworten unterbrechen lassen, wenn ich nicht jeden Punkt von Frau dos Santos, jedes Schweigen dahingehend interpretiert hätte, dass sie zu diesem Thema nichts mehr sagen wollte, um dann hastig zum nächsten Thema zu eilen. Als sie beispielsweise sagte, dass wenn sie in Afrika einen Freund hatte, *"dann respektieren die Kinder diesen Freund und sagen ´Papa´",* fragte ich nicht weiter, ob es derzeit im Leben der beiden Kinder einen Menschen gebe, den sie ´Papa´ nennen würden, sondern zog es vor, nach Kontakten zu anderen Afrikanern zu fragen. So blieb leider das Gefühl zurück, dass das, was im Gespräch mitgeteilt wurde, zwar keine Unwahrheiten waren, aber die "Wahrheit" in vielen Punkten dennoch nur unzureichend widergespiegelt wurde.

Diese Frage ließ sich für Familie Rugemanizi ohne Transkript kaum beantworten. Wie konkret die ursprüngliche Schilderung war, lässt sich retrospektiv nur noch schwer sagen. Was allerdings auffiel war, dass Frau Rugemanizi sich kaum über ihren ersten Deutschlandaufenthalt äußern mochte. Wieso war der Kontakt zu ihrem Bruder gänzlich abgebrochen – steckten dahinter wirklich nur äu-

ßere, fluchtbedingte Ursachen? Welches waren die hauptsächlichen Gründe, die sie damals zur Rückkehr bewogen hatten? Welche Rolle spielte dabei ihre erste Schwangerschaft? Antworten auf diese Fragen (und dessen eventuelle Auswirkungen auf das aktuelle Leben der Familie) können wir anhand unserer Aufzeichnungen nicht geben (vgl. hierzu S. 140). Die Gesprächsatmosphäre war insgesamt sehr emotional. Herr Rugemanizi wirkte ängstlich, misstrauisch, psychisch erschöpft. Aus seiner Erzählung wissen wir, dass er sehr eifersüchtig auf seine Frau war und dass er in bestimmten Momenten die Kontrolle über seine eigenen Gefühle verlieren und handgreiflich werden konnte (vgl. hierzu S. 140, 137). Zwischendurch waren immer wieder leichte Aggressionen zwischen den Ehepartnern zu spüren (vgl. hierzu S. 138). Frau Rugemanizi wirkte sehr emotional. Dabei konnte sie auf der einen Seite Fröhlichkeit und Wärme vermitteln. Berichtete sie hingegen von sie ängstigenden Ereignissen oder bedrückenden Gedanken, wurde sie sehr aufgeregt, laut und hektisch. Als Zuhörer bekam man den Eindruck, negative Emotionen würden sie überwältigen, mitreißen, sie verlöre die Kontrolle über ihre eigenen Gefühle. Diese tiefe Emotionalität blieb dabei nicht ohne Auswirkungen auf ihre Mitmenschen (vgl. hierzu S. 139, 144).

Albert wirkte in seiner emotionalen Welt sehr bedroht, sehr verletzbar. Meist war er ruhig und ernst, oder er versuchte, seine Umwelt aufzuheitern und zum Lachen zu bringen. Doch es gab mehrere Momente, wo ein unachtsames Wort, ein kurzer Entzug der zuvor auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit ihn tief zu verstören schienen, wo einem dann aus seinen Augen Angst, Trauer und Aggression gleichzeitig entgegen blickten (vgl. hierzu S. 138f).

1. Erlebnisse, die der Betroffene nur ungern erinnert, da sie mit widersprüchlichen oder schmerzlichen Gefühlen assoziiert sind, können nur schlecht ausgedrückt werden. Sie fallen im Narrativ durch Aussparungen, Brüche oder unfertige Sätze auf.
2. Je weniger sich eine Situation mittels eigener Fähigkeiten bewältigen lässt und je überwältigender diese für die betroffene Person ist, desto weniger wird diese in der Lage sein, detailliert und kohärent darüber zu berichten.
3. Emotional positiv oder neutral besetzte Erlebnisse lassen sich leichter darstellen. Hierzu gehörten in vielen Familien die Erinnerungen an die eigene Familie.
4. Den meisten Familien fällt es leichter, klar über negative Erfahrungen zu berichten, die sie in Deutschland gemachte haben, als über ihre Erfahrungen vor der Flucht aus der Heimat, welche insgesamt noch bedrohlicher und chaotischer waren.
5. Je größer, differenzierter und passender das Repertoire an Beispielen ist, die eine Person spontan oder auf Befragung nennen kann, desto eher wird sie bei der Bewältigung aktueller Konflikte oder Probleme auf eigene Erlebnisse oder Erfahrungen zurückgreifen können.
6. Körperliche und seelische Veränderungen als Folge belastender Erlebnisse an nahen Angehörigen zu beschreiben, fällt leichter, als entsprechende Veränderungen an sich selbst zu beschreiben. Hierin könnte ein Zugang für Hilfe betroffener Familien liegen.

Hypothesen 8

5.9. Welche Zukunftsvorstellungen und –pläne entwickelten die Familien vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Lebensgeschichte?

Letztendlich hegten fast alle Familien die Hoffnung, eines Tages in ihre Heimat zurückkehren zu können. Allerdings war es hierfür notwendig, dass sich dort zunächst die politische Situation ändere. Bis dahin sahen sie weiterhin keine Alternative zu dem Leben im Exil. Solange die politische Situation ihrer Heimat weiterhin ungewiss blieb, blieb auch die Zukunft der Familien ungewiss. Die rückkehrbezogenen Phantasien waren folglich in vielen Familien sehr vage. Eine gewisse Sonderstellung nahm Familie Rugemanizi ein. Denn Frau Rugemanizi war die einzige, die bereits einmal in der Vergangenheit den Versuch einer Remigration unternommen hatte. Die Sehnsucht, in die Heimat zurückzukehren, war zum damaligen Zeitpunkt so groß, dass sie sich auf die sehr vage Aussage, die politische Situation habe sich etwas gebessert, einließ. Sie hatte ihre Rückkehr als sehr desillusionierend erlebt. Mittlerweile glaubte sie nicht mehr, dass sich die Situation in ihrer Heimat in absehbarer Zukunft zum besseren wandeln würde und wünschte sich daher, in Zukunft dauerhaft in Deutschland zu bleiben (vgl. hierzu S. 143, 141f).

Herr und Frau Adjovi und Herr Olabode waren die einzigen, die die politischen Erfahrungen aus der Vergangenheit nutzten, um zu erklären, warum sie nicht davon ausgingen, dass sich auf absehbare Zeit etwas an der politischen Situation in Togo ändern werde. Frau Adjovi sagte, dass die Erfahrungen der Vergangenheit sie gelehrt hätten, dass Eyadéma ein großes Geschick besitze, zur Sicherung des eigenen Machterhaltes, die verschiedenen Oppositionsparteien gegeneinander auszuspielen. Deshalb habe sie wenig Hoffnung, dass es der Opposition in naher Zukunft gelingen werde, sich zu vereinen, und die Situation im Togo nachhaltig zu verändern. Auch Herr Adjovi glaubte nicht an eine Veränderung der politischen Situation im Togo in naher Zukunft. Dafür sei die Opposition viel zu schwach und zu uneins. Herr Olabode glaubte, dass ein politischer Wechsel nur noch mit Waffengewalt zu erreichen sei. Denn alle Versuche, diesen auf friedlichem Wege zu erreichen, seien in der Vergangenheit immer wieder gescheitert.

Familie Adjovi war die einzige, der es im Interview gelang beide Alternativen, nämlich einen langjährigen oder gar dauerhaften Aufenthalt in Deutschland oder eine Remigration nach Togo wirklich durchzuspielen und sich mit jeder der beiden Alternativen innerlich arrangieren zu können, je nachdem wie sich die politische Situation in ihrer Heimat entwickele. Sie waren in der Lage, vor sich selbst und ihren Kindern offen auszusprechen, dass ihr Aufenthalt unter den gegenwärtigen Bedingungen kein vorläufiger sein werde (vgl. hierzu S. 61). Alle anderen bewerteten ihr hiesiges Leben vor allem daran, welche Konsequenzen dieses für eine spätere Rückkehr habe (wie könnten ihre Kinder eine Schulbildung erhalten, die mit jener in der Heimat weitgehend kompatibel sei; wie könnten sie möglichst viele Dinge lernen, die sie nach ihrer Rückkehr nutzen könnten) bzw. sie waren mit ihren Gedanken noch so in der Heimat verhaftet, dass sie nicht in der Lage waren, Zukunftspläne für ein Leben in Deutschland zu entwickeln (vgl. hierzu S. 88, 113, 115, 122). Herr Adiwanou konnte weder die Vorstellungen akzeptieren, auf unbestimmte Zeit in Deutschland blei-

ben zu müssen, noch in ein Togo zurückzukehren, in dem Eyadéma weiter an der Macht sei. Es fiel ihm schwer, die jeweiligen Auswirkungen auf die Zukunft realistisch zu prüfen. Die einzige Möglichkeit, die Situation innerlich ertragen zu können, sah er für sich darin, zu glauben, die äußeren Umständen würden sich in naher Zukunft entscheidend ändern. Ähnlich klang auch der Ausspruch von Herrn Yahya, er glaube in zwei bis drei Jahren werde im Sudan wieder Frieden herrschen und das Land wäre gut wie in der Vergangenheit, so dass er und seine Familie zurückkehren könnten (vgl. hierzu S. 73, 130).

Besonders bedrohlich war das Nachdenken über die Zukunft für jene Familien, deren Aufenthalt in Deutschland rechtlich nicht gesichert war, denn sie hatten nicht einmal die Möglichkeit, den Zeitpunkt einer Rückkehr frei zu bestimmen. Ein Nachdenken über die Zukunft war hier nahezu unmöglich, bedeutete es doch, sich auch mit den Konsequenzen einer Abschiebung auseinander zu setzen, welche für die Familien existenzbedrohend waren. Kaum ein Mensch wird den Gedanken mit Verhaftung, Folter oder Tod konfrontiert zu wurden, dauerhaft ertragen können (vgl. hierzu S. 100, 142, 144).

Frau dos Santos legte alle Verantwortung für ihre Zukunft in die Hände anderer Menschen, sie wollte, dass diese für sie entschieden. Wenn man sie nicht haben wolle, solle man sie zurückschicken oder ansonsten sich dafür einsetzten, dass sich ihre jetzige Lebenssituation verbessere. Sie selbst sah für sich keinerlei Chance mehr, ihre eigene Zukunft aktiv zu gestalten und zu planen. Sie konnte und wollte sich nur noch den Entscheidungen anderer fügen (vgl. hierzu S. 135).

Ein Teil der Befragten, äußert sich über die Pläne und Vorstellungen für die Zukunft vor allem in Hinblick auf die eigene Person, ein anderer Teil vor allem in Hinblick auf die eigenen Kinder.

Herr Adjovi sagte, er habe in Bezug auf die Zukunft vor allem seine Kinder im Blick. Diese seien noch zu jung, um zu sagen: *"Papa, was du machst, ist für uns - es ist nicht gut."* Deshalb müsse er bei all seinen Entscheidungen stets auch an das Wohlergehen seiner Kinder denken. Ihm sei bewusst, dass die Integration in die hiesige Gesellschaft für seine Kinder eine Herausforderung darstelle. Würden ihre Eltern nun von ihnen binnen kurzer Zeit erneut fordern in die Heimat zurückzukehren und sich wieder auf ein völlig neues Schulsystem und eine neue Sprache einzustellen, wären sie damit leicht überfordert. Wenn es für seine Kinder besser sei in Deutschland zu bleiben, wäre er bereit, deswegen ebenfalls auf eine Rückkehr zu verzichten, damit die Familie als ganzes zusammenleben könnte. Dieses müssten die Kinder auch vermittelt bekommen (vgl. hierzu S. 61).

Dagegen sagte Herr Adiwanou, ihm sei es so wichtig, so schnell wie möglich in die Heimat zurückkehren zu können, dass er dafür auch eine Trennung der Familie in Kauf nähme. Diese solle alleine in Deutschland bleiben, wenn sie noch nicht bereit sei, ebenfalls zurückzukehren (vgl. hierzu S. 70, 73).

Auch Frau Kodjo und Herr Yahya sagten, dass sie selbst so bald wie möglich zurückkehren möchten und dass ihre Kinder für sich selbst entscheiden sollten, wo sie leben wollten. Frau Kodjo erwarte von ihren Kindern lediglich, dass sie sie zunächst begleiteten, um sich ein eigenes Bild von Togo

zu machen, bevor sie ihre Entscheidung träfen. Sie erwarte von ihren Kindern, dass sie einmal besser lebten als sie. Da sie glaube, dass ihre Kinder eines Tages in Deutschland die selben Schwierigkeiten bekämen wie sie, möchte sie, dass sie stattdessen nach Frankreich gingen, um das zu einem Abschluss zu bringen, was ihr nicht gelang: Sich wirklich zu integrieren und Karriere zu machen, als Europäer (vgl. hierzu S. 88*)*. Herr Yahya glaubte, für seine Kinder sei es das beste, wenn er sie früh ziehen lasse. Sie sollten diesen Ort verlassen und sich eine eigene bessere Zukunft aufbauen. Er hoffte, dass ihnen gelänge, was ihm selbst nach all den Erlebnissen nicht mehr möglich sei. Seine eigenen Kräfte und Hoffnungen seien aufgebraucht, ob er selbst nun sterben würde oder weiterleben, mache keinen großen Unterschied mehr aus (vgl. hierzu S. 130).

1. Ein Nachdenken über die Zukunft ist für jene Familien, deren Aufenthalt in Deutschland rechtlich nicht gesichert ist, nahezu unmöglich.
2. Eine ernstliche Auseinandersetzung bezüglich der Zukunft kann nur gelingen, wenn es mehrere Alternativen gibt, die jede für sich erträglich scheinen.
3. Die jeweiligen Vorstellungen über Familie prägen auch deren Zukunftspläne. Je geringer die Bedeutung, die einem Zusammenleben als Kleinfamilie gegeben wird, desto eher wird eine Trennung in Kauf genommen.

Hypothesen 9

5.10. Schlussfolgerungen für zukünftige Forschungsarbeiten

Viele Ergebnisse dieser Arbeit mit afrikanischen Flüchtlingsfamilien, decken sich mit bekannten Ergebnissen aus der Forschung mit Flüchtlingsgruppen anderer Herkunft.
So konnten auch wir in unseren Interviews feststellen, dass die politischen, sozialen und rechtlichen Bedingungen für Flüchtlinge in der Bundesrepublik aktive und kognitive Bewältigungsversuche sehr erschweren, vor allem im Falle langjähriger Rechtsunsicherheit und gleichzeitiger Unterbringung in Wohnheimen. Das Gefühl, kaum eigene Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten bezüglich ihrer aktuellen Lebenssituation zu haben, lässt viele Familien mit zunehmender Passivität und Resignation reagieren, unabhängig davon, ob sie in ihrer Heimat Situationen eher mittels eines aktiven oder passiven Copingstils bewältigten. Die völlige Abhängigkeit vom Ausgang des Asylverfahrens, das Misstrauen und Desinteresse bezüglich ihres Leidens, mit denen man ihnen hier begegnet, trifft die Flüchtlinge in einer Phase, in welcher sie auf jede neuerliche existenzbedrohliche Ohnmachtserfahrung sehr vulnerabel reagieren. Sie trägt wesentlich dazu bei, dass Familien auf Dauer depressiv reagieren und behindert somit auch zukünftig erfolgreiche Bewältigung. Dieses deckt sich auch mit den Ergebnissen von Keilson (1979) und Van der Veer (1995), die gerade jener Phase nach der direkten Verfolgung eine entscheidende Bedeutung für die Langzeitprognose zuschreiben (vgl. hierzu S. 10, 17). Oben beschriebene Bedingungen müssen aus medizinischer, psychologischer wie humanitärer Sicht sehr kritisch beurteilt werden. Zudem darf angenommen werden, dass sich diese Gesellschaft mit ihrer gegenwärtigen Asylpolitik und ihrem Misstrauen Fremden gegenüber dauerhaft ernstlich selbst schadet. Die Integration von Flüchtlingen ist unter diesen Bedingungen deutlich erschwert, obwohl viele jahrelang oder dauerhaft in der Bundesrepublik bleiben werden.

Die von uns befragten Familien sind zu heterogen, bezüglich ihrer Herkunft, Vorerfahrungen, religiösen, familiären und kulturellen Ausrichtungen, wie auch der Art ihres politischen Engagements und ihres jeweiligen Verfolgungsschicksals, als dass sich aus dieser Arbeit diesbezüglich generalisierende Aussagen gewinnen ließen. Feststellen ließ sich jedoch, dass die Auseinandersetzungen der Familien mit ihren Herkunftsgesellschaften nicht nur politischer Natur waren. Die Familien kamen aus Gesellschaften, welche binnen relativ kurzer Zeit den Wechsel von traditionellen Gesellschaften zu modernen, industrialisierten Staaten zu bewältigen hatten, was zu Auseinandersetzungen und Brüchen bis tief in die jeweils familiären und privaten Strukturen hinein führte. Das Wissen der vorhergehenden Generationen konnte nicht mehr genutzt werden, um das Leben in der veränderten Gesellschaft zu erklären. Hierdurch kam es immer wieder zu Gefühlen von Orientierungslosigkeit und Entwurzelung. Unsere Familien hatten einen überdurchschnittlich hohen Bildungsstand und mehrere von ihnen entstammten der gesellschaftlichen und politische „Elite“ ihres Landes. Offen bleibt die Frage, wie diese Themen in anderen Bevölkerungsgruppen wahrgenommen werden, und

wie dort damit umgegangen wird. In unseren Interviews wurde deutlich, dass eindeutig die politische Verfolgung der Grund für die Flucht der Familien gewesen war.
Um so wichtiger die Familie in einer Kultur ist und um so weniger die Individuen von ihr als abgegrenzt erlebt werden, um so häufiger findet nicht nur eine individuelle sondern eine familiäre Verfolgung statt. So betreffen die Auswirkungen des politischen Engagements in Afrika immer die gesamte Familie. Dabei erweisen sich die Bedrohungen von Angehörigen als besonders „effektives Mittel“ der Verfolgung, da sie Schuldgefühle und Ängste erzeugen, die in der Regel schlechter zu ertragen sind, als eine direkte Bedrohung der eigenen Person.

Um die Ergebnisse dieser Arbeit zukünftig auch diagnostisch oder therapeutisch nutzen zu können, wären weitere, systematische und strukturierte Forschungsarbeiten zu verschiedenen Punkte notwendig.
Ein Forschungsansatz könnte die Entwicklung eines Fragebogen/ Interviewleitfadens sein, der genau heraus arbeitet, in welchen Situationen bei den Familien welche Bewältigungsmechanismen zum Tragen kommen und ob diese unter den geänderten Lebensbedingungen im Exil weiter funktional sind. In diesem sollte auch berücksichtigt werden, dass fast alle Familien sich in ihrer Heimat aktiv dafür einsetzten, eine als nicht tolerabel erkannte Situation zu verändern und dabei die Erfahrung machen mussten, dass die äußeren Umstände wenig Spielraum für eine aktive Veränderung ließen und das sie sich im Exil erneut in einer Situation befanden, die kaum einen Handlungsspielraum gewährte. Wichtig ist deshalb eine Auseinandersetzung mit dem Umgang von Ohnmachtserfahrungen. Die Familien sollten gegebenenfalls darin unterstützt werden, eine realistische Wahrnehmung der eigenen Grenzen unter überwältigenden Bedingungen zu entwickeln, diese zu akzeptieren, und auf ein „Scheitern“ unter solchen Bedingungen nicht mit eigenen Versagens- oder Schuldgefühlen zu reagieren.
Alle Familien waren in den Interviews in der Lage, auch über positive Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit zu berichten. Vor allem in einem therapeutischen Setting sollte zunächst auf diese Erinnerungen zurückgegriffen werden, in welchen die betroffenen Personen die Erfahrung eigner Kompetenz machen konnte. Nach der Erfahrung jahrelanger Bedrohungen und eigener Insuffizienzgefühle kann ein Rückgriff auf positive Erinnerungen helfen, wieder eignes Selbstbewusstsein und neuen Lebensmut zu gewinnen, sowie das Vertauen darauf, die gegenwärtigen und zukünftigen Schwierigkeiten bewältigen zu können.
Die Untersuchungen der Interviews bezüglich affektiven und reflexiven Copings waren in diesem Interview rein deskriptiver Art, in dem die Transkripte auf Kohärenz, Bildhaftigkeit etc. untersucht wurden. Ein zukünftiger Forschungsansatz könnte in der Weiterentwicklung dieser Frage liegen, mit dem Ziel ein Ratermanual mit genau definierten Beispielen und Scoringsystem zu entwickeln. Die aus diesem Interview gewonnenen Erkenntnisse und Hypothesen können hierfür herangezogen werden, ebenso könnten die Transkripte unserer Interviews für diesen Zweck erneut genutzt werden.

Wir haben in unserer Untersuchung festgestellt, das die von uns befragten Familien sich an sehr unterschiedlichen Werten und Weltbildern orientierten. Eine Erfassung dieser, sollte auch in zukünftigen Forschungsarbeiten mit afrikanischen Flüchtlingen erfolgen. Zum einen, weil so Missverständnisse leichter vermieden werden können und die Familien sich besser wahrgenommen fühlen. Zum anderen weil in diesen auch wieder Potential für Konflikte liegen kann, beispielsweise wenn das jeweilige Weltbild deutlich von der neuen Realität abweicht. So sehnten sich viele Familien nach einem an der afrikanischen Tradition orientierten Leben, obwohl sie wussten, dass dieses unwiederbringlich der Vergangenheit angehört. Auch passen viele Weltbilder nur sehr bedingt, um für das Leben im Exil hinreichende Interpretationsmuster und Handlungsanweisungen gewinnen zu können. Klassische, familiäre Rollen- und Aufgabenverteilungen vermögen Orientierung und Struktur zu geben, da sie jedem einen fest definierten Platz zuweisen. Da sie sich stärker an Normen als an individuellen Fähigkeiten orientieren, sind sie deutlich rigider. Werden von den Familien hohe Flexibilität und Anpassungsleistungen gefordert, beispielsweise aufgrund gesellschaftlicher Umbrüche, politischer Verfolgung oder Migration, kann es zu größeren Problemen kommen. Haben es Familien gelernt, sich an klar definierten Werten, sowie Rollen- und Aufgabenzuschreibungen zu orientieren, können diese auf die hier herrschende größere Freiheit mit Angst und Orientierungslosigkeit reagieren. Dieses kann, wie sich auch in unseren Interviews beobachten ließ, dazu führen, dass die Familie Schwierigkeiten hat, den hiesigen Alltag zu bewältigen. In solch einem Fall, könnte es für die jeweilige Familie sehr entlastend und hilfreich sein, gemeinsam mit ihr klare Handlungsanweisungen und Erklärungen für den Alltag zu erarbeiten.

Eine Auseinandersetzung mit den jeweiligen Familien halte ich auch für zukünftige Arbeiten mit afrikanischen Flüchtlingen für unerlässlich. Denn die Auswirkungen des politischen Engagements betreffen in Afrika wie bereits erwähnt immer die gesamte Familie. So gab es keinen Fall, in dem die Familie nicht direkt oder indirekt von der Verfolgung mit betroffen war. Auch in diesem Zusammenhang stellt sich wieder die Frage nach Schuldgefühlen gegenüber Angehörigen, die leicht zu einer langdauernden, quälenden Belastung werden können. Zudem lassen sich viele bewährte Bewältigungsstrategien und Ressourcen der Familien nach der Flucht nicht mehr nutzen, da es für diese notwendig ist, jederzeit auf den Kontakt zu Familienmitgliedern aus den jeweiligen Herkunftsfamilien zurückgreifen zu können. Auch müssen durch die Flucht die Beziehungsgefüge der im Exil lebenden Familie neu ausgehandelt werden. Fehlen hierfür alternative Rollenvorbilder oder Muster ist dieser Prozess erschwert und der Schmerz um den Verlust von Geborgenheit und Unterstützung durch Großfamilie besonders schwerwiegend. In einem therapeutischen Setting könnte es deshalb für die Familien hilfreich sein, herauszuarbeiten, welche alternativen Ressourcen ihnen im Exil zur Verfügung stehen könnten und wie es ihnen gelingen könnte die Rollen innerhalb ihrer Familie neu auszuhandeln.

Aufgrund der starken Dominanz des Mannes in der Mehrzahl der Familien, ist das Setting dieser Untersuchung insgesamt ungeeignet, die Befindlichkeit von Frauen und Kindern und deren Copingverhalten hinreichend zu erfassen. Eine stärkere Berücksichtigung kultureller Gegebenheiten sollte

diesbezüglich in späteren Untersuchungen einen Eingang finden. Zudem ist der in dieser Arbeit benutze Interviewleitfaden für die direkte Untersuchung von Kindern ungeeignet. Hier böte sich eine ganz eigene Untersuchung, beispielsweise mit Hilfe vorgegebener Geschichten oder auch Rollenspiele an oder die Entwicklung eines eigenen kindgerechten Fragebogens. Zu beachten sind aber der zeitliche Aufwand und eventuelle räumliche Probleme, mit denen wir während der Interviews immer wieder konfrontiert wurden, falls die Untersuchung der Kinder parallel zu der der Eltern durchgeführt werden soll.

6. Zusammenfassung

Im Rahmen dieser Dissertation wurde eine Einzelfallstudie an insgesamt 9 aus Schwarzafrika geflohenen Flüchtlingsfamilien durchgeführt. Diese wurden mittels eines teilstandardisierten Leitfadeninterviews befragt. Ein Schwerpunkt der Befragung war, von den Familien zu erfahren, wie diese mit exemplarisch gewählten, belastenden Situationen in der Heimat und im Exil umgingen. Ein weiterer Schwerpunkt lag in der bewusst unstrukturierten Aufforderung an die Familien, uns ihre eigene Familiengeschichte zu erzählen. Dabei interessierte, welche wichtigen Erlebnisse aus der Familiengeschichte prägend für sie waren, welche Beziehungserfahrungen die einzelnen Familienmitglieder gemacht hatten und inwieweit die eigene Familie als Ressource bei der Bewältigung oben erwähnter belastender Situationen herangezogen werden konnte. Zusätzlich sollte in den Interviews ein möglichst differenziertes Bild von der sozialen, rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und gesundheitlichen Situation der Familien gewonnen werden, da Kontext, Begleitfaktoren, Vorerfahrungen und zugängliche Ressourcen die Bewältigungsfähigkeit einer Familie entscheidend mit prägen.

Für Auswertung wurden die transkribierten Interviews anhand von neun entwickelten Fragen analysiert. Die so gewonnenen Ergebnisse wurden in ausformulierter Form dargestellt. Dabei wurden stets die Ergebnisse der verschiedenen Familien miteinander in Beziehung gesetzt. Es wurde Wert darauf gelegt, neben kognitiv zugänglichen Formen des Coping auch affektive und reflexive Fähigkeiten zu messen. Hierfür wurden die Kohärenz des Narrativs, die Fähigkeit, Affekt und Inhalt miteinander zu verbinden, sowie die Fähigkeit, die Erfahrungen der einzelnen Familienmitglieder in Beziehung zueinander zu setzen herangezogen.

Die Ergebnisse zu den einzelnen Fragen wurden zu Hypothesen zusammengefasst und es wurden Anregungen für zukünftige Forschungsvorhaben gegeben.

7. Literatur

Adam, H.; Riedesser, P. und Walter, J. (1994). Wenn das Vertrauen zu Menschen verloren geht: Seelische Probleme des Flüchtlingskindes. *Welt des Kindes*, Nr. 2 .

Adegboyega, O.; Ntozi, J. P. M. und Ssekamatte-Ssebuliba, J. B. (1997). The African family: data, concepts an methodology. Adepoju, Aderanti (Hrsg.). In *Family, Population & Development in Africa*. London: Zed Books Ltd.

Adepoju, A.; Mbugua, W. (1997). The African family: an overview of changing forms. Adepoju, Aderanti (Hrsg.). In *Family, Population & Development in Africa*. London: Zed Books Ltd.

Adick, C. (1993). Togo. Nohlen, D.; Nuscheler, F. (Hrsg.). In *Handbuch der Dritten Welt; Band 4. Westafrika und Zentralafrika..* S. 404-418; 3., neu bearbeitete Aufl.; Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH.

Aldwin, C. M. (1994). *Stress, Coping, and Development. An Integrative Perspective.* New York; London: The Guilford Press.

American Psychiatric Association (1994). *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders. 4th Edition: DSM-IV*. Washington, DC: American Psychiatric Association.

amnesty international (1994). *Neubeginn in Togo - Eine Chance für die Menschenrechte?* AI Index: AFR 57 / 02 / 94. amnesty international. London: International Secretariat.

Anthony, J. E. (1987). Risk, vulnerability and Resilience: an overview. Anthony, J.E., Cohler, J. (Hrsg.). In *The invulnerable child*. S. 3-48; New York, London.

Aryee, A.F. (1997). The African family and changing nuptiality patterns. Adepoju, Aderanti (Hrsg.). In *Family, Population & Development in Africa*. London: Zed Books Ltd.

Bauer, A. (1979). Kind und Familie in Schwarzafrika. Prof. Dr. Diether Breitenbach. In *Sozialwissenschaftliche Studien zu internationalen Problemen; Heft 42.* Saarbrücken: Verlag Breitenbach.

BECK-Texte im dtv (2000). AuslR. Deutsches Ausländerrecht. 13. Auflage; München.

Becker, D. (1995). The Deficiency of the Concept of PTSD. When Dealing with Victims of Human Rights Violations. Kleber, R.; Figley, C.R.; Gersons, B.P.R. (Hrsg.). In *Beyond Trauma; Cultural and Social Dynamics.* S. 99-110; New York: Plenum Press

Becker, D. (1992). *Ohne Haß keine Versöhnung: Das Trauma der Verfolgten.* Freibung (Breisgau): Kore Verlag GmbH

Bettelheim, B. (1977). *The Ultimate Limit.* The free Press of Glencoe.

Bürgin, D. (1993). Eltern werden... (Anmerkungen zu einer normativen Entwicklungskrise). *Kinderanalyse.* Nr. 3; S. 273-302; Klett-Verlag

Cierpka, M. (1996). Familiendiagnostik. Cierpka, M. (Hrsg.). *In Handbuch der Familiendiagnostik.* S. 1-24; Heidelberg, Berlin, New York: Springer.

Creamer, M. (1995). A Cognitive Processing Formulation of Posttrauma Reactions. Kleber, R.; Figley, C.R.; Gersons, B.P.R. (Hrsg.). In *Beyond Trauma; Cultural and Societal Dynamics.* S. 55-74; New York: Plenum Press.

DFG-Sonderforschungsbereich 1647 (1997). Erstantrag: *Umbrüche in afrikanischen Gesellschaften und ihre Bewältigung.* Universität Hamburg; Projekt C6. S. 547-576.

Diederichsen, T. (1997). Angola 1996. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.). In *Afrika Jahrbuch 1996.* S. 339-343; 1. Aufl. Opladen: Leske und Budrich.

Diederichsen, T. (1996). Angola 1995. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.). In *Afrika Jahrbuch 1995.* S. 336-340; 1. Aufl. Opladen: Leske und Budrich.

Diederichsen, T. (1995). Angola 1994. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.). In *Afrika Jahrbuch 1994.* S. 327-33; 1. Aufl. Opladen: Leske und Budrich.

Diederichsen, T. (1994). Angola 1993. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.). In *Afrika Jahrbuch 1993.* S. 328-333; 1. Aufl. Opladen: Leske und Budrich.

Domnik, A. (1996). *Hochbelastende Erfahrungen im Berufsalltag von Polizistinnen und Polizisten.* Diplomarbeit im Studiengang Psychologie. Hamburg.

Eckenrode, J. (1991). Introduction and Overview. Eckenrode, J. (Hrsg.). In *The Social Context of Coping.* New York; London: Plenum Press.

Erikson, E.H. (1979). *Kindheit und Gesellschaft.* Stuttgart: Klett.

Figley, C.; Kleber, R. J. (1995). Beyond the "Victim" - Secondary Traumatic Stress. Kleber, R.; Figley, C.R.; Gersons, B.P.R. (Hrsg.). In *Beyond Trauma; Cultural and Societal Dynamics.* S. 75-98; New York: Plenum Press.

Fischer, G.; Gurris, N.; Pross, C. ; Riedesser, P. (1996). Psychotraumatologie - Konzepte und spezielle Themenbereiche. Adler, R. H.; Herrmann, J. M.; Köhle, K.; Schonecke, O. W.; v. Uexküll, T.; Wesiack, W. (Hrsg.). In *Psychosomatische Medizin.* S. 543-552; 5. Aufl. München; Wien; Baltimore: Urban & Schwarzenberg.

Flick, U. (1991). *Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* 1.Aufl. München: Psychologie-Verlag-Union.

Folkman, S.; Chesney, M.; Mc Kusick, L. ; Ironson, G.; et al. (1991). Translating Coping Theory into an Intervention. Eckenrode, J. (Hrsg.). In *The Social Context of Coping.* New York; London: Plenum Press.

Fonagy P., Steele , M.&H., Higgitt, A., Target, M. (1992). The theory and practice of resilience. *Journ. of Child Psychology and Psychiatry*. Nr. 35; S. 231-257.

Fonagy P., Steele , M.&H., Target, M., Schachter, P. (1996*). A Reflective-Self Functioning Manual for application to adult attachment interviews.* Unveröffentlichtes Manuskript.

Freedy, J. R.; Donkervoet, J. C. (1995). Traumatic Stress; An Overview of the Field. Freedy, J. R.; Hobfoll, S. E. (Hrsg.) In *Traumatic Stress - From Theory to Practice.* S. 5-28; New York: Plenum Press.

Freud, A. (1936). *Das Ich und die Abwehrmechanismen.* 15. Aufl.; Frankfurt: Fischer.

Frevert, G.; Cierpka, M.; Jorachky, P. (1996). Familiäre Lebenszyklen. Cierpka, M. (Hrsg.). In *Handbuch der Familiendiagnostik.* S. 163-194; Heidelberg, Berlin, New York: Springer.

Green; Bonni, L. (1994). Psychosocial research in Traumatic Stress: an Update. *Journal of Traumatic Stress*; Nr. 7; S. 341-362.

Hawley, D. R.; De Haan, L. (1996). Towards a definition of family resilience: Integrating life-span and family perspectives. *Family Process*; Nr. 35 (3); S. 283-298.

Keilson, H. (1979). Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Glatzel, J.; Krüger, H. und Scharfetter, C. (Hrsg.) In *Forum der Psychiatrie: Neue Folge 5.* Stuttgart: Enke.

Koch, D. F. (1995). Ein lösungs- und ressourcenorientierter Therapieansatz für Gewalt und Trauma bei politisch Verfolgten. Peltzer, K.; Aycha, A.; Bittenbinder, E. (Hrsg.). In *Gewalt und Trauma; Psychopathologie und Behandlung im Kontext von Flüchtlingen und Opfern organisierter Gewalt.* S. 127-156; IKO-Verlag.

Kohnert, D. (1997). Togo 1996. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1996.* S. 178-182; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Kohnert, D. (1996). Togo 1995.Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1995.* S. 174-178; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Kohnert, D. (1995). Togo 1994.Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1994.* S. 165-169; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Kohnert, Dirk (1994). Togo 1993. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1993.* S. 173-176; 1. Aufl. Opladen: Leske und Budrich.

Körner, P. (1997). Zaire 1996. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1996.* S. 215-223 1. Aufl. Opladen: Leske und Budrich

Körner, P. (1996). Zaire 1995. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1995.* 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Körner, P. (1995). Zaire 1994. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1994.* 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Körner, P. (1994). Zaire 1993. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1993.* 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Körner, P. (1993). Zaire. Nohlen, D.; Nuscheler, F. (Hrsg.) In *Handbuch der Dritten Welt; Band 4. Westafrika und Zentralafrika.* S. 503-523; 3., neu bearbeitete Aufl.; Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH.

Kraul, A.; Ratzke, K.; Reich, G.; Cierpka, M. (1996). Familiäre Lebenswelten. Cierpka, M. (Hrsg.) In *Handbuch der Familiendiagnostik.* S. 195-222; Heidelberg, Berlin, New York: Springer.

Lamnek, S. (1995a). Lamnek, S. (Hrsg.) In *Qualitative Sozialforschung; Band 1; Methodologie.* 3., korrigierte Auflage; Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.

Lamnek, S. (1995b). Lamnek, S. (Hrsg.) In *Qualitative Sozialforschung; Band 2; Methoden und Techniken.* 3., korrigierte Auflage; Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.

Langer, I. (1996). *Das persönliche Gespräch als Weg in psychologischen Forschung*. Kapitel IV. Langer, I. (Hrsg.). Unveröffentlichtes Manuskript; S. 201-240; Hamburg.

Lazarus, R. S.; Launier, R. (1981). Streßbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. Nitsch, J. R. (Hrsg.) In *Streß.* Bern: Huber.

Mattes, H. (1997). Sudan 1996. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1996.* S. 307-312; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Mattes, H. (1996). Sudan 1995. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1995.* S. 304-309; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Mattes, H. (1995). Sudan 1994. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1994.* S. 298-303; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Mattes, H. (1994). Sudan 1993. Institut für Afrika-Kunde. Hofmeier, R. (Hrsg.) In *Afrika Jahrbuch 1993.* S. 301-307; 1. Aufl.; Opladen: Leske und Budrich.

Mattes, H. (1993). Sudan. Nohlen, D.; Nuscheler, F. (Hrsg.) In *Handbuch der Dritten Welt; Band 4. Westafrika und Zentralafrika.*; S. 156-177; 3., neu bearbeitete Aufl.; Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH.

Mayring, P. (1989) Qualitative Inhaltsanalyse. Jüttemann, G. (Hrsg.) In *Qualitative Forschung in der Psychologie; Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendugsfelder.* S. 187-211; 2. Aufl.; Heidelberg: Ansanger Verlag.

Mc Farlane, A. C. (1995). The Severity of the Trauma / Issues about its role in Posttraumatic Stress Disorder. Kleber, R.; Figley, C.R.; Gersons, B.P.R. (Hrsg.) *Beyond Trauma; Cultural and Societal Dynamics.* S. 31-54; New York: Plenum Press.

Mc. Cubbin, H.I.; Needle, R.H.; Wilson, M. (1985). Adolescent Health Risk Behaviour: Family Stress and Adolescent Coping as Critical Factors. *Journal of Applied Family and Child Studies*; Nr. 34; S. 51-62.

Meyns, P. (1993). Angola. Nohlen, D.; Nuscheler, F. (Hrsg.) In *Handbuch der Dritten Welt.* S. 320-338; 3., neu bearbeitete Aufl.; Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH.

Murphy, L., Moriarty, A. (1976). *Vulnerability, Coping and Growth: From Infancy to Adolescence.* New Haven: Yale University Press.

Ocholla-Ayayo, A.B.C. (1997). The African family between tradition and modernity. Adepoju, A-deranti (Hrsg.). In *Family, Population & Development in Africa*. London: Zed Books Ltd.

Peltzer, K. (1995). Trauma im Kontext von Opfern organisierter Gewalt. Peltzer, K.; Aycha, A.; Bittenbinder, E. (Hrsg.). *Gewalt und Trauma; Psychopathologie und Behandlung im Kontext von Flüchtlingen und Opfern organisierter Gewalt.* IKO-Verlag

Perosa, S.L.& L.M. (1993). Relationships among Minuchin´s Structural Family Model, Identity, Achievement, and Coping Style. *Journal of Consulting Psychology*. Nr. 40; S. 479-489.

Pynoos, R. S., Steinberg, A.M., & Wraith, R. (1995). A Developmental model of childhood traumatic stress. Cichetti, D. & Cohen, D. (Hrsg.) In *Developmental psychopathology (Vol. II).* S. 72-95. New York.

Riedesser, P.; Verderber, A. (1996). Pehle, W.H. (Hrsg.). *Maschinengewehre hinter der Front; zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie.* 1. Auflage; Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Rwezaura, B.; Armstrong, A.; Welshman, N. et al. (1995). Parting the long grass. Revealing and reconceptualising the African family. Rothman, Fred B. (Hrsg.). *Journal of legal pluralism and unofficial law*. Nr. 35; S. 25-73; Littleton / Colo.

Saigh, P.A. (1995). Saigh, P.A. (Hrsg.) *Posttraumatische Belastungsstörung: Diagnose und Behandlung psychischer Störungen bei Opfern von Gewalttaten und Katastrophen.* 1. Aufl.; Bern; Göttingen; Toronto; Seattle: Huber.

Saß, H.; Wittchen, H.-U. ; Zaudig, M. (1996). *Diagnostisches und statistisches Manual Psychischer Störungen: DSM-IV.* Weinheim, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hofgrefe.

Scheeringa, M. S.; Zeanah, C. H.; Drell, M. J.; Larrieu, J. A. (1995). Two Approaches to the Diagnosis of Posttraumatic Stress Disorder in Infancy and Early Childhood. *Journal of American Academic Child & Adolescent Psychiatry.* Nr. 34 (2); S. 191-200.

Schepker, R. (1997). Posttraumatische Belastungsstörungen im Kindesalter- Diagnose, Verlaufsprädiktoren und therapeutische Strategien. *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie*. Nr. 25; S. 46-56.

Summerfield, D. (1995). Addressing Human Response to War and Atrocity. Kleber, R.; Figley, C.R.; Gersons, B.P.R. (Hrsg.). *Beyond Trauma; Cultural and Societal Dynamics.* S. 17-29; New York: Plenum Press.

Tribunal AG; Flüchtlingsrat Hamburg (1996). Angeklagt: HAMBURG, Tribunal gegen die Flüchtlingspolitik der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg.

Van der Kolk, W.; Burbridge, J.; Suzuki, J. (1997) *Die Psychobiologie traumatischer Erinnerungen: klinische Folgerungen aus Studien über Neuroimagination.* Conference Proceedings.

Van der Veer, G. (1995). Psychotherapeutic Work with refugees. Kleber, R.; Figley, C.R.; Gersons, B.P.R. (Hrsg.) In *Beyond Trauma; Cultural and Societal Dynamics.* S. 152 –170; New York: Plenum Press.

Van der Trommel, M.J. (1995). Posttraumatisches Streßsyndrom. Peltzer, K.; Aycha, A.; Bittenbinder, E. (Hrsg.). *Gewalt und Trauma; Psychopathologie und Behandlung im Kontext von Flüchtlingen und Opfern organisierter Gewalt.* IKO-Verlag.

Walsh, F. (1997). The concept of family resilience. *Family Process*. Nr. 35 (3); S. 261-281; Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH.

Walter, J. (1997). *Intergenerationale Verarbeitung von Exilzyklen durch Flüchtlingsfamilien*. Kongreßband der Abschlußkonferenz des SFB: Folgen der Arbeitsmigration für Bildung und Erziehung. Bonn.

Walter, J. (1994). *Twelve Years After- A Follow-Up of Chilean Families in German Exile Twenty Years after the Military Coup.* International Conference- Health, Political Repression, and Human Rights. Manila.

Walter, J. (1991). *Psychosoziale Probleme der Kinder chilenischer Exilierter in der Bundesrepublik Deutschland*. Inaugural-Dissertation im Fachgebiet Medizin. Freiburg i. Breisgau.

Walter, J. (1995). Krieg, Verfolgung und Trauma bei Kindern. Peltzer, K.; Aycha, A.; Bittenbinder, E. (Hrsg.) In *Gewalt und Trauma; Psychopathologie und Behandlung im Kontext von Flüchtlingen und Opfern organisierter Gewalt.* IKO-Verlag.

Walter, J.; Riedeser, P. (1995). Why has my father changed? Adam, H.; Riedesser, P.; Riquelme, H; Walter, J.; Verderber, A. (Hrsg.) In *Children, War and Persecution*. S. 75-79; Osnabrück: Sekolo Verlag.

Walter, J.; Romer, G.; Riedesser, P.; Adam, H. (1994): Krieg und Verfolgung- Seelische Verletzungen bei Kindern und Eltern. Klaus Schäffer (Hrsg.) In *Wir werden wieder glücklich sein, und alles war ein schlimmer Traum.* S. 151-167; Freiburg: Herder, Spektrum.

WHO (1991). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen; ICD-10* , Kapitel V (F). Dilling, H.; Mombour, W. ; Schmidt, M.H. (Hrsg.). 1. Aufl.; Bern; Göttingen; Toronto: Huber.

Wiedemann, P. M. (1989). Deutungsmusteranalyse. Jüttemann, G. (Hrsg.). In *Qualitative Forschung in der Psychologie; Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.* S. 212-226; 2. Aufl.; Heidelberg: Ansanger Verlag.

Witzel, A. (1989). Das problemzentrierte Interview. Jüttemann, G. (Hrsg.). In *Qualitative Forschung in der Psychologie; Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.* S. 227-254; 2. Aufl.; Heidelberg: Ansanger Verlag.

8. Anhang

8.1. Herkunftsländer der von uns interviewten Familien - wichtigste gesellschaftspolitische Grundlagen:

8.1.1. Togo

(Quellen: Adick, 1993; Kohnert, 1994-1997; amnesty international, Jahresberichte 1997-1999)

- eines der am dichtesten besiedelten Länder Afrikas; wirtschaftlich wenig entwickelt; nur 6% der Bevölkerung gehen bezahlter Lohnarbeit nach, aber ausreichende Nahrungsmittelproduktion
- die Bevölkerungsmehrheit hängt bis auf den heutigen Tag traditionellen Religionen an. 15% der Bevölkerung sind Muslime und 30% sind Christen, religiöse Konflikte traten bisher nicht auf
- 1884-1919 deutsche Kolonie, anschließend England und Frankreich als Völkerbund-Mandat zugeteilt; der kleinere britische Teil liegt im Gebiet des heutigen Ghana, aus dem französischen Teil ging am 27. 4. 1960 das heutige Togo hervor
- 1963 Ermordung des 1. Präsidenten, *S. Olympio,* durch eine Gruppe Offiziere unter Führung von *E. G. Eyadéma;* anschließend Neuwahlen
- 1967 militärischer Staatsstreich durch *Eyadéma* der bis zum heutigen Tag an der Macht geblieben ist; Gleichschaltung aller gesellschaftspolitischen Gruppen und Unterstellung unter seine Einheitspartei (RPT) und deren Unterorganisationen; systematische Menschenrechtsverletzungen und Unterdrückung der Opposition
- ab 1990 Beginn einer Demokratisierungsbewegung; die Opposition beruft eine unabhängige Nationalversammlung als Übergangsregierung, die *J. K. Koffigoh* zum eigenen Ministerpräsidenten wählt
- Eyadéma macht zunächst Zugeständnisse, um dann bald darauf durch den Einsatz miliärischen Drucks und das Ausspielen der Oppositionellen gegeneinander seine Macht wieder zu festigen
- öffentliche Massendemonstrationen beantwortet das Militär mit Massakern an der Bevölkerung; 10% der Bev. fliehen daraufhin in Nachbarländer
- stattfindende Parlaments- und Präsidentschaftswahlen werden manipuliert; Militär und Miliz verbreiten im Vorfeld Angst, Opposition wird massiv an Teilnahme und Kandidatur behindert; Oppositionelle werden verfolgt, gefoltert und extralegal hingerichtet; trotzdem gewinnt die Opposition die Parlamentswahlen von 1994; das Gericht lässt daraufhin die Wahlergebnisse noch nachträglich verfälschen; Eyadéma gelingt es zudem Opposition zu spalten, und sich so erneut die Mehrheit zu sichern
- 1992 Ausrufung eines unbefristeten Generalstreikes, die EU und andere Geber stellen Entwicklungshilfe ein; dennoch zeigt der wirtschaftlicher Druck wenig Erfolg bezüglich eines Einlenkens Eyadémas

8.1.2. Sudan

(Quellen: Mattes, 1993-1997; amnesty international, Jahresberichte 1997-1999)

- Von 1899-1956 als Kondominium zwischen England und Ägypten Errichtung des Anglo-Ägyptischen Sudan
- 1956 Erhalt der Unabhängigkeit, ohne Erreichen politischer Stabilität, in den folgenden Jahren rascher Wechsel zwischen verschiedenen Militärregierungen und Zivilregierungen
- Zusammenschluss politischer Kräfte des christlich geprägten Süden zur südsudanesischen Befreiungsfront und dessen militärischem Arm, der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee (SPLA), mit dem Ziel, sich (gemeinsam mit säkular orientierten, nationalistischen Kreise des Nordens) gegen die religiöse und kulturelle Vereinnahmung durch die dominierenden, radikalen Moslems zu behaupten; neben religiösen Faktoren, spielen verschiedene weit zurück reichende ethnische und sozioökonomische Faktoren, sowie politischen Fehlentscheidungen während der Kolonialzeit eine Rolle
- Seit 1955 militärische Eskalation des Konfliktes, welcher nur zwischen 1972 bis 1983 kurzfristig zur Ruhe kam; trotz wiederholter Großoffensiven durch das sudanesische Militär gelang es bisher keiner Seite, einen definitiven Sieg über die andere zu erzielen. Insgesamt kamen in diesem Bürgerkrieg seit 1983 ca. 1 Mio. Menschen ums Leben; 4,5 Mio. befinden sich auf der Flucht.
- 1989 militärischer Staatsstreich durch *Al-Bashir*; Errichtung eines streng islamischen Staates; Einführung der Scharia als verbindliches Gesetz auch für Nichtmuslime; massenhafte Zwangsbekehrungen; massive Menschenrechtsverletzungen (Folter, ungesetzliche Festnahmen) durch Sicherheitsdienst und Geheimpolizei gegenüber nichtarabischen und nichtislamischen Bevölkerungsgruppen, gegenüber der politischen Opposition, sowie moderaten Muslimen, vor allem im Südsudan und an den Nuba Bergen
- zunehmende Massenverelendung und ökonomischer Niedergang des Landes führen immer wieder zu erfolglosen Umsturzversuchen und Protestunruhen
- Zusammenschluss verschiedener verbotener politischer Parteien, Gewerkschaften und Streitkräfte in wechselnden Allianzen, führen zu keinen durchgreifende Erfolgen im Kampf gegen die Regierung; die unter Vermittlung der Nachbarländer Äthiopien, Eritrea, Kenia und Uganda durchgeführten Friedensgespräche werden immer wieder ohne Ergebnis vertagt
- ab Mitte der 90er Jahre zunehmende militärische Unterstützung der Rebellen im Süden des Landes durch die Auslandsopposition
- Zunehmende internationale Isolation, Ausschluss aus dem IWF; die USA setzen den Sudan ´93 auf die Liste der Staaten, die den Terrorismus unterstützen

8.1.3. Demokratische Republik Kongo/ ehem. Zaire

(Quellen: Körner, 1993-1997; amnesty international, Jahresberichte 1997-1999)

- sehr fruchtbares Land mit riesigem Potential an natürlichen Ressourcen, dennoch gemessen am Pro-Kopf-Einkommen einer der ärmsten Staaten der Welt; Infrastruktur weitgehend verfallen
- Ethnisch, linguistisch und soziokulturell sehr heterogen; Großteil der Bevölkerung sind Christen, Islam kaum verbreitet
- Von 1884/5 bis 1960 belgische Kolonie
- Erster Präsident *P. Lumumba;* Bildung einer „nationalistischen" Regierung; wird 1961 mit Hilfe Belgiens und USA von der Macht geputscht und ermordet, da vermeintlich prokommunistisch; kriegerische Auseinandersetzungen verschiedener, rivalisierender Kräfte um die Macht („Kongowirren"); 1965 durch das CIA unterstützter Staatsstreich durch den antikommunistischen Armeechef *S.S. Mobutu*
- Diktatorischer Ausbau der Macht *Mobutus*; politische Gleichschaltung, Verbot anderer Parteien; Repression der Opposition mittels massiver Menschenrechtsverletzungen
- Ökonomisch bis Mitte der 70er Jahre Wachstumsphase; kreditfinanzierte Großprojekte und gigantische Geldverschwendung, Bereicherung des Auslandes und des politischen Clans um Mobutu, sowie systematische Korruption, treiben das Land in die Zahlungsunfähigkeit
- immer wieder bewaffnete Aufstände, an denen der spätere Präsident *L.D. Kabila* beteiligt ist und deren Niederschlagung nur mittels militärischer Unterstützung durch Europa und die USA gelingt; seit Beginn der 90er Jahre zunehmender oppositioneller Druck führt zur Aufhebung des Einparteiensystems und politischer Liberalisierung; Spaltung der Opposition durch *Mobutu* und Zunahme der politischen Instabilität; zunehmende Plünderungen durch Söldner
- Durch das Mobutu-Regime angestachelte Pogrome gegen im Grenzgebiet lebende Hutu und Tutsi; zusätzlich Instrumentalisierung der nach Zaire geflohenen Hutu und der in den Flüchtlingslagern operierenden Hutu-Milizen, um sich vor dem Einfluss von Tutsi im eigenen Land zu entledigen; zunehmend unkalkulierbarere Gewaltexzesse und ethnische Säuberungen; ab Oktober 1996 bewaffneter Widerstand der verfolgten Tutsi und verbündeter Volksgruppen, die Unterstützung aus Ruanda und Burundi erhalten
- ab 1996 von Ostzaire ausgehender, erfolgreicher militärischer Aufstand gegen das Mobutu-Regime, das seine Unterstützung durch die USA verloren hatte; Oktober 1996 Zusammenschluss verschiedener oppositioneller Kräfte *zur ´Alliance des Forces Démocratiques pour la Libération du Congo-Zaire´ (AFDL*) unter Führung *Kabilas*; Unterstützung der AFDL u.a. durch Uganda und Rwanda
- Mai 1997 Sturz *Mobutus* und Ernennung *Kabilas* zum neuen Präsidenten; Umbenennung des Landes in *´Demokratische Republik Kongo´*; Bildung einer Übergangsregierung; Aufhebung der Verfassung und Verbot aller parteipolitischen Aktivitäten außerhalb der AFDL

- Zunehmende Verfolgung, Folterung und Misshandlung von Oppositionellen, Anhängern des alten Regimes und freizügig gekleidete Frauen; Fortsetzung der Pogrome gegen Hutu durch AFDL
- Erneut militärische Auseinandersetzungen im Osten des Landes, zwischen der AFDL und früheren Verbündeten *Kabilas,* die sich zu einer neuen Oppositionsallianz (*Rassemblement congolais pour la démocratie ; RCD*) zusammengeschlossen hatten und durch Streitkräfte aus Burundi, Ruanda und Uganda unterstützt wurden; Ausweitung der Kampfhandlungen ab August ´97 zu einem Krieg; Unterstützung *Kabilas* durch Angola, den Tschad, Namibia und Zimbabwe
- Sämtliche Versuche der Vereinten Nationen, der Organisation für Afrikanische Einheit, der Südafrikanischen Entwicklungsgemeinschaft, der Bewegung der Blockfreien Staaten und verschiedener afrikanischer Regierungen, die Konfliktparteien zur Aufnahme von Verhandlungen über eine Beilegung der Feindseligkeiten zu bewegen blieben ergebnislos

8.1.4. Angola

(Quellen: Meyns, 1993; Diederichsen, 1994-1997; amnesty international, Jahres-berichte 1997-1999)

- 1975 Unabhängigkeit nach fast 500jähriger portugiesischer Kolonialpräsenz; 1961-1971 bewaffneter Befreiungskampf, durch insgesamt drei verfeindete, miteinander konkurrierende Befreiungsbewegungen, der nur aufgrund eines politischen Machtwechsels in Portugal beendet wird. Eine gemeinsame Übergangsregierung der drei Parteien (der „kommunistischen“ *MPLA,* sowie der kapitalistischen *UNITA* und *FLNA)* zur Vorbereitung freier Wahlen scheitert an deren unüberwindbaren politischen Differenzen. Die *UNITA* erfährt militärische Unterstützung durch die USA und Südafrika, Kuba und die Sowjetunion unterstützen die *MPLA*; diese kann sich 1977 unter Führung von *Neto* durchsetzen und beginnt mit dem Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft, bleibt aber angewiesen auf ständige militärische Unterstützung; die *UNITA* unter ihrem Führer *J.M. Savimbi* setzt ihren Guerillakrieg gegen die neue Regierung fort und wird dabei weiterhin von Südafrika, sowie den USA unterstützt; 1979 wird *J.E.dos Santos* Nachfolger von *Neto*
- Von den reichen Erdöl- und Diamantenvorkommen des Landes, welche die *MPLA* mittels westlicher Konzerne erschließen lässt, profitieren nur die um Staatsapparat herum gruppierten privilegierten Schichten und die Bürgerkriegsparteien; die Bevölkerung ist bettelarm, das Land sogar von Nahrungsimporten abhängig, die Infrastruktur liegt völlig brach; die jährliche Inflation beträgt bis zu 3000%
- 1991 Friedensschluss mit der *UNITA*; die Überwachung des Friedensabkommens wird einer Kommission übertragen, in der neben der *MPLA*-Regierung und der *UNITA* als Mitglieder Portugal, USA und Russland als Beobachter teilnehmen

- *MPLA* gewinnt die 1992 abgehaltenen Wahlen; woraufhin die *UNITA* den bewaffneten Kampf erneut aufnimmt; es kommt zur faktischen Aufteilung des Landes in *MPLA*- und in *UNITA*-kontrollierte Gebiete; ab 1993 Eskalation der Kämpfe; die *UNITA* betreibt eine Politik der verbrannten Erde
- Friedensgespräche unter Moderation der UNO und Anwesenheit von Russland, USA und Portugal werden von der *UNITA* immer wieder boykottiert, USA entzieht daraufhin der *UNITA* endgültig ihre Unterstützung; die UNO verhängt ein Waffen- und Ölembargo gegenüber der *UNITA;* 1994 Unterzeichnung eines gemeinsamen Friedensabkommens
- 1997 Bildung einer gemeinsamen Regierung der Nationalen Einheit und Versöhnung
- Demobilisierung der Truppen und Rückzug der *UNITA* aus den ehemals eroberten Gebieten werden immer wieder verzögert; Menschenrechtsverletzungen unverändert beobachtet; 1998 erneute Eskalation bewaffneter Auseinandersetzungen

8.2. Interviewleitfaden

1. Beschreibung des Projektes/ Ziel des Gespräches

2. Personendaten

-Namen
-Alter der ersten Generation und der Kinder
-Wohnort in der Heimat und der Bundesrepublik
-Umzüge und deren Gründe
-Fluchtwege
-Beschäftigung der 1. Generation in der Heimat und in der BRD
-Dauer des Exils
-Status im Exil

3. Das Familiennarrativ:

„Erzählen sie uns die Geschichte ihrer Familie. Sie können sich dafür soviel Zeit nehmen wie sie gerne möchten.“
„Jetzt würden wir sie gerne bitten, uns einmal eine Definition des Begriffs ´Familie´zu geben, so wie sie diesen verstehen.“
„Was ist eine Familie?“
„Wer gehört alles zur Familie?“
„Was sind die Aufgaben einer Familie?“

4. Der Problemlöseteil:

"Wie kam es damals zur Entscheidung zu fliehen?"
"Von wem ging die Entscheidung aus?"
"Wie haben die anderen Familienmitglieder darauf reagiert?"
"Was wären die Alternativen gewesen? Was glauben sie, wäre passiert, wenn sie nicht zu diesem Zeitpunkt geflohen wären? Was wäre leichter, was schwerer geworden?"
(Wenn Zeit und Bedarf ist, analoge Fragen zum politischen Engagement oder Vergleichbarem stellen)

"Viele Flüchtlingsfamilien berichten, immer wieder das Gefühl zu haben, hier nicht willkommen zu sein und von Deutsche abgelehnt zu werden, weil sie Afrikaner sind.
Wie erleben sie das?"
"Wie sind sie bisher damit umgegangen?"

"Wie ergeht es diesbezüglich den anderen Leuten in ihrer Familie, speziell ihren Kindern und wie gehen diese damit um?"
"Wo glauben sie, könnten sie bei sich und ihrer Familie etwas ändern, damit die Situation für sie leichter wird und wo glauben sie, muss sich ihre Umwelt ändern?"
"Was würde passieren, wenn sich in ihrer Umwelt *nichts* änderte?"

5. Die Zukunft:

"Wie stellen sie sich die Zukunft ihrer Familie in fünf Jahren vor?"
"Könnten sie sich vorstellen, irgendwann in ihre Heimat zurückzukehren?"
"Von wem glauben sie, wird diese Entscheidung ausgehen und wie werden die anderen in der Familie darauf reagieren?"
"Was glauben sie, wird an Schwierigkeiten auf sie zukommen, wenn sie nach X-Jahren in ihre Heimat zurückkehren? Und was wird leichter sein?"

6. Ad-hoc-Fragen:

"Wie haben sie ihre Ankunft in Deutschland erlebt?"

"Was fällt ihnen ein an guten Erfahrungen, die sie hier in Deutschland gemacht haben?"

"Haben sie Kontakte zu Deutschen?"
"Gibt es Verständigungsprobleme? In welchen Situationen fällt es ihnen möglicherweise noch schwer sich in einer fremden Sprache mitzuteilen?"
"Wie geht es den Kindern damit?"
"Wie kommen die Kinder in der Schule zurecht?"
"Zu wem haben die Kinder Kontakt?"

"Sind sie oder ist sonst irgendjemand in der Familie politisch aktiv?"
"Welcher Art sind diese Aktivitäten?"

"Welcher Religion gehören sie an?"
"Praktizieren sie ihre Religion hier?"
"Welchen Stellenwert hat Religion für sie?"

"Wie sieht ihr alltägliches Familienleben aus?"
"Verbringen sie viel Zeit gemeinsam in der Familie oder geht jeder mehr seinen eigenen Weg?"
"Wird viel gemeinsam gesprochen in der Familie?"

"Worüber wird gesprochen?"
"Worüber können sie mit den anderen nicht sprechen?"
"Wer steht ihnen am nächsten in der Familie?"

"Was hat sich durch den Krieg / die Verfolgung in der Familie geändert?"
"Haben sie noch Kontakte zu Familienangehörigen, die nicht mit ihnen gemeinsam geflohen sind?"
"Wo leben diese heute? Wie geht es ihnen?"

"Welche Geschichte, welche Märchen oder Bücher haben sie besonders beeindruckt?"
"In welchen Situationen haben sie sich eventuell an diese erinnert?"
"Welche Geschichten oder Märchen erzählen sie ihren Kindern?"

7. Abschlussevaluation: Möglichkeit einer kurzen Rückmeldung durch die Familie

8. Zusätzliche Punkte (Interviewer / Rater) Auffällige Punkte bei der Verhaltensbeobachtung (Gestik, Mimik, Bildhaftigkeit, sprachliche Ausdrucksweise)

Besondere Reaktionen auf bestimmte Fragen

Atmosphäre und Emotionalität des Gespräches

9. Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei Herrn Dr. Joachim Walter für die Überlassung des interessanten Themas bedanken. Er gewährte mir jederzeit unkomplizierte Unterstützung und gab wertvolle Anregungen für die Arbeit.

Weiter gilt mein besonderer Dank Herrn Claus Barkmann, der mir bei der Entwicklung einer geeigneten Methodik wertvolle Hilfestellungen gab, sowie Katrin Weber, die die Interviews gemeinsam mit mir führte und einen Teil der Interviews transkribierte.

Danken möchte ich auch der Rechtsanwältin Erna Hepp, die sich immer wieder verdienstvoll für die rechtliche Anerkennung von Flüchtlingen eingesetzt hat und die uns einen Teil unserer Interviewpartner vermittelte, sowie den Mitarbeitern der Diakonie in Norderstedt, die sich ebenfalls um die Vermittlung von Familien bemühten und allen anderen, die Flüchtlingen hier in der Bundesrepublik nicht die Hilfe und Anerkennung verweigern, die sie verdienen.

Den Familien, die sich vertrauensvoll zur Durchführung der Interviews bereit erklärt hatten, möchte ich herzlich danken, für ihre Bereitschaft unter so widrigem Lebensumständen offen über belastende und sehr persönliche Erlebnisse aus ihrem Leben zu berichten. Ebenso gilt mein Dank den verschiedenen Dolmetschern, ohne deren Unterstützung viele Interviews nicht hätten geführt werden können.

Grigoris Karakatsoulis danke ich für seine Hilfe am Computer und meinem Vater sowie Frau Christel Borchert danke ich für das Korrekturlesen.

Herzlicher Dank gilt meinen Eltern, die mich das ganze Studium über sehr großzügig und in vielerlei Hinsicht unterstützt haben.

10. Lebenslauf

NAME:		Alexandra Kaie
ANSCHRIFT:		Bahrenfelder Steindamm 59 22761 Hamburg
GEBURTSDATUM:		21.05.1971
NATIONALITÄT:		deutsch
FAMILIENSTAND:		ledig
SCHULBILDUNG:	*1977-1981*:	Besuch der Grundschule in Hamburg
	1981-1990:	Besuch des Gymnasiums in Hamburg
	1990:	Abitur
AUSLANDSVOLONTARIAT:	*1991-1992:*	einjähriger Auslandsaufenthalt in Tanzania (Ostafrika), als ecomenical volunteer: Tätigkeit als Lehrerin für Biologie an einer ´secondary school´.
STUDIUM:	*1990-1991:*	Jura an der Universität Hamburg
	1992-1999:	Medizin an der Universität Hamburg
	1996:	12 wöchiger Studienaufenthalt an der Universität von New Mexico (Albuquerque), USA; Famulaturen in der Pädiatrie sowie Allgemeinmedizin; 4 Wochen Famulatur der in Kinder- und Jugendpsychiatrie in New York
	1999:	Abschluss des Medizinstudiums
STIPENDIUM:	*1992-1999*:	Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes
STUDENTISCHE AKTIVITÄTEN:	*1994-1998:*	Mitarbeit in einer Studienreformprojekt-Gruppe im Institut für Didaktik der Medizin; Entwicklung eines „problemorientierten“(POL), Modellstudienganges für die medizinische Ausbildung.
	1994-1995:	Tutorin der Orientierungseinheit und des Praktikums der Berufsfelderkundung für Medizinstudierende
	1994-1996:	Studentische Hilfskraft eines interdisziplinären Seminars "Ethik der Medizin"
WEITERBILDUNG:	*1996-1998:*	Ausbildung und Mitarbeit bei der Studentischen Telefonseelsorge
	1997:	einwöchige Fortbildung in "Positiver Psychotherapie, Transkultureller Psychotherapie und Familien-therapie"
BERUFLICHE NEBENTÄTIGKEIT:	*seit 1992:*	Arbeit in der Krankenpflege

11. Erklärung

Ich versichere ausdrücklich, dass ich die Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und die aus den benutzten Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen einzeln nach Ausgabe (Auflage und Jahr des Erscheinens), Band und Seite des benutzten Werkes kenntlich gemacht habe, und dass ich die Dissertation bisher nicht einem Fachvertreter an einer anderen Hochschule zur Überprüfung vorgelegt oder mich anderweitig um Zulassung zur Promotion beworben habe.

(Alexandra Kaie)